

Bei der Garde

1870-1871.



Von

D. Bernhard Rogge.

ULB Düsseldorf



+4158 570 01

Bibliotheks-Ordnung.

1. Bücher werden nur gegen Lösung einer Jahreskarte zu Mk. 3.— und einer Lesekarte zu 25 Pfg. entliehen.
2. Die Leihzeit eines Buches darf die Frist von 3 Wochen nicht überschreiten; wird bei einem Buch wissenschaftlichen Inhalts, Verlängerung der Leihzeit gewünscht, so muß dies bei der Bibliotheksverwaltung angezeigt werden. Romane, Novellen etc. werden nicht verlängert.
3. Wer ein Buch verliert oder beschädigt, hat für dasselbe Ersatz zu leisten; es ist verboten, die Bücher mit Randbemerkungen zu versehen.
4. Der rechtmäßige Eigentümer einer Leihkarte haftet für alle Bücher, die auf Grund derselben entliehen werden. Bücher an Dritte, die nicht demselben Haushalt angehören, weiter zu verleihen, ist strengstens untersagt.
5. Bücher können vorausbestellt werden; die vorgemerkten Bücher werden 3 Tage für den Besteller frei gehalten.
6. Leser, in deren Familie oder Haus eine ansteckende Krankheit herrscht, dürfen während dieser Zeit die Bibliothek nicht benutzen.
7. Etwaigen Wohnungswechsel hat der Leser sofort anzuzeigen.

Bei der Garde.

Erlebnisse und Eindrücke

aus

dem Kriegsjahre 1870/71.

Von

D. Bernhard Rogge,

Königl. Hofprediger in Potsdam,
f. 3. Feld-Divisions-Pfarrer der ersten Garde-Infanterie-Division und stellvertretender
Militär-Oberpfarrer des Gardekorps.



Mit vier Marken.

Hannover.

Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)

1895.

A. D. G. 1940

Ki

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

30.9 2328

Druck von August Grimpe in Hannover.

Seiner Excellenz

dem General der Infanterie und Gouverneur der Festung Mainz

Herrn von Holsleben,

Ritter hoher Orden,

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Hochverehrter Herr General!

Euer Excellenz sind seit dem Heimgange unseres unvergeßlichen Generals von Pape von den Wenigen, die aus dem Kreise unseres Divisionsstabes im Feldzuge von 1870/71 noch am Leben sind, der älteste Genosse jener großen Zeit. Wenn mir schon dieser Umstand den Mut giebt, Euer Excellenz zu bitten, die Widmung der nachfolgenden Blätter zur Erinnerung an die damals gemeinsam durchlebte Zeit freundlichst anzunehmen, so doch noch mehr der kameradschaftliche Sinn, den Euer Excellenz wie uns Allen, so auch mir bewährt haben, und den in unserer Mitte zu pflegen und zu erhalten, Sie ganz besonders bemüht gewesen sind. Zugleich ist es mir ein willkommener Anlaß, dem unauslöschlichen Dank für das freundliche Wohlwollen, mit dem Sie mir in der Ausübung meines Berufs jederzeit Ihre gütige Förderung haben zu Theil werden lassen, dadurch einen, wenn auch nur schwachen Ausdruck zu geben. — Dabei gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Euer Excellenz in den nachfolgenden Blättern gern auch manche eigene persönliche Erinnerung an frohe wie an ernste Stunden, die wir gemeinsam durchleben durften, wiederfinden werden.

Mit der Bitte, bei dem Rückblick auf jene Zeit mir auch ferner ein freundliches Andenken bewahren zu wollen, verbleibe ich in dankbarer Verehrung

Potsdam,

19. September 1895.

Euer Excellenz

treuergebener

D. Rogge.

Vorwort.

Nur zaghaft wage ich es, die Flut von „Erinnerungen, Erlebnissen, Kriegstagebüchern u. s. w.“, mit denen aus Anlaß der 25 jährigen Wiederkehr der großen Zeit von 1870/71 berufene und unberufene Schriftsteller den Büchermarkt überschwemmt haben, auch meinerseits noch zu vermehren. Schwerlich würde ich den Mut dazu gefunden haben, wenn mir nicht eine unerwartet an mich herangetretene Aufforderung des Verlegers die Anregung dazu gegeben hätte. Die von mir geltend gemachten Bedenken, daß ähnliche den Krieg betreffende Schriften schon in übergroßer Zahl vorliegen, hat der letztere mit der Versicherung zu entkräften gesucht, daß Erlebnisse aus der großen Zeit von so persönlichem Charakter, wie die hier mitgetheilten, auch jetzt noch immer auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen dürften. Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Annahme muß ich ihm überlassen. Allerdings sind ja die hier mitgetheilten Erlebnisse und Eindrücke aus der großen Zeit, deren 25 jähriges Gedächtnis wir in diesem Jahre feiern, durchaus persönlicher Art. Sie erheben in keiner Weise den Anspruch, einen Beitrag zu der Geschichte des großen Krieges im allgemeinen zu liefern. Vielleicht kommt ihnen aber in den Augen mancher Leser vor andern ähnlichen Veröffentlichungen aus jener Zeit das zu gute, daß der Gesichtskreis meiner Beobachtungen infolge mancher persönlichen Beziehungen, deren ich mich während des Krieges zu erfreuen gehabt habe, ein etwas weiterer gewesen ist, als bei manchen anderen, deren Mittheilungen aus dem Kriege sich trotzdem einer freundlichen Auf-

nahme zu erfreuen gehabt haben. Insbesondere dürften meine persönlichen Erlebnisse bei der Kaiserproklamation zu Versailles und an dem ihr vorangehenden Empfange der Deputation des Norddeutschen Reichstages im Hinblick auf die noch bevorstehende 25 jährige Wiederkehr dieser bedeutungsvollen Tage auch ein allgemeines Interesse beanspruchen. Vor allem aber hoffe ich, daß die hier vorliegenden Mitteilungen auf den Leser den Eindruck der vollen und ungeschminkten Wahrheit machen werden. Sie beruhen ausnahmslos auf tagebuchartigen Aufzeichnungen, die ich unter dem unmittelbaren Eindruck der damaligen Ereignisse gemacht und als Feldpostbriefe in die Heimat gesandt habe, und sind zum größten Teile den letzteren wörtlich entnommen. Nur habe ich, um Wiederholungen zu vermeiden, statt der zeitlichen Anordnung des Stoffes, wie sie in meinem Kriegstagebuch vorliegt, die nach sachlichen Gesichtspunkten vorgezogen, wie ich glaube nicht zum Schaden des Gesamteindrucks.

Zum Teil sind die hier mitgeteilten Erlebnisse und Eindrücke aus der Kriegszeit auch bereits in meinem, im Auftrage des Feldpropstes unmittelbar nach dem Kriege verfaßten Werke: „Die evangelischen Feld- und Lazarett-Geistlichen der preussischen Armee“, sowie in einzelnen vom Dasein gebrachten Aufsätzen veröffentlicht worden. Aber in dem ersteren mußten die persönlichen Beziehungen selbstverständlich ganz in den Hintergrund treten; auch handelte es sich dort lediglich um die amtliche Thätigkeit, die ich als Feldgeistlicher auszuüben gehabt habe, und endlich unterlagen bei dem halbamtlichen Charakter des Werkes meine Mitteilungen nach allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen der Kritik des Generalstabes bezw. des General-Kommandos, wodurch mir in mancher Beziehung eine Zurückhaltung auferlegt war, von der ich mich in dem vorliegenden Falle für entbunden erachten durfte. Bei den letzteren dagegen sind es einzelne Tage und Episoden aus der Kriegszeit gewesen, auf welche sich die Aufsätze beschränken mußten, während hier der gesamte Verlauf des Krieges, wie ich ihn erlebt habe, im Zusammenhange geschildert wird.

Der Gesamttitel „Bei der Garde“, unter dem ich meine Erlebnisse im Kriegsjahre zusammengefaßt habe, ist vielleicht insofern dem Inhalt der vorliegenden Schrift nicht ganz entsprechend, als meine wiederholte Thätigkeit im Königlich Hauptquartiere, insbesondere die aus Anlaß der Kaiserproklamation zu Versailles, mit meiner dienstlichen Stellung im Gardekorps in keinem unmittelbaren Zusammenhange gestanden hat. Immerhin aber ist es doch der Dienst bei der Garde gewesen, der mich ins Feld hinausgeführt hat, und als Augenzeuge der Kriegsergebnisse habe ich nur von solchen berichten können, bei dem das Gardekorps, insbesondere die erste Infanterie-Division desselben, beteiligt gewesen ist.

Welche Aufnahme aber auch die nachfolgenden Aufzeichnungen in weiteren Kreisen finden mögen, mir selbst haben sie jedenfalls den Gewinn eingetragen, daß ich mich beim Niederschreiben derselben noch einmal aufs lebhafteste in die große Zeit jener Tage im Geiste zurückversetzen und Tag für Tag die Erlebnisse derselben an mir vorüberziehen lassen durfte, und wenn niemandem sonst, werden sie jedenfalls meinen Kindern und Angehörigen und, wie ich zuversichtlich hoffen darf, auch manchen der noch lebenden Kriegskameraden eine nicht ganz wertlose Erinnerung bleiben.

Potsdam, 1. September 1895.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Die Tage der Rüstung	1
Der Vormarsch in feindes Land	12
Auf dem Schlachtfeld von St. Privat	25
Von St. Privat nach Sedan	47
Vorwärts nach Paris!	71
Während der Belagerung von Paris	82
Die Kaiserproklamation zu Versailles	115
Die Waffen ruhn	127
Während der Okkupation	150
Die Heimkehr	174



Die Tage der Rüstung.

Es war am 4. Juli 1870, als ich mit Frau und zwei Kindern zu einem, wie ich annahm, mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Wittekind bei Halle reiste, wo diesen Soolbäder verordnet waren. Wir nahmen den Weg über Gütergoh, wo damals mein Schwager, der Kriegsminister von Roon, auf seinem neu erworbenen Landsitz weilte. Eins von unsern Kindern sollte dort für die Zeit unserer Abwesenheit meiner Schwester in Obhut gegeben werden, und wir wollten die Verwandten vor unserer Abreise noch einmal begrüßen. An der Mittagstafel im Roon'schen Hause trafen wir eine Anzahl Offiziere der Garde-Artillerie, die, auf dem Wege zur Schießübung begriffen, hier in Einquartierung lagen. Mit den meisten der Herren war ich vom Feldzug 1866 her bekannt, und es war daher natürlich, daß gerade der 4. Juli, der Tag nach dem Jahrestage von Königgrätz, manche Erinnerungen an den deutsch-österreichischen Feldzug wachrief und daß diese einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bei Tische bildeten. Aber niemand dachte an die Nähe eines abermaligen Feldzuges. Im Gegenteil, die Zuversicht, daß für die nächste Zeit eine Störung des Friedens nicht zu befürchten sei, kam in den über Tisch geführten Gesprächen wiederholt zum Ausdruck. Der Kriegsminister äußerte u. a., die Zeitungen berichteten über allerhand Reisen, die er vorhätte, aber abgesehen von einer dienstlichen Reise zur Besichtigung der Hafenanlagen in Kiel, die er in seiner Eigenschaft als Marineminister zu unternehmen habe, denke er vorläufig nicht daran, sich in diesem Sommer von seiner Scholle zu rühren. Kein Wölkchen schien den Horizont zu trüben. Noch am Abend desselben Tages langte ich in Wittekind an. Am folgenden Nachmittag war mein erster Aus-

gang ein Besuch, den ich meinem Freunde, dem berühmten Chirurgen Professor Volkmann in Halle, machte, um ihm meine Ankunft in Wittkind zu melden und mir zugleich seinen ärztlichen Rat für die Meinen während unseres dortigen Aufenthaltes zu erbitten. Freund Richard empfing mich mit einem Zeitungsblatt in der Hand, das die ersten Andeutungen über die künstlich gemachte Aufregung enthielt, welche die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern in Paris verursacht hatte. Während Volkmann geneigt war, in dieser Nachricht das erste Anzeichen eines drohenden Kriegesfalles zu sehen, durfte ich ihn durch die Mittheilung beruhigen, daß ich erst gestern den Kriegsminister gesprochen habe, und daß in den maßgebenden und unterrichteten Kreisen in Berlin auch nicht im entferntesten daran gedacht werde, daß aus dieser Frage eine kriegerische Verwicklung entstehen könne. Schon der nächstfolgende Tag brachte dann die Kunde von der Interpellation, welche aus Anlaß der erwähnten Thronkandidatur in der französischen Kammer an die Regierung gerichtet worden war und von den Verhandlungen, in denen diese Frage bereits ein unerwartet ernstes Gesicht bekommen hatte. Mit einer von Tag zu Tag sich steigenden Spannung wurde von nun an der Ankunft der Zeitungen entgegen gesehen, bis durch den bekannt gewordenen Verzicht des Erbprinzen von Hohenzollern jeder Anlaß zu einer Störung des Friedens beseitigt und die ganze Frage in der einfachsten Weise erledigt und aus der Welt geschafft zu sein schien. Aber die Kunde von den Ems'er Vorgängen, die der Telegraph am 13. Juli durch die Lande trug, und die verletzende Forderung Benedettis an König Wilhelm wirkten selbst in dem stillen Wittkind wie Alarmrufe und überzeugten auch diejenigen, die bis zum letzten Augenblicke einen Friedensbruch aus Anlaß dieser für Deutschland völlig gleichgiltigen Frage für unmöglich hielten, von der Wahrscheinlichkeit des Krieges. Dennoch glaubte ich, den mir erteilten Urlaub nicht eher unterbrechen und nach Potsdam zurückkehren zu sollen, als bis mich der ausdrückliche Befehl meiner Vorgesetzten zurückberief. Dies geschah am 16. Juli, nachdem am 15. die Mobilmachung der ganzen Armee unmittelbar nach der Rückkehr des Königs aus Ems angeordnet worden war. Nun durfte auch ich selbstverständlich nicht zaudern, mich auf meinen Posten zurückzugeben, während ich Frau und Kinder vorläufig in Wittkind zurückließ, wo sie erst den weiteren Verlauf der Dinge abwarten sollten. Am Abend dieses Tages vereinigte der damals zu Halle im Ruhestand lebende Professor Steinhart, dem ich in Schulpforte besonders nahe gestanden hatte, mehrere aus Halle

ausziehende ehemalige Pförtner um sich. Mit jugendlicher Frische und Begeisterung sah der alte fast siebenzigjährige Burschenschaftler der Verwirklichung der Träume seiner Jugend entgegen. In einer den Ausziehenden gewidmeten Ansprache sprach er schon an diesem Tage die Erwartung aus, daß wir nicht wiederkehren möchten, ohne das geraubte Elsaß und den deutschen Kaiser mitzubringen. Bevor ich Wittetind am 17. Juli verließ, um nach Potsdam zurückzukehren, durfte ich noch in Halle dem mir unvergesslichen Universitätsgottesdienst beiwohnen. In einer zündenden Predigt, welcher das majestätische Abschiedswort des Herrn an seine Jünger zu Grunde lag: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden — und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ entflammte Prof. D. Beyschlag die Hinausziehenden zu heiliger Begeisterung für den bevorstehenden ernstern Kampf. Ich kann mich nicht besinnen, jemals aus einem Gottesdienst innerlich so gestärkt und in so zuversichtlich gehobener Stimmung heimgekehrt zu sein wie aus diesem. Einer der letzten noch fahrplanmäßig von Halle abgelassenen Züge brachte mich, wenn auch mit großer Verspätung, nach Berlin und von da eilte ich nach Potsdam.

Die Tage zwischen meiner Heimkehr und der Abreise ins Feld waren zwischen der Besorgung meiner eigenen Ausrüstung und der Aushilfe geteilt, die ich meinem Schwiegervater, dem Feldpropst Thielen, bei der fast erdrückenden Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, leisten durfte. Die erstere war in verhältnismäßig kurzer Zeit und noch lange vor der mir gestellten Frist vollendet. Der Feldwagen, dessen ich bedurfte, wurde mir von meinem seligen Vater gestellt, der in jenen Wochen gerade im Begriffe stand, aus seinem Großtünzer Pfarramt zu scheiden, das er 51 Jahre hindurch in reichem Segen verwaltet hatte. Ihm war es eine Freude, den Sohn für dieselben Wege auszurüsten zu helfen, auf denen er selbst einst im Jahre 1815 als jugendlicher Feldprediger nach Frankreich hinausgezogen war, und mir hat der geräumige und bequeme schlesische Plauwagen, den er mir überließ, während des ganzen Feldzuges vortreffliche Dienste geleistet. Auch die erforderlichen Pferdegeschirre, Sattel und Zaumzeug für das Reitpferd, sowie die zur persönlichen Ausrüstung gehörigen Bedürfnisse waren bald beschafft. Die Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung vor vier Jahren im österreichischen Feldzuge gesammelt hatte, kamen mir dabei sehr zu statten. Zu meiner großen Freude wurde ich wieder wie damals der ersten Garde-Infanterie-Division als Felddivisionspfarrer überwiesen und zugleich mit den Geschäften des Militäroberpfarrers beim Gardekorps be-

auftragt. Auch die dadurch erforderlichen dienstlichen Meldungen bei meinen Vorgesetzten waren bald erledigt. Um so mehr blieb mir Zeit, dem Feldpropst bei der Fülle von Arbeit, die in diesen Wochen zu bewältigen war und welche die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes bei weitem überstiegen, hin und wieder helfend zur Seite zu stehen. Ich kann heute nach 25 Jahren nur immer noch mit Bewunderung der Umsicht und Ausdauer gedenken, mit welcher der Feldpropst den an ihn in den Tagen der Mobilmachung herangetretenen Forderungen gerecht geworden ist. Von der Unterstützung, die der Feldpropst der Armee jetzt auch in Friedenszeiten an einem oder mehreren ihm zur Verfügung gestellten Hilfskräften findet, war damals nicht die Rede. Nicht einmal ein Sekretär stand ihm zu Gebote. Dabei galt es, über 200 Feld- und Lazarettpfarrer persönlich zu berufen, mit Vokationen und Legitimationen zu versehen und an die rechte Stelle zu weisen, für die nicht im Etat vorgesehenen Feldgeistlichen die zu ihrem Unterhalt bestimmten Gelder zu senden und darüber Rechnung zu führen, viele nötige und unnötige Fragen zu beantworten, daneben mit geistlichen und weltlichen Behörden aller Art über die Einberufung und Abberufung, über Besoldung und Stellung der einzelnen Geistlichen zu verhandeln, wohl auch unmögliche und unverständige Zumutungen von Privaten und Vereinen abzuwehren, die eine weit über das zulässige Maß hinausgehende Vermehrung der seelsorgerischen Kräfte im Felde forderten. Tagtäglich gingen zahllose Meldungen und Bewerbungen um Feldpredigerstellen ein, darunter viele, die entweder ohne weiteres abgelehnt werden mußten, oder die erst einer eingehenden Erkundigung nach der Tauglichkeit der Bewerber bedurften. Wenn irgend jemand, so durfte der Feldpropst in jenen Tagen mit dem Apostel darüber Klage führen, „daß er täglich werde angelaufen und Sorge trage für alle Gemeinden“. In Dingen, die sich schriftlich mit zwei Zeilen hätten erledigen lassen, mußten manchmal stundenlange Besuche empfangen werden. Dabei ist hier die Arbeit nicht wie bei andern Behörden mit der vollendeten Mobilmachung abgethan gewesen, sondern bei dem vielfachen Wechsel, der im Verlaufe des Feldzuges in dem Personal der Feldgeistlichkeit eintrat, ist die Fülle der Arbeit fast dreiviertel Jahr hindurch sich völlig gleichgeblieben. Zu alledem gehörte nicht bloß eine seltene Arbeitskraft, sondern vor allem ein seltenes Maß von ausdauernder Geduld und hingebender Liebe, und gerade darin war mein seliger Schwiegervater das Muster eines Vorgesetzten. Es war mir daher eine Freude, wenigstens in den Tagen der Mobilmachung selbst, in denen er mit einer Fülle von Geschäften über-

häuft war, die ihn kaum zu Atem kommen ließen, hin und wieder Handreichung thun zu dürfen.

Bei der fast täglichen Anwesenheit in Berlin, zu welcher ich dadurch veranlaßt wurde, hatte ich vielfach Gelegenheit, die Sicherheit und Ruhe zu bewundern, mit welcher die Mobilmachung sich vollzog. Zwar begann Berlin bald einem großen Feldlager zu gleichen. Man sah feldmäßig ausgerüstete Truppen, Geschütze und Wagenkolonnen aller Art durch die Straßen ziehen. Aber nirgendwo merkte man etwas von Überhastung und sich überstürzender Eile. Vor allem war die fast erhabene Ruhe, mit welcher der Kriegsminister alle die Vorbereitungen zum Kriege betreffende Angelegenheiten behandelte, geradezu bewundernswert. Wiederholt bin ich in jenen Tagen zu kürzerem oder längerem Besuche im Kriegsministerium gewesen und nichts ließ hier darauf schließen, daß wir seit dem 19. Juli im ausgesprochenen Kriegszustande mit Frankreich uns befanden. Ich war nicht wenig erstaunt, als Noon nach einem Tauffest im Neuen Palais, bei dem wir uns trafen, mich fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm auf sein Landgut Gütergoh hinauszufahren, wo er den Abend und den folgenden Tag zuzubringen gedächte. „Hast Du denn dazu Zeit?“ fragte ich verwundert, worauf er mir erwiderte: „daß es seit dem Augenblicke, in welchem die Mobilmachungsordre hinausgegangen wäre, für ihn kaum noch etwas zu thun gäbe. Die Mobilmachungsmaschine arbeite so musterhaft sicher und so völlig ohne Reibungen, daß auch nicht eine Anfrage der General-Kommandos oder anderer Behörden zu beantworten nötig gewesen wäre.“ Wenn schon diese völlige Bereitschaft, die in der Mobilmachung zu Tage trat, dazu diene, ein Gefühl der Sicherheit und freundigen Zuversicht hervorzurufen, so wurde dieses Gefühl noch verstärkt durch die zuverlässigen Nachrichten, die man im Kriegsministerium über den weiten Rückstand hatte, in welchem sich die Vorbereitungen auf französischer Seite noch befanden. Es wird mir unvergeßlich bleiben, mit welcher Zuversicht der Kriegsminister schon am 19. Juli die Überzeugung aussprach, daß es nach den hier eingegangenen Nachrichten den Franzosen unmöglich sein würde, uns mit einem Einfall über die Grenzen zuvorzukommen; es sei ja möglich, daß sie mit großem Gelat 40—60000 Mann an die Ostgrenze werfen, vielleicht auch einzelne Streifzüge auf deutsches Gebiet unternehmen würden, aber sie würden sich selbst dadurch den meisten Schaden thun. In ähnlicher Weise hörte ich den General von Moltke bei dem erwähnten Tauffeste im Neuen Palais sich aussprechen.

Weit entfernt war diese gute Zuversicht, mit der auf unserer Seite dem ausbrechenden Kriege entgegengeesehen wurde, von eitlem Selbstvertrauen und hochmütiger Überschätzung eigener Kraft, wie sie in der hohlen, prahlreichen und erkünstelten kriegerischen Begeisterung sich kundgab, mit welcher die Hauptstadt Frankreichs sich selbst berauschte. Ihren tiefsten Grund aber hatte jene freudige Zuversicht nicht nur in der guten Bereitschaft unserer Armee, sondern in dem gläubigen und festen Gottvertrauen, mit dem unser Volk, vom König herab bis zum letzten Mann, in den uns so mutwillig aufgezwungenen Kampf hinausgezogen ist. Dabei täuschte sich doch auch niemand über den ganzen vollen Ernst der Lage und niemand verhehlte es sich, daß selbst ein siegreicher Feldzug auch dem eigenen Vaterland die tiefsten Wunden schlagen, von unserm eignen Volke die schwersten Opfer heischen würde. Diese doppelte Stimmung ernster banger Sorge und freudiger, in Gott getroster Zuversicht hat in jenen Tagen, wie in allen Kundgebungen des Königs, in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages, in der Ausschreibung eines allgemeinen Buß- und Bettages und bei andern Gelegenheiten, so auch in den Gottesdiensten, welche den ins Feld ziehenden Truppen noch gehalten werden konnten, immer wieder ihren Ausdruck gefunden.

Es ging damals ein Geist der Gottesfurcht und der religiösen Begeisterung durch unser Volk, dessen Kundgebungen hinter denen beim Beginn der Freiheitskriege in den Tagen unserer Väter nicht zurückblieben. Noch zweimal war es mir vergönnt, vor dem Ausmarsch ins Feld die Kanzel unserer Hof- und Garnisonkirche zu besteigen, um die ausziehenden Truppen aus Gottes Wort zu stärken, an die zurückbleibenden Glieder der Gemeinde Worte des Abschiedes und des Trostes zu richten. Am letzten Sonntag vor meiner Abreise ins Feld, den 24. Juli, predigte ich in der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche über „die Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah“, wie sie einerseits die Herzen aufwärtsrichten soll und wie sie andererseits der herabsteigenden Gnade Gottes uns versichert. Nur einige Worte dieser Predigt mögen hier eine Stelle finden, weil sie ein Zeugnis der Stimmung sind, die in jenen Tagen allerwärts die vorherrschende war. Da hieß es im Anschluß an die Worte: „Ihm träumte und siehe, eine Leiter stand auf Erden; die rührte mit der Spitze an den Himmel und Gott stand darauf.“ „Herrliches Bild der ewigen Majestät göttlicher Allmacht, die in stiller Höhe über dem Treiben der Menschen thront, und in allen Verwirrungen und Verwickelungen auf Erden ihren Ratschluß vollenden will, die auch heute noch in die aufgeregten Wogen des Völkerlebens ihr mächtig

gebietendes: „Bis hierher sollt ihr kommen und nicht weiter!“ hineinruft. Mögen auch die sündigen Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht, des Eigennutzes und der Arglist zu Zeiten die Oberhand behalten über alle Gründe besserer Erkenntnis, über alle warnenden Stimmen der Vernunft und des Gewissens, mag auch das wüste Geschrei entfesselter Massen und aufgeregter Pöbelhaufen jede ruhige Überlegung zurückdrängen: der Herr steht droben, nicht als müßiger Zuschauer der Ereignisse, die sich auf Erden menschlich und natürlich entwickeln, sondern als der allmächtige König, der mit gewaltiger Hand und in erbarmender Liebe alles herrlich hinauszuführen weiß. „Ich bin deines Vaters Gott“, so ruft er auch uns in diesen Tagen zu. So spricht er zu unserm Könige, der so eben im Begriffe stand, das Gedächtnis seines Vaters und alles dessen, was der Herr in schwerer, drangsalvoller Zeit an ihm gethan, in einem Denkmal des Friedens zu erneuen, und der nun mit dem Lozungsworte des Vaters: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ sein Volk zu einer Denkmalsfeier jener großen Tage ladet, bei der, will's Gott, die Erinnerung an der Väter Thaten zur Erneuerung derselben werden soll. „Ich bin deines Vaters Gott“, so spricht er zu uns allen, die wir berufen sind, in der Väter Fußstapfen zu wandeln und an denselben Stätten, wo sie gekämpft und geblutet haben, wo sie vielleicht für König und Vaterland gestorben sind, den Beweis zu führen, daß der Väter Geist auch in den Söhnen und Enkeln lebt. Und ist's eine zu kühne Hoffnung, wenn wir in diesen Kampf hinauszuziehen mit der fröhlichen Erwartung und der getrosten Zuversicht, daß auch die Verheißung an unserm Volke und Vaterland sich erfüllen wird, die dem Jakob hier auf seinen Weg mitgegeben ward: „Du sollst ausgebreitet werden gegen Abend und Morgen, Mitternacht und Mittag“? daß nun endlich die Zeit kommen wird, nach der unsere Väter sich gesehnt, und die der Fremden List und Trug, wie die Ohnmacht eigener Zerrissenheit und Spaltung in jenen großen Tagen des Befreiungskrieges vereitelt hat: die Zeit, wo das ganze deutsche Vaterland geeinigt und des deutschen Reiches Herrlichkeit von neuem aus den Trümmern erstehen wird, unter denen dieselben Feinde, gegen die wir jetzt zu Felde ziehen, und die selbstverschuldete Schwäche sie dereinst begraben haben. Oder sehen wir diese Hoffnung, für welche die besten und edelsten Männer unseres Volkes seit Jahrhunderten sich begeistert, von der die Säger der Befreiungskriege in ergreifender Weise gesungen, die unser Volk durch die trübsten Zeiten seiner Geschichte immer von neuem sich hindurchgerettet hat,

sehen wir sie nicht heute schon vor unseren Augen in Erfüllung gegangen? Hat nicht der Feinde Übermut und freche Herausforderung in wenigen Stunden zu Stande gebracht, was vor kurzem noch als das Ziel unserer Sehnsucht in weiter, unabsehbarer Ferne lag? Was wir vor wenigen Wochen noch für einen schönen Traum gehalten hätten, siehe es ist zur Wirklichkeit geworden. Ganz Deutschland, vom Fels zum Meer, vom Niemen bis zum Rhein ist aufgestanden als ein einzig Volk von Brüdern, durch alle Lande und durch alle Stämme geht das Gefühl, daß jetzt oder nie die Stunde da ist, wo die deutsche Nation wieder das Erbe der Väter antreten und den Beruf erfüllen soll, den Gott der Herr diesem Volk von Alters her gegeben hat, der Träger und Hort christlicher Kultur, der Schirm und Schutz des Friedens in Europa zu sein. Darum laßt uns, wie Jakob, als er vom Traum erwachte, fröhlich zum Wanderstabe griff und seinen Weg fortsetzte in der Gewißheit, daß Gott mit ihm war, getrost und in Gottes Namen hinziehen, wohin und wie weit es immer sein Wille ist, und alle Wehmut des Scheidens, allen Schmerz der Trennung aufgehen lassen in dem altbewährten Ruf, mit dem die Väter einst um das Banner ihres Königs sich geschart haben, unter dem sie von Sieg zu Sieg gezogen sind, in dem Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland!“, auf daß auch wir mit dem Sänger fröhlich sprechen dürfen:

„So sei denn diese Stunde
Nicht schwerem Trennungsleid,
Nein, einem neuen Bunde
Mit unserm Herrn geweiht!
Wenn wir uns ihn erkoren
Zu unserm höchsten Gut,
Sind wir uns nicht verloren,
Wie weh auch Scheiden thut.“ Amen!

An demselben Tage durfte ich noch einer zweiten erhebenden Feier bewohnen, der schon erwähnten Taufe der jüngst geborenen Prinzessin des Königshauses, der Tochter des Kronprinzen und seiner Gemahlin, der jetzigen Kronprinzessin Sophie von Griechenland. Die Feier, die im Neuen Palais diesmal in einem engeren Kreise von geladenen Gästen stattfand, gestaltete sich von selbst zu einer ernstern Abschiedsfeier für das königliche Haus. Unter den anwesenden männlichen Gästen waren nur wenige, die nicht mit ins Feld zogen. Vor allem nahte für den hohen Taufvater selbst die Abschiedsstunde von seiner Familie. Am folgenden Tage trat der Kronprinz die Reise nach München und Stuttgart an, um den Ober-

befehl über die seiner Führung anvertrauten Truppen der süddeutschen Staaten zu übernehmen. Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß auch diesmal ebenso wie vor dem Ausbruch des Krieges von 1866, der Abreise des Kronprinzen zur Armee eine Tauffeier im eigenen Hause unmittelbar vorausging. Damals war es die Taufe der Prinzessin Viktoria, der jetzigen Prinzessin von Schaumburg-Lippe, gewesen. Wie nahe trat der Kronprinz gerade dadurch seinen Truppen, daß auch er gleich jedem Landwehrmann aus seinem glücklichen Familienkreise sich losreißen mußte. Der Ernst des Augenblicks kam, wie in der Taufrede des Hofpredigers Heym, so auch in jedem Gespräch zum Ausdruck. Insbesondere richtete der König nach der Tafel an die um ihn versammelte Hofgeistlichkeit ernste Abschiedsworte, in denen er mit Nachdruck hervorhob: wie er nur durch die unerhörtesten Herausforderungen gezwungen zum Schwerte greife. Aber auch in seinen Worten sprach sich doch die getroste Zuversicht aus, daß Gott mit uns sein werde. Auch dem mir besonders huldvoll gewogenen Prinzen Friedrich Karl durfte ich bei diesem Anlaß noch einmal die Hand drücken und ihm Gottes Segen und Beistand wünschen.

Zu einem zweiten Gottesdienste vor dem Abschied von meiner Gemeinde gab der von dem König für den 27. Juli ausgeschriebene Buß- und Betttag willkommene Veranlassung. Wohl selten mag die Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, in der so große Erinnerungen aus alter und neuer Zeit eine bereedete Sprache reden, eine ergreifendere Feier gesehen haben, als an diesem Betttag unter dem gewaltigen Eindruck des schon ausgebrochenen Krieges. Es ist sonst nicht gerade meine Gewohnheit, den alten Fritz, der unter der Kanzel schläft, in seiner Grabesruhe zu stören, aber bei diesem Anlaß mußte sein Grab mitpredigen, und nicht minder die von den Vätern in den Jahren 1813—1815 aus Frankreich, von den jetzt Ausziehenden im Jahre 1866 als Trophäen heimgebrachten Fahnen. Jakobs Gelübde: „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brot zu essen geben, und Kleider anzuziehen und mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll der Herr mein Gott sein“ (1. Moj. 28, 20), war in dieser Stunde aus aller Herzen geredet und enthielt alles, was ich für uns, die Ausziehenden, wie für die zurückbleibende Gemeinde auf dem Herzen hatte. An der zum Schluß stattfindenden Kommunion nahm fast die ganze Gemeinde teil. Dem Haupt-Altare gegenüber war noch ein zweiter aufgestellt, um bei der großen Anzahl der Kommunikanten die Austeilung des heiligen Abendmahles, die von vier

Geistlichen geschah, schneller zu bewirken. Mag man auch unter anderen Umständen gegen solche Massen-Kommunionen gerechte Bedenken hegen, in diesem Falle lag in der Menge der Teilnehmer an sich etwas Erbauliches, und wenn je eine Feier, so hat mich diese an das erinnert, was die Apostelgeschichte von der unter den Gebeten der Gläubigen sich bewegenden Stätte berichtet (Apostelgesch. 4, 31).

Am folgenden Tage schlug auch für mich die Abschiedsstunde. Mein Divisions-Kommandeur gestattete mir, dem für unseren Divisionsstab bestimmten Militärzuge voraufzufahren, um noch einmal meine in Wittekind zurückgebliebene Frau und die Kinder begrüßen zu können. Vorher aber war mir noch eine trauliche Abschiedsfeier im Hause des Kriegsministers beschieden. Mit vier Söhnen und einem Schwiegersohne war er zum Ausmarsch ins Feld gerüstet. Noch einmal waren diese, die Verheirateten mit ihren Gattinnen, um ihn und seine Frau an der Mittagstafel vereint, dazu noch sein treuer Adjutant, Major von Hartrott, und einige nähere Freunde des Hauses. Alle Gespräche drehten sich natürlich nur um die bevorstehenden Ereignisse des Krieges. Aber von einer weinerlichen und weichen Abschiedsstimmung war ebensowenig die Rede, wie von übermütigem Siegestaumel. Eine freudig gehobene und doch eine tief ernste Stimmung gab sich in jedem Worte kund, das über Tisch geredet wurde, wie auch in jedem Hoch, das auf die Scheidenden und Zurückbleibenden ausgebracht wurde. Wohl klang es ja ermutigend, wenn der Hausherr erzählte, daß er alle seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und seine Rechnungen bezahlt habe, mit Ausnahme der für die letzte Champagnerlieferung, die er in Reims an Ort und Stelle zu begleichen gedente, wie er es denn auch wirklich gethan hat; wohl sprach er die Hoffnung aus, „daß wir die roten Buchsen stramm ziehen würden“, wohl rühmte er, daß Deutschland nie eine schönere und entsprechendere Armee gesehen habe, als sie jetzt Stunde um Stunde an der westlichen Grenze sich versammle, aber er unterließ es doch auch nicht, hinzuzusetzen: dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm“ halten, sondern nur „durch und mit Gott Thaten“ thun; denn, so fügte er hinzu, „ich kenne der Leichhörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben“. Nächst König Wilhelm selbst war vielleicht keiner so wie sein Waffenmeister dessen sich bewußt, wie hoch das Spiel, wie groß die Einsätze waren. Gelegentlich gab er wohl aber auch seinem Unwillen über die Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung, über das schurkische Gesindel, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten

möchte, in den drastischen Ausdrücken, wie er sie manchmal liebte, in sehr unzweideutiger Weise kund.

Der Kommandeur eines Bataillons des Kaiser Franz-Regiments gestattete mir, den Militärzug, der sein Bataillon an die westliche Grenze brachte, zur Fahrt nach Halle zu benutzen, und so konnte ich mich in Wittekind noch anderthalb Tage des Zusammenseins mit meiner Frau erfreuen, bis am Sonnabend den 30. Juli gegen Abend der Militärzug unseres Divisionsstabes in Halle eintraf, dem ich mich nach herzlichem Abschied von den Meinen angeschlossen.





Der Vormarsch in Feindes Land.

So hieß es denn auch für mich: „An den Rhein, an den Rhein“, wenn auch nicht um des Rheines Hüter zu sein, so doch um die Wacht am Rhein, zu der auch unsere Garden zunächst bestimmt waren, zu treuer Ausdauer stärken zu helfen. Der Militärzug, welchen ich am Nachmittag des 30. Juli auf dem Außenbahnhof von Halle bestieg, beförderte außer dem Personal und der Bagage des Divisionsstabes auch noch ein Sanitäts-Detachement, mit dessen Führer, Lieutenant von Kleist, und dessen Ärzten, den Doktoren Dollheuer, Mikoll und Schirach, ich die fast 36 Stunden währende Fahrt bis Mannheim gemeinsam zurückgelegt habe. Wenn den Genossen jenes heißen Reisetages diese Blätter zu Gesicht kommen sollten, seien sie hier nochmals in der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Stunden herzlichst begrüßt. Von Station zu Station steigerte sich die Begeisterung, mit welcher die von Stunde zu Stunde sich folgenden dicht besetzten Militärzüge begrüßt wurden. Reihenweise standen auf den Bahnhöfen die Bierfässer zur Bewirtung der zu erwartenden Krieger bereit. Wo unser Zug länger anhielt, wurde ausgestiegen, um an den wohl eingerichteten und reich besetzten Buffets aus den Händen junger Frauen und hübscher Mädchen, die sie bedienten, eine Erfrischung entgegenzunehmen; bei kürzerem Aufenthalt wurde Wein und Bier oder auch Kaffee in Bechern und Gläsern in die Wagenfenster hineingereicht. Am meisten zeichneten sich die Bewohner der kleineren deutschen Staaten, sowie die der neuerworbenen Provinz Hessen durch gastliche Bewirtung aus. So war z. B. der Empfang in Marburg ein geradezu glänzender zu nennen. Die Bahnhöfe, die unser Zug nach eingetretener Dunkelheit erreichte, waren wohl mit Bechpfannen oder Fackeln erleuchtet. Am Sonntag waren von Eisenach ab Hunderte auf den Bahnhöfen versammelt, und überall freudige Begeisterung, nichts

von Kleinmut; Hoffnung und festes Vertrauen in Deutschlands Kraft allenthalben, je mehr wir uns der westlichen Grenze näherten. In Mannheim, wo wir in den ersten Morgenstunden des 1. August eintrafen, führte mich der mir bei der Ankunft eingehändigte Quartierzettel in die Straße E. 5. Nr. 1, wo ich bei einem Cigarrengroßhändler, Herrn Keller, trotz der nächtlichen Stunde alles zu meiner Aufnahme bereit fand. Am andern Morgen war es mir ein besonderer Genuß, mich in die Wellen des Rheines zu stürzen, und bei dieser Gelegenheit ein Bataillon, ein Kavallerieregiment nach dem andern mit klingendem Spiel oder mit dem brausenden Gesang der „Wacht am Rhein“ über die stattliche Brücke und den stolzen Strom marschieren zu sehen. Von Mannheim ging es über Lambsheim, Dürkheim, Frankenstein, Kaiserslautern, Landstuhl in längeren oder kürzeren Tagesmärschen durch die Rheinpfalz immer näher der Grenze zu. Von einer Ausübung des Dienstes, zu dem ich doch eigentlich da war, konnte bei dieser unaufhaltsamen Vorwärtsbewegung der Truppen nur sehr wenig die Rede sein, und ich fing an, mir hin und wieder als recht überflüssig vorzukommen. Nur zweimal ist es mir mit großer Mühe und nur durch das besonders freundliche Entgegenkommen der betreffenden Befehlshaber gelungen, während des Marsches unserer Division durch die Rheinpfalz einen Gottesdienst halten zu können und beide Male nur für die unmittelbar am Ort liegenden Truppenteile. Der eine fand in der Kirche zu Freinsheim, unweit Mannheim statt und gewann noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er gerade am 3. August, dem hundertjährigen Geburtstag Friedrich Wilhelms III., gehalten wurde, welcher Tag für die Enthüllung seines Denkmals in Aussicht genommen worden war. Wie nahe lag es da, die anwesenden Truppen (sie gehörten dem Garde-Füsilierregiment und der Garde-Artillerie an) an diesen Tag und an das Wort des in Gott ruhenden Königs: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ zu erinnern. Das Textwort 1. Mose 46, 3. 4.: „Ich bin Gott, der Gott deines Vaters; fürchte dich nicht, in Ägypten hinab zu ziehen, denn daselbst will ich dich zum großen Volk machen. Ich will mit dir hinab in Ägypten ziehen und will dich auch heraufführen“ bot dafür die trefflichsten Anknüpfungspunkte. Der freundliche Pfarrer Rothhaas von Freinsheim, der mir bei der nachfolgenden Kommunion von circa 500 Abendmahlsgästen brüderlich assistierte, sagte mir nachher: „Wie sind Sie zu beneiden, daß Sie in der Geschichte Ihres Herrscherhauses einen so reichen Schatz gesegneter Erinnerungen haben, die Sie verwenden können. Es ist mir in Ihrer Predigt so recht zum Be-

wußtsein gekommen, wie erhebend das in solcher Zeit ist." Der zweite Gottesdienst am 4. August in der Kirche von Lamsbheim wäre fast durch den inzwischen eingetroffenen Marschbefehl vereitelt worden, wenn nicht der Bataillons-Kommandeur, der bald darauf in Folge der bei St. Privat erhaltenen Wunden verstorbene Oberstlieutenant von Holleben, darauf gedrungen hätte, daß er trotzdem, wenn auch in abgekürzter Form, stattfand. Er ordnete an, daß die nicht daran Teilnehmenden inzwischen das Abkochen für die Kirchgänger besorgten. Er selbst ist wohl an diesem Tage zum letzten Mal hienieden im Gotteshaus gewesen. Mancher andere Vorgesetzte, der weniger innerlich dabei interessiert gewesen wäre, hätte wohl kaum die in den obwaltenden Umständen liegenden Schwierigkeiten so bereitwillig zu beseitigen gesucht. Der Gottesdienst mit der von 400 Kommunikanten begehrten Abendmahlsfeier war auch kaum beendet, als das Signal zum Aufbruch ertönte, und ich hatte kaum noch Zeit, mich von dem lieben Pfarrhaus in Lamsbheim zu verabschieden, welches mir das erste Marschquartier in echt pfälzischer Gastlichkeit gewährt hatte. Nebenher sei hier bemerkt, daß unsere Truppen in einzelnen Orten der Rheinpfalz sogar mit Ehrenporten begrüßt wurden, so z. B. in dem Dorfe Weißenheim am Sande, wo über einer mit Guirlanden reich geschmückten Ehrenpforte in mächtigen Lettern die Inschrift stand: „Willkommen, deutsche Brüder!“

Auf dem Durchmarsch durch Landstuhl am 5. August erhielten wir die Kunde von dem ersten Siege der kronprinzlichen Armee bei Weißenburg und von der Erstürmung des Gaisberges. An dem denkwürdigen Tage der beiden gleichzeitigen Schlachten, die am 6. August zu unserer Linken bei Wörth von der III. Armee, zu unserer Rechten bei Spichern von der Armee des Generals Steinmetz und Teilen des dritten Armeekorps geschlagen wurden, hatte unser Divisionsstab in dem elenden, eine halbe Stunde von Homburg entfernten Dorfe Sanddorf, das seinem Namen volle Ehre machte, sein Marschquartier gefunden. Zum ersten Male fand ich an diesem Tage Gelegenheit, mit dem General-Kommando, zu dem ich als stellvertretender Militäroberpfarrer dienstliche Beziehungen hatte, in Fühlung zu treten. Bei dem Oberbefehlshaber der II. Armee, der das Gardekorps damals noch angehörte, dem Prinzen Friedrich Karl, mich persönlich zu melden, wollte mir leider nicht gelingen, obwohl auch dieser mit seinem ganzen Stabe an diesem Tage in Homburg im Quartier lag. Auf einem Spaziergang, den einige von uns an dem beschäftigungslosen Nachmittage auf eine in der Nähe unseres Quartiers liegende Anhöhe unternahmen, hörten wir rechts

von uns starken Kanonendonner. Es war der des Tages von Spichern, der an unser Ohr drang. Aber wie heiß in jenen Stunden, in denen wir friedlich umherbummelten, der Kampf dort tobte und mit wie schweren Verlusten die steilen Höhen genommen werden mußten, davon hatten wir natürlich keine Ahnung, ebensowenig von dem großen und herrlichen Siege, der in denselben Stunden von der kronprinzlichen Armee bei Wörth errungen wurde. Man kann sich überhaupt keine Vorstellung davon machen, wie wenig man im Felde oft von Vorgängen unterrichtet ist, die in unmittelbarer Nähe oder doch in einer nur wenige Stunden weiten Entfernung sich zutragen. Selbst über die Beschiesung und Besetzung von Saarbrücken durch die Franzosen, die doch schon vier Tage zurücklag, waren bis dahin nur dunkle Gerüchte zu uns gedrungen.

Der Sonntag kam, der erste im Felde, aber an eine Thätigkeit für mich war wieder nicht zu denken. Über Blieskastell ging es in angestrengtem Marsche immer näher der Grenze zu. Bei einem Rendezvous, auf dem jenseits des letztgenannten Ortes längere Rast gemacht wurde, erhielten wir die erste Kunde von der siegreichen Schlacht bei Wörth, während die von Saarbrücken her eingegangenen Nachrichten nur von einem Gefechte sprachen, das in der Nähe der Stadt sich entsponnen habe. Diese Doppelbotschaft, die sich im Fluge durch die Reihen der Marschkolonnen verbreitete, rief zwar lauten Jubel hervor, aber sie steigerte auch mächtig die Kampfbegierde unserer Truppen, und von allen Seiten konnte man Ausdrücke des Bedauerns hören, daß während andere Teile der Armee schon reiche Lorbeeren pflückten, den Garden noch immer keine Gelegenheit sich biete, mit dem Feinde sich zu messen. Als wir am Abend dieses Tages, es war der 7. August, das letzte Marschquartier auf deutschem Boden bei dem Dorfe Dammersheim erreicht hatten, gelang es mir zu meiner Freude, noch ehe der Sonntag zu Ende ging, bei fast schon einbrechender Dunkelheit, noch einige der im Bivak liegenden Bataillone unserer Division zu einem kurzen Abendgottesdienste zu vereinigen. Die im Laufe des Tages kundgewordenen Siegesbotschaften, das Bewußtsein: „Morgen geht's in Feindes Land“, die dadurch gewonnene Gewißheit, daß den deutschen Landen die Verheerungen und Verwüstungen der feindlichen Horden erspart bleiben sollten, alles das hatte die Truppen, die sich zum Gottesdienste sammelten, in eine Stimmung versetzt, die sie für ein ernstes Wort besonders empfänglich machte. Jeder fühlte das Bedürfnis, dem Allmächtigen, noch ehe der Tag sich neigte, für die errungenen Siege Lob und Dank darzubringen und zum

Weitermarsch, dem Feind entgegen, sich zu stärken. Natürlich war in diesem Falle für den in aller Eile angesagten Gottesdienst ebenso die gedrängteste Kürze wie die einfachste Form geboten. Aber es war doch erhebend, wie das: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und unser altes Schutz- und Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, von der Musik begleitet, durch das abendliche Dunkel hinaus erklang.

Schon am andern Morgen schienen sich auch für unser Korps die Verhältnisse kriegerisch zu gestalten. Bereits um halb vier Uhr wurde zum Aufbruch geblasen, und über die Ortschaften Bebelzheim und Rheinsheim ging es der französischen Grenze zu, die gegen acht Uhr unter den Klängen des Preußenliedes bei Obergailsbach überschritten wurde. Bald darauf erhielt das Gardekorps den Befehl, bei dem Dorfe Remlingen eine Gefechtsaufstellung einzunehmen. Man vermutete, daß ein Teil der bei Wörth geschlagenen Armee den Versuch machen würde, sich zu der um Metz versammelten französischen Rheinarmee durchzuschlagen. Ihm sollte von den Garden in Gemeinschaft mit dem neben uns marschierenden vierten Armeekorps der Weg dorthin abgeschnitten werden. Doch es stellte sich bald heraus, daß jene Vermutung eine unzutreffende war. Kein Feind ließ sich sehen, und nach einigen Stunden vergeblichen Wartens bezog unsere Division ein Bivak, in welchem auch der erste, nach zehntägigem ununterbrochenen Marsche ihr gewährte Ruhetag zugebracht wurde. Es war selbstverständlich, daß ich diesen Tag nach Kräften für die solange unmöglich gewesene geistliche Versorgung der Truppen auszunutzen versuchte. Auf einem in möglichster Nähe der Bivaks ermittelten Plage wurde am Vormittag für das Garde-Füsilieregiment und einen Teil des Garde-Jägerbataillons ein Feldgottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten. Sie erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Feier im Jahre 1866, die damals wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz in einem Walde vor Königinhof stattfand. Wie damals so auch hier auf jedem Antlitze der Ausdruck des tiefsten Ernstes und doch zugleich des mutigsten Vertrauens wohl in manchem Auge eine Thräne im Gedanken an die Heimat, aber doch zugleich die ganze Haltung von der guten Zuversicht zeugend, die sich unter Gottes Schutz geborgen weiß. Besonders lebendig steht mir noch in dieser Beziehung die Heldengestalt des Kommandeurs der Garde-Füsiliere, Oberst von Erckert, vor Augen, der in sichtlich bewegter Stimmung zum Tische des Herrn trat. Ahnte er es vielleicht, daß es seine letzte Abendmahlsfeier hienieden war?

Bei einem zweiten auf den Nachmittag anberaumten Gottesdienste mußte ich mich auf Liturgie und Predigt beschränken, da für die Austeilung des Abendmahls bei einer größern Zahl von Kommunikanten wohl nicht bloß die Zeit, sondern auch meine Stimme nach der Anstrengung des Vormittages unzureichend gewesen wäre. Ich war ohnehin fast erschrocken, als ich eine ganze Brigade, das erste und dritte Garderegiment z. B., auf einem hochgelegenen Felde bei Obergailsbach zum Gottesdienst aufgestellt fand. Es war keiner im Bivak zurückgeblieben, der nicht dienstlich behindert war. In der Mitte eines von allen Seiten geschlossenen Karrees war bereits ein Erdhügel zur Errichtung des Feldaltars aufgeworfen worden. Vor der Front jedes Bataillons flatterte die Fahne im Abendwinde. Der wolkenbedeckte Himmel, der jeden Augenblick zu regnen drohte, war ein getreues Abbild der äußern Lage und der Stimmung im Herzen. Die hinter uns liegende Hügelkette bezeichnete die deutschen Grenzen, vor uns das feindliche Gebiet. Ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um diese über 5000 Mann zählende Gemeinde mit meiner Stimme zu beherrschen. Doch die innere Bewegung verdoppelte auch die äußere Kraft, und es gelang mir, im Anschluß an Hebr. 12, 1 mit dem ermunternden Zuruf: „Vorwärts“, den ich diesem Texte entnahm, allen verständlich zu werden. Unter dem „Haufen von Zeugen“, auf den der Text hinweist, fehlten natürlich weder die Väter, die dem ersten Garderegiment dereinst auf denselben Wegen in dem Kampfeslauf vorangezogen waren, noch die Brüder, die wenige Tage zuvor bei Saarbrücken und Wörth die Eingangsthore nach Deutschland so wacker verteidigt hatten. Die apostolische Mahnung „zur Geduld im Kampfe“ durfte nicht bloß auf die etwa bevorstehenden Geduldsproben bezogen werden, sondern sie gab auch Veranlassung, der schon vielfach laut werdenden Ungeduld zu wehren, mit welcher manche es kaum erwarten konnten, vor den Feind zu kommen und in den Kampf einzutreten, in welchem andere Teile der Armee bereits ruhmvolle Lorbeeren gepflückt hatten.

Diesem ersten und für lange Zeit einzigen Ruhetage folgte wieder eine Reihe von anstrengenden Marschtagen, in denen es unaufhaltjam immer „wärtjer“ ging. Herbigheim bei Saarunion, Binning, Solving, Marthille nahe bei Mörchingen, Dieulouard an der Mosel, Novéant aux Prés, so hießen die Marschquartiere, über die wir den Marsch nahmen, um uns dem Schauplatz des blutigen Kampfes zu nähern, der vor Metz der Gardes wartete. An den ersten der genannten Orte herrschte noch ganz ausschließlich die deutsche Sprache; kaum daß die Leute überhaupt französisch

verstanden. Erst in Marthille hatten wir die Sprachgrenze überschritten. Von nun an waren nur noch einzelne gereifte und mit einer über die Volksschule hinausgehenden Bildung ausgestattete Leute der deutschen Sprache mächtig. Nach dem Sprachgebiet richtete sich auch mehr oder weniger das Maß der feindlichen Stimmung, mit der uns die Bewohner aufnahmen. An einem der erstgenannten Orte war ich bei einem würdigen evangelischen Geistlichen einquartiert, der ebensowenig wie seine Familie aus seiner durch und durch deutschen Gesinnung ein Hehl machte. Vom ersten Augenblicke an fühlte man sich durch die Art der Aufnahme, bei allen Gesprächen an dem von den Wirten mit uns geteilten Mittagstische von dem Geiste eines deutschen Pfarrhauses umweht. Tags darauf war ich mit einem großen Teil der Herren des Divisionsstabes bei einem ultramontanen katholischen Pfarrer einquartiert, der sich als Infallibilist und eifriger Orleanist zu erkennen gab. Bei dieser Gesinnung ist es erklärlich, daß es ihm ein Stich durch das Herz war, als er wegen des herrschenden Quartiermangels auch seine schöne neue Kirche für die Unterbringung der Grenadiere hergeben mußte, zumal er den Bau des neuen Gotteshauses persönlich geleitet hatte. Übrigens sah er die Notwendigkeit selbst ein und war auch nachher dadurch mit ihr ausgeöhnt, daß unsere Leute in der Kirche eine durchaus angemessene Haltung beobachtet und alles, was wie eine Entweihung hätte aussehen können, sorgfältig vermieden hatten. Ja, er vermochte mit der Anerkennung des frommen Sinnes, den er an unsern Soldaten wahrgenommen hatte, nicht zurückzuhalten. Er erzählte mir, wie es ihn fast zu Thränen gerührt habe, ein evangelisches Kirchenbuch zu finden, welches ein Tags zuvor bei ihm einquartierter Husar, den er abends darin andächtig lesend gesehen habe, bei ihm vergessen hatte. Davon wäre bei ihren Soldaten nicht die Rede, und darum könne es ihn auch nicht wundern, wenn sie geschlagen würden. — Der christliche und kirchliche Sinn unseres Heeres im Gegensatz zu dem französischen ist auch sonst vielfach von feindlicher Seite anerkannt worden. Wiederholt habe ich es von französischen Priestern aussprechen hören: „Setzt nimmt's mich nicht mehr wunder, daß die Deutschen immer siegen; um sieben Uhr morgens ist schon unsere Kirche voll von Soldaten, die zur Morgenandacht gekommen sind. Die Deutschen beten; von unsern Soldaten sehen wir das nicht.“

Auch in dem schon erwähnten, heute wieder mit Deutschland vereinigten Orte Marthille, kam uns der feingebildete Curé aufs freundlichste entgegen, obwohl dem entschieden ultramontanen Manne die protestantischen Rege-

keine allzu willkommenen Gäste sein mochten. Es entspann sich zwischen mir und ihm, als wir eine halbe Stunde allein waren, die angeregteste Unterhaltung, in der natürlich auch die politische Lage zur Sprache kam. Als ich ihm meine Verwunderung darüber äußerte, daß wir nun schon Tage lang auf französischem Boden marschierten, ohne einen Feind zu sehen, sprach er unumwunden seine Überzeugung aus, daß unseren Waffen der Sieg auch ferner nicht fehlen würde, und setzte mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu: „Dieser Krieg ist ein Gottesgericht über Frankreich, in dem die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung sich offenbart.“ Dieses offene Geständnis überraschte mich doppelt aus dem Munde eines echten Franzosen und dabei streng ultramontanen Katholiken. Mit der näheren Erklärung, die er über den Grund des Gottesgerichtes gab, fanden wir uns freilich weniger im Einverständnis. Er fuhr nämlich erläuternd fort: „Der Kaiser hat den heiligen Stuhl im Stiche gelassen, und wer den heiligen Stuhl verläßt, der ist von Gott verlassen.“ Natürlich konnte ich ihm meine abweichenden Absichten über die wahren Gründe des an Frankreich sich vollziehenden Gottesgerichtes nicht vorenthalten, aber wir schieden trotzdem wenigstens äußerlich als gute Freunde. In andern Fällen freilich bekam man auch die härtesten Urteile über die Deutschen, oder wie es fast immer hieß: über die „Prussiens“ und über die Ungerechtigkeit des Krieges, zu hören. Manche von den Curés, bei denen ich im Quartier gelegen habe, ließen es sich trotz aller Gegenbeweise nicht ausreden, daß der Krieg von Bismarck gewollt und herbeigeführt worden sei. Wenn man sie an das Plebiszit erinnerte, welches vor wenigen Monaten noch so viele Stimmen für Napoleon ergeben hatte, dann hieß es einfach nur: „Das sei alles nur erkünstelt und gemacht gewesen. Man habe den Leuten weiß gemacht, mit Ja stimmten sie für den Frieden, den sie wollten, mit Nein für den Krieg, den sie nicht gewollt hätten!“

Von besonderem Interesse war es uns, in diesen ersten Tagen in Feindes Land hin und wieder noch französische Zeitungen vorzufinden, aus denen wir ebenso die übermütige Sprache, wie die Verlogenheit der französischen Presse kennen lernen konnten. Ich bewahre noch heute einige damals gesammelte Zeitungsabschnitte auf, in denen an großsprechiger Prahlerei und an wutschnaubender Verhegung geradezu Unglaubliches geleistet wurde. Hier nur einige Beispiele. In einer von uns aufgefundenen Nummer des „Journal de Paris“ war folgendes zu lesen:

„Auf, auf! Die Stunde ist da für großartige Opfer. Der lang zurückgehaltene Haß ruft Kämpfer im Nu herbei, Männer, Greise, Kinder, Weiber.

Der Feind kommt und stimmt seine Gefänge an, er wird bald aufhören zu singen. Wer über unsere Grenzen kommt, wird hier im Staube schlafen. Wenn der Feind in der Scheune liegt, legt Feuer daran. Um einen solchen Not wegzukehren, wie sollte man sich da noch besinnen? Wer an Frankreich rühret, soll auf unseren Misthaufen röcheln. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen. Ohne Raft haltet ein Treibjagen auf sie, verstedt euch in jedem Dickicht; beginnen wir alle die große Jagd und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn wir, nachdem wir ihnen die Mistgabel in den Bauch gejagt und sie aufgespießt haben, nicht bei ihnen bleiben."

Der „Gaulois“ schrieb noch wenige Tage vor den Schlachten von Weißenburg und Wörth:

„Die Turkos lecken sich schon die Schnauze, weil sie jetzt auf das deutsche Wild losgelassen werden. Sie werden die Männer abwürgen und Wagen voll Frauen nach Frankreich schleppen.“

Ein anderes Blatt, die „Liberté“, verstieg sich zu folgenden Ausbrüchen der Tobsucht:

„Dringen sie ein, diese preussischen Banditen und Meuchelmörder, die unerbittlich waren gegen Frankreichs Leichname, dann wohl, laßt uns ohne Wahl zu allem greifen, was der Genius der Zerstörung zur Ehre des Todes erfunden hat. Unsere Paläste, unsere Häuser sollen sie unter ihrem Schutt begraben, unsere Katafomben sollen sich öffnen unter ihren verfluchten Leibern und sie verschlingen, Luft und Wasser sollen vergiftet sein, mag auch die Heimat öde und Frankreich eine Wüste werden. Zu uns her, ganz Frankreich! Ihr, die ihr Granit brecht, brecht fortan die Gebeine jener verruchten Banditen! Nehmt eure Doppelflinten mit, gilt es doch nur, ekelhafte Raben zu töten, und in der Stille der Nacht im Feldlager zu töten, wie die Hunde mit dem Messer.“

Während wir selbst schon von den glänzenden, in den ersten Augusttagen errungenen Siegen genaue Kenntnis hatten, lasen wir zu unserm Erstaunen in Pariser Zeitungen von denselben Tagen, — es waren die letzten, die noch hatten in die östlichen Departements befördert werden können, — Schlachtberichte voll von faustdicken Lügen, nach denen ganze preussische Divisionen vernichtet, Hunderte von Gefangenen gemacht, zahlreiche Fahnen und Kanonen erbeutet sein sollten. Im weiteren Verlauf des Krieges haben wir dann noch oft Gelegenheit gehabt, von der furchtbaren Verlogenheit uns zu überzeugen, die in Frankreich an der Tagesordnung war. Man wußte manchmal nicht, ob man mehr die Dummheit der absichtlichen Lüge anstaunen sollte, die doch nach wenigen Stunden in ihrer Nacktheit zu Tage treten und die leitenden Kreise als entsetzlich unrichtig berichtet erscheinen lassen mußte, oder ob man sich mehr über die Frechheit entrüsten sollte, die den Mut hatte, angesichts der lautredenden Thatsachen, doch noch dem Volke immer wieder etwas aufbinden zu wollen.

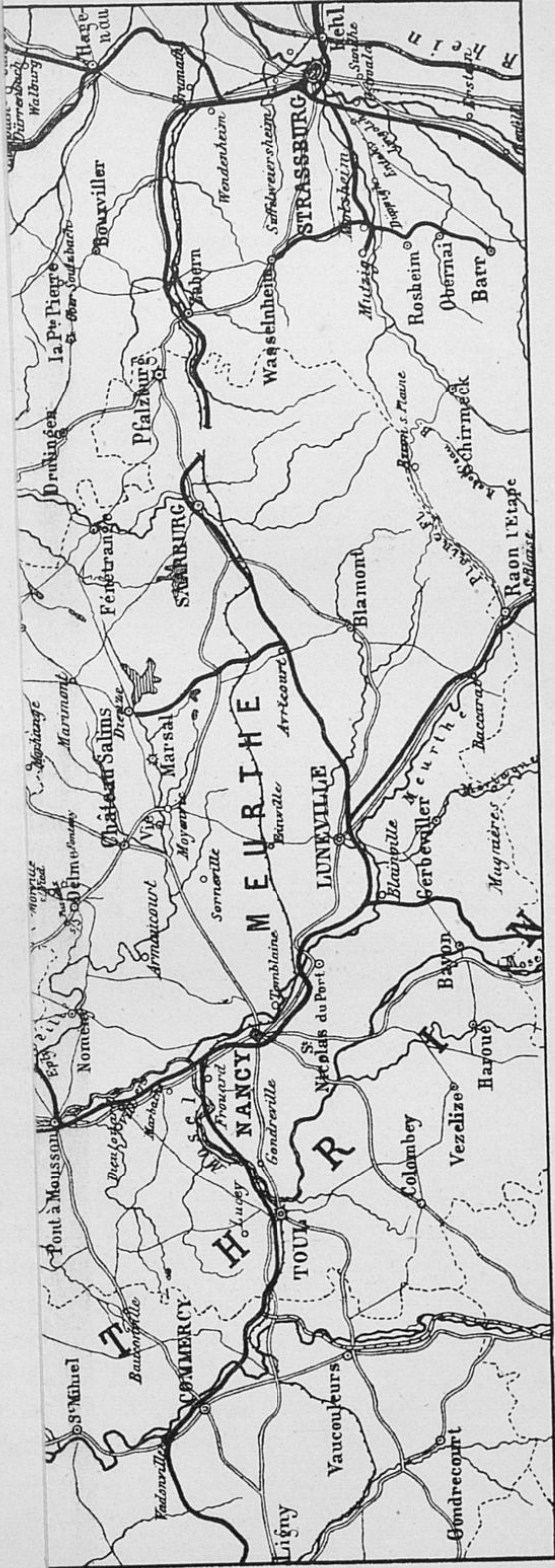
In diesen Marschtagen nach Überschreitung der französischen Grenze begann das bis dahin noch sehr lose Band zwischen den Mitgliedern unseres Divisionsstabes sich mehr und mehr zu befestigen. Das Zusammensein der dem Stabe angehörigen Offiziere und Beamten hatte sich bis dahin hauptsächlich auf die gemeinsamen Ritte von einem Marschquartier ins andere beschränkt. In diesen selbst war, so lange wir durch die Rheinpfalz marschierten, jeder mit Ausnahme der persönlichen Adjutanten unseres Divisionskommandeurs, meist auf sich selbst angewiesen gewesen. Wir wurden hier noch immer mit Verpflegung in verschiedenen Häusern einquartiert. Jenseits der Grenze wurde das anders. Die Einquartierung mit Verpflegung hörte auf, und auf Veranlassung unseres Divisionskommandeurs wurden gemeinsame Mahlzeiten eingerichtet, für welche der letztere das in seinem Stabswagen mitgeführte Geschirr hergab, während für unsere Beköstigung theils durch die gelieferten Portionen, theils durch den Einkauf der erforderlichen Lebensmittel, soweit ein solcher sich ermöglichen ließ, gesorgt wurde. Es wurde eine gemeinsame Tischkaffe gebildet, zu welcher jeder nach Maßgabe seiner Feldzulage beizusteuern hatte. Für die Zubereitung der Mahlzeiten hatte der Koch des Divisionskommandeurs Sorge zu tragen. Soweit es die Verhältnisse irgend gestatteten, wurde bei der Auswahl des Quartiers für den Divisionskommandeur darauf Bedacht genommen, daß sich in ihm ein für unsere gemeinsame Mahlzeiten genügender Raum befand. Je nach den uns überwiesenen Quartieren haben uns bald geräumige und stattliche Säle zur Verfügung gestanden, bald wieder mußten wir mit den engsten und beschränktesten Räumlichkeiten uns behelfen. Aber was that das im Kriege? Wir lernten es bald, auch unter den beschränktesten Verhältnissen uns einzurichten. Die Hauptsache blieb bei dieser Einrichtung, daß sich alle Mitglieder des Stabes zu gewissen Tageszeiten zusammenfanden und sich dadurch mit einander einlebten. Es mag daher hier auch der Ort sein, derer zu gedenken, die fast ein Jahr lang in täglicher Tischgenossenschaft vereinigt gewesen sind. Das Haupt unseres Kreises war unser Divisionskommandeur General von Pape, beim Ausmarsch ins Feld noch Generalmajor, im Verlaufe desselben zum Generallieutenant befördert, ein echter preußischer Soldat vom Scheitel bis zur Zehe. Streng gegen sich selbst, stellte er auch an seine Untergebenen strenge Anforderungen; aber dabei war er doch ein überaus liebenswürdiger und leutseliger Vorgesetzter, der es liebte, wenn das Mahl durch eine heitere und ungezwungene Unterhaltung gewürzt wurde, und dessen Gegenwart nie das Gefühl eines lästigen Zwanges aufkommen

ließ. War er das Haupt, so darf als die Seele unseres Stabes der Generalstabsoffizier Major von Holleben, der gegenwärtige General der Infanterie und Gouverneur von Mainz, bezeichnet werden. Er ließ es sich vor allem angelegen sein, den kameradschaftlichen Geist zu pflegen, der während des ganzen Feldzuges in unserem Kreise geherrscht hat. Mit einem schalkhaften Humor, der für jeden guten Witz, für jede launige Anekdote ein williges Verständnis zeigte, und in welchem er selbst durch manche Kalauer die Unterhaltung zu beleben mußte, verband er ein tiefes Gemüt, einen hohen sittlichen Ernst und eine wahrhaft ritterliche Gesinnung. Der erste Adjutant des Generals, Major Graf von Hsenburg, war eine vornehme Natur, die auf Fernerstehende wohl manchmal den Eindruck stolzer Zurückhaltung machen und an das Schillersche Wort erinnern konnte: „Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“ Wohl mit darum erhielt er nach unserm Einmarsch in Lothringen scherzhaft den Beinamen des Duc de Lorraine. Aber bei näherer Bekanntschaft mußte man auch ihn von Herzen lieb gewinnen. Er war ein vortrefflicher und kunstgeübter Zeichner, und manche ernste und heitere Szene aus dem Kriegesleben des Stabes ist in unserem Kriegsalbum von ihm verewigt worden. Der zweite Adjutant, Lieutenant von Daum, ist uns durch den Heldentod, den er in der Schlacht von St. Privat gefunden hat, schon früh entrißen worden. An seine Stelle trat dann Premierlieutenant von Kunstedt vom Garde-Husarenregiment. Die jüngsten Offiziere des Stabes waren die dem General als Ordonnanzoffiziere beigegebenen Lieutenants v. Schlegel vom ersten Garde-regiment z. F. und Lieutenant v. Esbeck-Platen vom Garde-Husarenregiment. Der erstere war ein hochgebildeter, aber in seinen Anschauungen exzentrischer Offizier, der durch seine Beschäftigung mit Schopenhauerscher Philosophie sich den Kopf verdreht hatte. Er liebte es, über die schwierigsten Probleme zu disputieren und gewagte Behauptungen aufzustellen, die zum Widerspruch reizten. Nachdem auch er in der Schlacht von St. Privat schwer verwundet worden war, wurde er durch Lieutenant von Puttkamer von den Garde-Füsiliern ersetzt, einen immer liebenswürdigen, immer heiteren, immer hilfsbereiten Herrn, ein junges Heldenblut, das keine Gefahr kannte und vor keiner noch so schweren Aufgabe je zurückgeschreckt sein würde. Der vom General jederzeit bevorzugte Liebling des ganzen Stabes war der schon erwähnte Lieutenant von Esbeck-Platen, der sich in der Schlacht von St. Privat wie bei anderen Gelegenheiten in hervorragender Weise durch seinen Heldenmut ausgezeichnet hat. Die Sorge für die Verpflegung der Division lag dem Divisions-

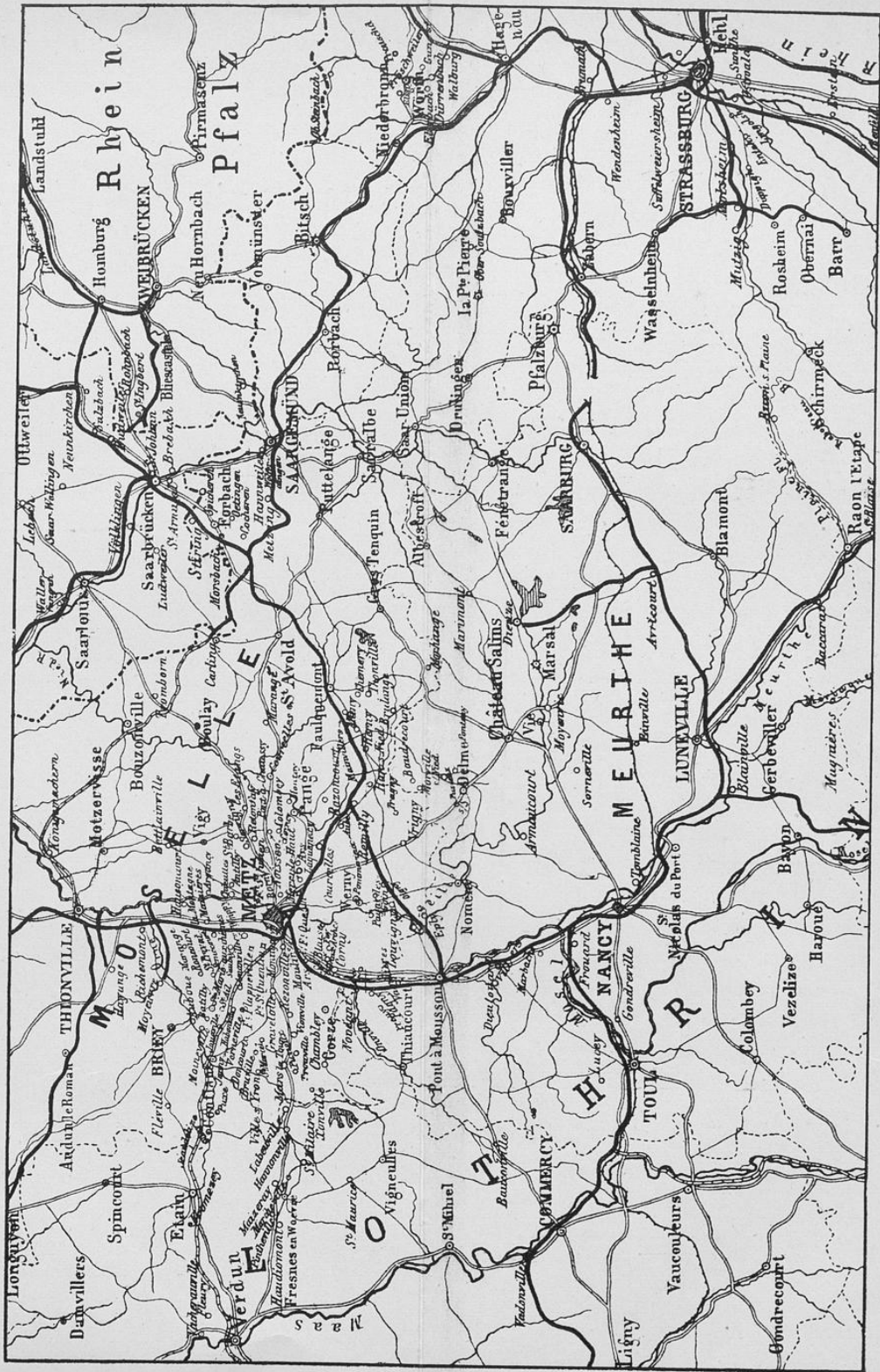
intendanten Major Berger ob, und es herrschte nur eine Stimme des Lobes über die Umsicht und Thatkraft, mit welcher er sich auch unter den schwierigsten Verhältnissen dieser Aufgabe unterzogen hat. Die nicht geringe Sorge, die dadurch auf ihm lastete und die große Verantwortlichkeit, deren er sich bewußt war, machten ihn zuweilen nervös, und in solchen Zeiten that man gut, ihm aus dem Wege zu gehen, aber in ruhigen Zeiten, in denen er nicht mit besondern Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Verpflegung für die Truppen, für Menschen und Pferde zu kämpfen hatte, war er ein von allen hochgeschätztes Glied unseres Kreises und in Gehalts- und Geldangelegenheiten ein jederzeit freundlicher und kundiger Berater. Gleichfalls, wenn auch in anderer Beziehung für unser leibliches Wohl besorgt, war der Divisionsarzt, Oberstabsarzt Dr. Kammerer, der gegenwärtige, hochverdiente Generalarzt des neunten Armeekorps. Unter allen Mitgliedern des Stabes, mit vielleicht alleiniger Ausnahme unseres Chefs, zeichnete er sich durch eine immer gleichbleibende, unverwüßliche Ruhe und Gelassenheit aus. Nichts vermochte ihn zu verwirren oder aus der Fassung zu bringen. An gründlicher wissenschaftlicher Bildung war er den meisten von uns überlegen, ohne doch jemals diese Überlegenheit in unbequemer Weise uns fühlen zu lassen. Es gab wenige Gebiete, auf denen er sich nicht gründlich bewandert zeigte, weshalb bei den über Tisch geführten Gesprächen sein Urteil und seine Meinung immer besonders ins Gewicht fiel. In hervorragender Weise zeichnete sich durch eine sich immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit und zugleich würdevolle Gemessenheit unser Divisionsauditeur Justizrath Wilzer aus. Die erstere Eigenschaft bewährte er auch ganz besonders dadurch, daß er die harmlosen Scherze, zu denen seine kurze, gedrungene und wohlbeleibte Erscheinung hin und wieder herausforderte, niemals übel nahm. Er war unererschöpflich in klassischen Citaten, lateinischen wie griechischen, sowie in lateinischen Redewendungen, die freilich nicht selten an das Küchenlatein in den *epistolis obscurorum virorum* erinnerten. Die Neigung zu latinisierenden Ausdrücken verleitete ihn auch dazu, unsere Namen und Titel gelegentlich ins Lateinische umzubilden. Den oben erwähnten Premierlieutenant von Kunstedt nannte er regelmäßig *Homo rotundus*, mir verschaffte er den Namen des *Pastor campi curiae et divisionis*, einen andern Divisionspfarrer, der die Eigentümlichkeit eines etwas weinerlichen Tones hatte, nannte er den *Pastor elegicus* und meinen katholischen Kollegen, Divisionspfarrer Lückert, der sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, dem General alltäglich zum Kaffee eine Mischung

von verschiedenen Liqueuren zu kredenzen, nannte er den Pastor miscens oder auch wohl in französisierender Umbildung seines deutschen Namens „Mr. Liqueur“; er selbst hieß bei uns seiner dicken rundlichen Figur wegen der Justizbauch. Eine sehr erfreuliche Erweiterung unseres Stabes war es im späteren Verlauf des Krieges, daß der Kommandeur unserer Divisionsartillerie, Oberstlieutenant von Bychelberg, und dessen Adjutant, Premierlieutenant Keinecke, unsere regelmäßigen Tischgenossen waren. Der erstere hatte schon im Feldzug 1866 unserm Divisionsstabe angehört und verstand es meisterhaft, die Unterhaltung bei Tisch zu beleben, wenn sie je ins Stocken zu kommen drohte. Ein Meister des Gesanges, leitete er als Vorsänger mit mächtigem Taktstock die etwa in besonders heiterer Stimmung an unserer Tafelrunde angestimmten Gesänge. Unser Justizrat pflegte ihn deshalb den Pläfir-Kantor zu nennen. Auch war der Führer eines unserer Sanitäts-Detachements, Graf Bückler, wenn es die Verhältnisse nur irgend gestatteten, regelmäßiger Teilnehmer unserer gemeinsamen Mahlzeiten. So bildeten wir eine stattliche Tafelrunde, an welcher die verschiedensten Stufen des Lebensalters, von unserem bald sechszigjährigen General bis zum jugendlichen Lieutenant, die verschiedensten Grade der militärischen Rangordnung, die mannigfaltigsten Berufsinteressen, die vier Fakultäten und sehr verschiedene Lebensanschauungen vertreten waren. Aber bei all dieser Verschiedenheit verband uns die gleiche vaterländische Begeisterung, die Einmütigkeit in dem Bestreben, jeder an seinem Platze und nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte in treuer und gewissenhafter Pflichterfüllung dem Ganzen zu dienen, und das stolze und erhebende Hochgefühl, an den Ereignissen einer großen Zeit persönlichen Anteil nehmen zu dürfen.

Freilich mit den Ereignissen wollte es manchem während dieser Tage des unaufhaltbaren Vormarsches, der die ganze erste Hälfte des August ausfüllte, viel zu langsam gehen. Am 15. August hatte unsere Division bei Dieulouard, wenige Stunden oberhalb Pont à Mousson, die Mosel überschritten. Der Übergang über den hier schon ganz ansehnlich dahinbrausenden Strom erfolgte auf einer ganz schmalen steinernen, mindestens 30 Fuß über dem Flußbett sich spannenden Brücke ohne jedes Geländer, und es hätte nur eines Seitensprunges des Pferdes bedurft, um in die Tiefe hinunterzustürzen. Bei unserer Ankunft im Quartier erhielten wir durch das ebenfalls hier einquartierte General-Kommando die erste Kunde von der Schlacht bei Courcelles, mit welcher Tags zuvor, am 14. August, die I. Armee unter General Steinmetz, insbesondere das erste Armeekorps, die heißen Kämpfe um Metz eingeleitet hatte. Aber gleichzeitig mit dieser Nachricht



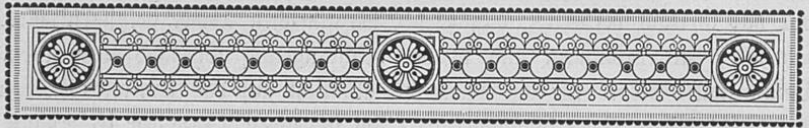
Karte zum Vormarsch in Feindes Land.



Karte zum Vormarsch in Feindes Land.

war das Gerücht verbreitet, daß es der Bazainischen Armee gelungen wäre, von Metz zu entkommen und in der Richtung auf Châlons abzurücken. Damit schien wieder für die Garde die Aussicht auf das Eintreten in den Kampf in weitere Ferne hinausgerückt. Am folgenden Tage, den 16. August, war der kleine Ort Novéant aux Prés das Ziel unseres Marsches. Unser Weg ging über eine Hochebene, die alles landschaftlichen Reizes entbehrte, eine weite Fläche, von engen, schluchtenähnlichen Thälern durchschnitten, die Felder vielfach mit Kalksteinen wie besät, kahle, gleichförmige, baumlose, unschön gebaute Dörfer mit unförmlich breiten, fensterarmen Häusern und flachen Dächern, die wie zusammengedrückt ausfahen, hier und da ein wenig Buschwerk ohne schöne Bäume, das war alles, was auf dem Marsche zu sehen war. Erst vor dem uns zum Quartier bestimmten Orte senkte sich die reizlose Hochfläche in ein freundliches Thal hinab, und der Ort selbst zeugte von einem gewissen Wohlstand. Wir waren noch nicht lange hier angekommen, als sich in der Richtung von Metz her starker Kanonendonner vernehmen ließ, zwischen dem einige besonders Scharshörige von uns sogar das Knattern der Mitrailleurseu herauszuhören meinten. Es war das Toben des mörderischen Kampfes von Bionville und Mars la Tour, das von ferne her an unser Ohr drang. Aber horch! auch aus der entgegengesetzten Richtung, zu unserer Linken, von Toul her erdröhte Kanonendonner; wie wir nachher erfuhren, rührte er von einem leider vergeblichen Versuche her, den das vierte Armeekorps gemacht hatte, sich der Festung Toul durch einen Handstreich zu bemächtigen. — Zufällig traf sich's, daß an diesem Tage gegen Abend wieder einmal die längstentbehrten Zeitungen an uns gelangten. Es waren die ersten, welche uns über die Schlachten von Wörth und an den Höhen von Spichern eingehende und ausführliche Berichte brachten. Bis dahin war unsere Kenntnis von den Ereignissen dieser Tage auf die kurzen offiziellen Telegramme beschränkt gewesen. Natürlich wurden diese Nachrichten mit wahren Heißhunger verschlungen. Nicht zu verwundern war es, daß alles dies zusammengenommen die ohnehin schon heißentbrannte Sehnsucht nach einer Gelegenheit zu Thaten, von der namentlich unsere Offiziere beseelt waren, bis zur mißmutigen Ungeduld steigerte. Ich sehe noch, wie unser General die Zeitung, die von den glänzenden Erfolgen der III. Armee und der heldenmütigen Erstürmung der Spicherer Höhen erzählte, mißmutig auf den Tisch warf mit den Worten: „Und wir liegen hier stille!“ Er selbst und wir alle ahnten nicht, wie bald gerade unserer Gardes die furchtbarsten und blutigsten Kämpfe warten sollten.





Auf dem Schlachtfeld von St. Privat.

Wie unbestimmt und zum Teil widersprechend die Nachrichten auch lauteten, die am Abend des 16. August über den Zusammenstoß des dritten und zehnten Armeekorps mit dem Feinde zu uns gedrungen waren, so legten wir uns doch alle, als wir uns nach unserm bescheidenen Abendbrot getrennt hatten, mit der bestimmten Erwartung zur Ruhe, daß nun auch für uns die Stunde ernster Entscheidungen nicht fern sein könne. Unter unsern Leuten liefen, wie es am Vorabend großer Ereignisse fast immer der Fall war, die fabelhaftesten Gerüchte umher. Mein sonst sehr schweigsamer Burische, der biedere Bertram, wußte, als er mir beim Ausziehen behilflich war, die unglaublichsten Dinge zu erzählen: von einer furchtbaren Mezelei, die unter den Mauern von Toul stattgefunden haben sollte, von der Auflösung ganzer Regimenter und andern schreckhaften Dingen. Auch durch die beruhigende Versicherung, daß bei der kurzen nur zwei und eine halbe Meile betragenden Entfernung, in der wir uns von Toul befanden, davon doch dem Divisionsstabe etwas bekannt sein müsse, ließ er sich in der Überzeugung nicht irre machen, daß doch etwas an der Sache wahr sein dürfte. Es war, als ob unsere Leute eine Vorahnung von dem gehabt hätten, was nur allzu bald zur Wirklichkeit werden sollte. Es herrschte noch volle Dunkelheit, als wir in den ersten Morgenstunden des 17. August durch das Alarmsignal aus dem Schlafe geweckt wurden, denn inzwischen war der Befehl eingegangen, daß die ganze Division um vier Uhr an der Straße westlich von Novéant zum Abmarsch bereit stehen solle. In kurzer Zeit war alles in Bewegung. In lautloser Stille zogen die Truppen durch die dunkle Nacht auf den zum Rendezvous bezeichneten Platz.

Aber als die aufgehende Sonne einen der schönsten Augusttage ankündete, da machte sich gar bald die gewohnte heitere Stimmung und der

unverwüftliche Humor auch in Scherzen und Liedern geltend. Es war mir an diesem Tage eine besondere Genugthuung, gut beritten zu sein und die Truppen zu Pferde begleiten zu können. Wie meistens auf den Märschen schloß ich mich auch diesmal dem an der Spitze der Avantgarde befindlichen Garde-Jägerbataillon an und ritt mit dem lebenswürdigen Kommandeur des Bataillons, Major von Arnim, seinem Adjutanten, Premierlieutenant von Alvensleben, und den Hauptleuten Graf Pourtales und von Wilczek unter muntern und anregenden Gesprächen in den frischen Morgen hinein. Mit bewundernswerter Frische und Ausdauer marschierten die Truppen fünf Stunden lang, ohne eine Rast zu machen, teilweise über Sturzacker und Stoppelfelder oder auf ganz elenden Feldwegen, und doch spannten nur sehr wenige einmal aus. Unwillkürlich gedachte ich der Verheißung des Propheten: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Dachten doch in den ersten Morgenstunden alle, daß es noch heute vor den Feind ginge und das Bewußtsein, daß von unserem rechtzeitigen Eintreffen vielleicht die wichtigsten Entscheidungen abhingen, besflügelten aller Schritte. Manche von denen, die auch im Jahre 1866 dabei gewesen waren, mochten des Märsches am 3. Juli von Köninghof nach den Bäumen von Horonowes gedenken und sich daran erinnern, wie damals des Königs Garden zur rechten Stunde erschienen waren. Auch waren uns im Dorfe Kam, das wir passierten, bereits die ersten Verwundeten aus dem Kampfe des vorhergehenden Tages begegnet und wir hatten von ihnen gehört, wie heiß es bei Mars la Tour hergegangen war. Wie hätte der Anblick ihrer Wunden nicht in unsern wackern Jungen die Sehnsucht wecken sollen, gleich ihnen an dem Kampfe fürs Vaterland teilzunehmen, und auch die übertriebensten Berichte über die Zahl der Gefallenen, die den vorbeimarschierenden Truppen von Kameraden der Tags zuvor am Kampfe beteiligten Regimenten zugerufen wurden, dienten eher dazu, die Kampfbegier zu steigern, als sie herabzustimmen. Mancher liebe teure Name wurde unter denen, die gefallen sein sollten, genannt. So machte namentlich auf unsere Garde-Jäger die Nachricht einen tiefen Eindruck, daß auch ihr bisheriger Kommandeur, Oberstlieutenant von Kameke, der erst in der Mobilmachung die Führung des oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91 übernommen hatte, an der Spitze desselben gefallen und auf der Stelle tot geblieben sein sollte, eine Nachricht, die sich leider im vollen Umfange bestätigte. In einem Rendezvous bei Haguenville wurde

für das ganze Armeekorps bis zur Ankunft weiterer Befehle eine längere Rast angeordnet, die freilich auf dem völlig schattenlosen Felde bei glühender Mittagshitze wenig Erquickliches hatte. Als dann Stunde auf Stunde verging, ohne daß ein Befehl zum Weitermarsch kam, schwand für diesen Tag auch den kampfbegierigsten die Hoffnung, den Feind noch zu erreichen. Von vielen Seiten wurde schon die Befürchtung laut, daß der Feind am Ende noch vor unserer Ankunft in der Richtung nach Verdun entkommen könne, eine Befürchtung, welche auch in manchen umlaufenden Gerüchten Nahrung fand. Ja, es fehlte nicht an solchen, die — natürlich ohne eine Ahnung von den allgemeinen Anordnungen zu haben — bereits ihr lebhaftes Bedauern äußerten, daß unser Korps nicht schon früher herangezogen worden sei. Ich hatte so meine eignen Gedanken bei derartigen voreiligen, meist auf Unkenntnis der Verhältnisse beruhenden Urteilen, und tröstete mich damit, daß Moltke es am Ende doch besser verstände, und wohl wissen würde, wann auch unsere Zeit gekommen sei. Gegen drei Uhr nachmittags wurde der Vormarsch fortgesetzt. Der Befehl lautete: „Bis auf die Straße von Metz nach Verdun.“ Auf dem Wege dorthin zeigten sich bereits einzelne Spuren des gestrigen Kampfes, der auf dem linken Flügel in diesen Gegenden seinen Anfang genommen hatte.

In allen Ortschaften rechts und links wehte die Flagge mit dem roten Kreuze, zum Zeichen, daß überall Lazarette errichtet waren. Ich ritt in eines derselben, das weithin sichtbar in einem auf einer Höhe gelegenen Gehöfte sich befand, und erfuhr, daß soeben Graf Bismarck dort gewesen sei, um seinen mit vielen anderen verwundeten Dragonern dort liegenden Sohn zu besuchen. Abends um sechs Uhr erreichten wir das Ziel unserer nächsten Bestimmung und bezogen unmittelbar neben dem zwölften (sächsischen) Armeekorps ein Bivak bei Hannonville auf beiden Seiten der großen Straße. Die Meilensteine sagten uns, daß wir kaum drei Meilen von Metz entfernt waren. In dem Dorfe Hannonville, wo unser Stab einquartiert war, fand ich unerwarteterweise sogar ein Zimmer für mich bereit in einem freilich völlig verwüsteten und verlassenen Hause. Im großen Schulhause daneben war ein Lazarett eingerichtet, in dem ich die Verwundeten aufsuchte und in den einzelnen Zimmern eine gern aufgenommene kurze Abendandacht hielt. Gegen Abend bekamen wir die Nachricht, daß wahrscheinlich am anderen Tage das Gardekorps an einer Schlacht teilnehmen würde, und daß die Truppenteile angewiesen seien, sich schon am Abend mit Frühstück zu versehen. Eine ernste Stimmung hatte sich aller Herzen bemächtigt; wußte

doch niemand, ob nicht die hereinbrechende Nacht die letzte für ihn auf Erden sein, ob er die Treue gegen König und Vaterland nicht morgen mit dem Tode zu besiegeln haben werde. Wie viele heiße Gebete mögen an diesem Abende aus den stillen Bivaks zu dem nächtlichen Himmel hinaufgestiegen, wie mancher ernste Gedanke über Berg und Thal noch einmal zu den Lieben daheim hinübergeflogen sein.

Noch bis tief in die Nacht hinein saß ich in dem Gärtchen vor meinem wüsten Quartier bei einem mühsam aufgefundenen Lichtstumpfen, mit Schreiben von Briefen und Postkarten beschäftigt, um mich der Aufträge zu entledigen, welche mir viele der Verwundeten in den kurz zuvor von mir besuchten Lazaretten mitgegeben hatten. Es gehört gerade das zu den Liebesdiensten, durch welche sich der Feldgeistliche neben dem Arzt ganz besonders nützlich machen kann, und für die er des aufrichtigsten Dankes sowohl von seiten der Auftraggeber wie von seiten der Empfänger gewiß sein darf. Ich habe nach den Schlachten von St. Privat, Beaumont und Sedan viele Hunderte solcher Feldpostkarten geschrieben und oft genug waren es die letzten Grüße, die ich von Schwerverwundeten an ihre Angehörigen auszurichten hatte. Dabei habe ich natürlich unterschiedslos von unseren eigenen wie von den feindlichen Verwundeten solche Aufträge entgegengenommen und mancher von Thränen geseuchter Dankesbrief, den ich aus Deutschland wie aus Frankreich empfangen habe, hat mir diesen Dienst reichlich gelohnt. Einer jener Verwundeten, den ich in dem gedachten Schulhause fand, ein Unteroffizier des Halberstädter Kürassierregiments, redete mich auf der Heimreise aus dem Feldzuge, als unser Militärzug auf dem Bahnhof Dschersleben hielt, nach fast einem Jahre darauf an. Er erkannte in mir im Vorbeigehen den Feldgeistlichen wieder, der am 17. August abends in Hannonville mit ihm gebetet und seine Grüße in die Heimat vermittelt hatte, und wußte nicht genug zu danken für den Trost und die Beruhigung, die ihm das gewährt hatte. Eine wohlthuende Unterbrechung bei dieser Arbeit war mir ein unvergeßliches Gespräch, das ich mit zwei jungen Offizieren unseres Stabes, von denen der eine längst im Grabe ruht, an jenem Abend führen durfte, und das Fragen betraf, die am folgenden Tage an jeden von uns mit furchtbarem Ernst herantreten konnten. Aber auch die leiblichen Bedürfnisse machten sich an jenem Abend für mich und für andere sehr fühlbar. Unsere Bagage, auf welcher sich die Küchenvorräte unseres Stabes befanden, war noch in weiter Ferne und doch hatten die meisten von uns seit dem Ausbruch von Novéant am frühen

Morgen nichts gegessen. In dem von den eigenen Truppen wie von dem Feinde mit immer neuen Requisitionen heimgesuchten Dörfe war nichts zu haben, und es war ein besonderer Glücksfall, daß es mir für Geld und gute Worte gelang, von einer Bauernfrau einige Flaschen Wein zu erlangen, die sie aus Besorgnis vor gewaltsamer Plünderung sorgfältig verborgen gehalten hatte. Eine für solche Notfälle aus der Heimat mitgenommene und bis jetzt noch immer sorgfältig aufgesparte Schlackwurst wurde aus der Tiefe der Packtasche hervorgeholt und den anwesenden Herren des Stabes vorgelegt. In dem allgemeinen Mangel dünkte es uns wie ein reiches Abendessen, das wir in der erwähnten Gartenlaube verzehrten.

Nur wenige Stunden Schlaf waren mir auf meinem harten Lager vergönnt. Kaum dämmerte der Morgen des 18. August, als unser Stab schon versammelt war, um durch ein gemeinsames Frühstück sich für den kommenden Tag zu stärken. Der Küchenwagen unseres Stabes war inzwischen angelangt und der Koch war angewiesen worden, das Frühstück im Hinblick auf die zu erwartenden Anstrengungen des Tages so reichlich herzustellen, als die vorhandenen Vorräte es irgendwie gestatteten. Glücklicherweise hatten wir in Novéant noch eine stattliche Kalbskeule kaufen können, die der Koch in der Nacht hatte braten müssen, und die uns nun trefflich zu statten kam. Zum letzten Male waren wir so vereinigt, wie wir von Berlin ausgezogen waren. Schon am Abend sollte einer von uns unter den Toten, ein zweiter unter den Verwundeten des Schlachtfeldes, dem wir entgegentreten, liegen. — Man drückte sich noch einmal die Hand und jeder eilte dann hinaus an den ihm zugewiesenen Posten. — Da alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß der kaum angebrochene Tag unsere Truppen endlich in den längst erwarteten und von vielen heiß ersehnten Kampf führen werde, so erteilte mir der Divisions-Kommandeur gern die Erlaubnis, vor dem Aufbruch aus den Bivaks, bei allen Truppenteilen der Division eine Morgensandacht und eine auf Kampf und Tod vorbereitende Ansprache zu halten. Nachdem ich mich selbst zuvor zu diesem ernstern Werke gestärkt hatte, bestieg ich mein Pferd, um in die Bivaks hinauszureiten. Noch kämpfte der anbrechende Morgen mit der scheidenden Nacht. Ein dichter Nebel stieg aus den Wiesen empor; am östlichen und südlichen Horizonte, so weit das Auge reichte, loderten die Wachtfeuer der hier unmittelbar neben einander versammelten verschiedenen Korps. Ein überwältigender Anblick. Ich ritt zuerst zu dem am äußersten linken Flügel in einem Wiesengrunde gelagerten Garde-Jägerbataillon, weil dieses, als zur Avantgarde gehörig,

mutmaßlich zuerst den Vormarsch antreten würde. Als die Zurüstungen zum Abmarsch beendet waren, stellten sich die Evangelischen aller Kompagnien in einem Halbkreis um mich her auf, die Offiziere traten in die Mitte desselben, und ich hielt nun vom Pferde herab eine ganz kurze Ansprache im Anschluß an einen Bibelspruch — wenn ich nicht irre, war's hier das schon erwähnte Wort: Jes. 40, 31: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft u. s. w.“ — und wies auf den vielleicht in wenigen Stunden schon unserer wartenden Kampf hin, die Herzen zum Harren auf den Herrn, zum demütigen und freudigen Vertrauen auf seine oft schon so herrlich erwiesene Hilfe ermunternd. Ein kurzes freies Gebet, das Vater Unser und der Segen, bei dem alle Häupter sich entblöhten, machten den Schluß der kurzen Feier. Meinem Amen folgte fast unmittelbar das Kommandowort: „An die Gewehre!“ und das Bataillon setzte sich in Bewegung. Das den Jägern zunächst gelegene Garde-Füsilieregiment fand ich bereits im Aufbruch begriffen und mußte bei diesem die Andacht auf einen späteren, günstigeren Augenblick verschieben. Ich ritt weiter zu den sich zunächst anschließenden Regimentern der ersten Garde-Infanterie-Brigade, dem ersten und dritten Garderegiment. Eine kurze Meldung bei den betreffenden Bataillons-Kommandeuren genügte, um diese sofort willig zu machen, die Mannschaften, wie sie gingen und standen, zum Gebete zusammentreten zu lassen; mehrere Bataillons-Kommandeure, namentlich vom ersten Garderegiment, kamen meiner Meldung schon mit der ihrerseits ausgesprochenen Bitte, für ihre Bataillone gleichfalls eine Andacht zu halten, zuvor. In diesem Augenblick brach die aufgehende Sonne mit blutrotem Scheine durch die Morgennebel. War es nicht eine sichtliche Erfüllung der herrlichen Tageslosung: „Er wird Gott bitten, der wird ihm Gnade erzeigen und wird sein Antlitz sehen lassen mit Freuden“ (Hiob 26, 26), die ich der nächsten Ansprache zu Grunde legte, welche etwa folgendermaßen lauten mochte:

„Teure Freunde und Brüder! Mit freudig bewegtem Herzen, aber auch mit den Gefühlen banger Erwartung begrüßen wir die aufgehende Morgen Sonne dieses Tages. Mit freudigem Herzen — denn der von vielen unter uns schon so lange sehnsüchtig erwartete Augenblick ist gekommen, da auch wir dem Feinde entgegengehen. Mit bangem Herzen — denn wer will sagen, ob ihm diese Sonne nicht zum letzten Male scheint. Aber auch hier gilt das Wort des Apostels: „Uns ist wohl bange, aber wir verzagen nicht.“ — Zu Gott erheben wir unsere Herzen und Hände, zu ihm flehen wir, daß er auch mit uns sei, wie er dereinst mit unsern Vätern, wie er

in diesen Tagen mit unsern Brüdern gewesen ist, von deren heißen, aber siegreichen Kämpfen so viele Spuren um uns her beredtes Zeugnis geben. Und siehe, auch hier heißt es, wie in der Losung dieses Tages: „Er wird Gott bitten, der wird ihm Gnade erzeigen und wird sein Antlitz sehen lassen mit Freuden“; siehe er zeigt uns sein Antlitz in der aufgehenden Morgen Sonne. Verkündet uns auch ihr blutroter Schein Blut und Tod, ihr heller Glanz, mit dem sie durch die Nebel bricht, verheißt auch uns „Freude und Sieg“! Und heller als dieses Tages Sonne leuchtet über uns die ewige Sonne der göttlichen Gnade, die in Jesu Christo über uns aufgegangen ist. In ihrem Glanze dürfen wir fröhlich sein auch in den bangsten Stunden. Sie erhellt das Dunkel jeder Trübsals- und Leiden nacht, die unserer wartet, auch das der Grabesnacht, in die wir, ehe es Abend wird, versunken sein können. Dieser Sonne der ewigen Gnade, die auch in unsere Sünden nacht hinein scheint und dem bußfertigen und demütigen Herzen das Angesicht des erbarmenden und gnädigen Gottes enthüllt, jauchzen wir fröhlich entgegen in dieser ersten Morgenstunde. Mag dann auch die irdische Sonne nie wieder über uns aufgehen, in ihrem Lichte sehen wir das Licht des ewigen Lebens, in ihrem Glanze dürfen wir fröhlich sein vor dem Angesichte Gottes immerdar. Amen!“

Eine andere Ansprache schloß sich an den 121. Psalm an und forderte die Herzen auf, nicht an den Bergen und steilen Höhen, auf denen der Feind in sicherer Stellung unserer wartete, und hinter denen seine tödtlichen Geschosse uns auf lauerten, den Blick haften zu lassen, sondern die Augen aufheben „zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt“. „Schaut hin“, so rief ich ihnen zu, „auf den Berg Golgatha, wo auch eure Sünde getilgt ist, der auch euch von der Liebe dessen predigt, der das Leben für uns gelassen hat, auf daß auch wir das Leben für die Brüder lassen. Schaut hin auf den Ölberg und sehet auf seiner Höhe den verklärten Herrn, wie er auch euch den Überwinderkranz der Vollendung zeigt, und die Krone des Lebens, die der Herr den treuen Streibern verheißt hat, wie er auch euch einen Einblick gewährt in die Herrlichkeit des Vaterhauses und der Heimat, die droben eurer wartet.“ — Wieder vor einem andern Bataillon wurde die Ansprache mit Verlesung des 91. Psalmes eingeleitet und der dort so reichlich strömende „Troft in Sterbensgefahr“ den kampfbereiten Scharen mit auf den letzten Weg gegeben. Und wie hätte Davids Gebet: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, wie hätte sein tröstliches: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich

kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich“, in den Andachtsstunden dieses Morgens fehlen können.

So ging es von Bataillon zu Bataillon, und meistens hatte ich kaum Amen gesagt, als jedes einzelne derselben, schon vorher in Marschbereitschaft stehend, aus dem Bivak aufbrach. — Die Division hatte den Befehl, vor dem Dorfe Mars la Tour Halt zu machen und weitere Befehle zu erwarten. Es trat hier ein längerer Aufenthalt dadurch ein, daß das ganze zwölfte Armeekorps bei uns vorbeimarschierte, um den linken Flügel der Aufstellung zu bilden. Ich konnte diese Zeit benutzen, um auch für diejenigen Bataillone, die ich nicht mehr im Bivak angetroffen hatte, so u. a. für die tapferen Garde-Füsiliers, Morgenandachten zu halten. Einer derselben wohnte auch das gesamte General-Kommando bei. Den Schluß machte ich beim Garde-Husarenregiment. Ich knüpfte hier an das Wort an: „Der Herr ist Sonne und Schild“ und erinnerte an Napoleons stolzes Wort vor einer seiner großen Schlachten: „Die Sonne von Auferlich leuchtet uns“; wie auch uns am 18. August die Siegessonne so manches mit goldenen Lettern in die Bücher unserer Geschichte eingetragenen achtzehnten leuchte. Aber wir wollten nicht darauf vertrauen, sondern auf die Sonne des Heils, die in den Verheißungen des Herrn und in seiner Gnade uns scheint. Die Leute waren alle ernst und von sichtlich Bewegung ergriffen, und selten ist wohl von den meisten so innig wie in diesen Morgenstunden gebetet worden. Noch heute nach fünfundzwanzig Jahren begegnet es mir häufig, daß ich von mir ganz fremden Personen auf Reisen angerebet oder in Briefen ehemaliger Kriegsgefährten an jene Morgenandachten vor der Schlacht erinnert werde, mit der Versicherung, daß sie jene Stunden niemals in ihrem Leben vergessen würden.

Die Morgenandachten waren kaum beendet, da schien es einige Stunden, als ob es an diesem Tage wieder nicht zum Kampfe kommen sollte. Die Refognoszierungen der Sachsen hatten, so hieß es, auf zwei Meilen nichts vom Feinde entdecken lassen und man glaubte bereits, er wäre wirklich auf der weiter nördlich führenden Straße mit einem Umweg nach Chalons aufgebrochen oder unter die Mauern von Metz zurückgegangen, ohne vorläufig eine Schlacht anzunehmen. Mein Neffe, Generalstabsoffizier Major von Noon, damals dem General-Kommando des Gardekorps angehörig, sagte noch gegen halb zehn Uhr zu mir: „Die schöne Begeisterung und Rührung, in die Du uns alle versetzt hast, wird wohl für heute wieder umsonst gewesen sein!“ — Wie bald sollte es anders kommen. Gegen zehn Uhr bekam die Division Befehl zum Aufbruch nach Doncourt, wo wieder Raß gemacht

und auf fernere Befehle gewartet werden sollte. An dem Kirchhofe von Mars la Tour vorüber mit den vielen frischen Gräbern, in denen Tags zuvor die Opfer des 16. August bestattet worden waren, und an denen die beiden Garde-Drägerregimenter fast die Hälfte ihrer Offiziere betrauertem, ging es durch einen Hohlweg auf die blutgetränkten Gefilde hinauf, auf denen der Kampf von jenem Tage am heftigsten gewütet hatte. Hunderte von Pferden mit dem Zeichen G. D. (Garde-Dräger), die rechts und links am Wege lagen, bestätigten die Berichte, welche über die furchtbaren Verluste dieser Regimenter schon zu uns gedrungen waren. In dem in den Berichten über die Schlacht am 16. vielgenannten Hohlwege begegneten wir dem Kommandierenden des dritten Armeekorps, General von Alvensleben, mit seinem Stabe. Ein freudig bewegtes Wiedersehen mit dem bisherigen allgemein beliebten und hochverehrten Führer unsrer Division auf dem Schauplatz eines Kampfes, an dem sein Korps einen so hervorragenden Anteil gehabt hatte. Unsere Glückwünsche zu den von ihm errungenen Erfolgen erwiderte der hochverehrte Mann mit einem „Glück auf!“ zu dem Wege, den wir zogen. Als wir gegen elf Uhr auf dem Rendezvousplatz vor dem Dorfe Doncourt angekommen waren, hatte es anfangs den Anschein, als ob auch hier ein längerer Aufenthalt sein würde, und da die Truppen Mannschaften zum Wasserholen in den Ort schickten, erbat ich mir vom General die Erlaubnis, gleichfalls hineinzugehen, um die dort zahlreich errichteten und durch die bekannten Fahnen mit dem roten Kreuze bezeichneten Lazarette zu besuchen. Fast jedes Haus war zum Lazarett eingerichtet; in allen Scheunen und Ställen lagen Verwundete neben einander gereiht; die leichter Verwundeten saßen und standen in Gruppen vor den Häusern und Gehöften. Ich ging von Haus zu Haus, und da hier noch kein Divisionspfarrer gewesen war, so ward mein Anerbieten zum Entgegennehmen von Aufträgen von vielen gern angenommen. Denen, welche selbst schreiben konnten, teilte ich Feldpostkarten aus und übernahm die beschriebenen zur Beförderung an die Feldpost. Die hier liegenden Verwundeten waren bis Tags zuvor in den Händen des Feindes als Gefangene gewesen und wußten nicht genug zu erzählen von der schändlichen Behandlung, die ihnen zum Teil widerfahren war. Viele waren ihrer Uhren, Portemonnaies und aller Habseligkeiten beraubt worden. Der Rundgang durch die Lazarette war noch nicht beendet, als sich einzelne Kanonenschüsse vernehmen ließen und sich im ganzen Orte eine allgemeine Aufregung kundgab. Unmittelbar darauf ertönte das Alarmsignal, welches die wasserholenden Mannschaften ins Rendezvous

zurückrief. Ich eilte so schnell als möglich hinaus; die Avantgarde war schon aufgebrochen, unser General mit dem Stabe gleichfalls. Glücklicherweise fand ich mein Roß noch bei den Handpferden, deren Bedienung mit diesen auch eben abreiten wollte. Schleunigst bestieg ich mein Pferd, um dem Stabe nachzueilen. Kaum war ich einige hundert Schritte geritten, da ertönte bereits der heftigste Kanonendonner von rechts herüber und das Heranrasseln unserer Artillerie ließ keinen Zweifel mehr, daß auch für unser Korps die Stunde des Kampfes gekommen sei. Bald schlugen einzelne Granaten rechts und links von mir in die Erde ein. Der Donner des Geschüzes wurde über-
 tönt durch das seltsame und unheimlich knarrende Geräusch der Mitrailleusen. Vor dem Dörfchen Batilly fand ich an einem noch nicht vollendeten Eisenbahndamm die ersten Verwundeten, welche in einem noch im Bau begriffenen Wärterhäuschen untergebracht wurden. Zufällig war einer der ersten, der mir begegnete, ein von mir konfirmierter junger Mann aus Potsdam. Da die Zahl der Verwundeten hier nur eine sehr geringe war, ritt ich weiter zu den mehr in der Nähe des wogenden Kampfes gelegenen Verbandplätzen. Einer derselben war in einer Schlucht zwischen Batilly und Marie aux Chênes eingerichtet. Hier waren es insbesondere Verwundete der Artillerie, die aus den unweit aufgefahrenen Batterien heruntergetragen wurden. Nachdem ich hier eine Zeitlang durch Wassererschöpfen aus einem nahen Quell und Tränken der Schwerverwundeten mich mühslich gemacht, auch mit einigen Sterbenden gebetet hatte, ritt ich weiter und fand vor dem Dorfe St. Nil einen neuen Verbandplatz mit vielen Verwundeten, für die ich mit dem Küster und meinem Burfchen, die inzwischen mit dem Sanitäts-Detachement nachgekommen waren, aus dem nahen Dorfe Wasser holte.

Die Truppen unserer Division waren anfangs mit verhältnismäßig geringen Verlusten siegreich vorgeedrungen. Die Avantgarde hatte, im Lauffchritt vorgehend, den Feind aus St. Nil geworfen, das mauerumwehrte Dorf Marie aux Chênes im Sturm genommen. Einen wesentlichen Anteil an diesem siegreichen Erfolge hatten nächst den Garde-Jägern das Garde-Füsilieregiment.

Nach der Erstürmung von Marie aux Chênes trat bis nach vier Uhr eine Pause ein, und schon glaubte ich, daß der Kampf für heute sich seinem Ende zuneige. Da begann plötzlich von neuem auf beiden Seiten der heftigste Kanonendonner und von französischer Seite Gewehrsalven von solcher Heftigkeit und andauernder Schnelligkeit, daß sie den Kanonendonner fast übertönten. Rechts und links vor dem Dorfe Marie aux Chênes standen die Bataillone unserer Division Gewehr bei Fuß, weiterer Befehle gegen-

wärtig, und die einschlagenden Granaten sowie die Salven des weittragenden Gewehrfeuers lichteteten ihre Reihen schon, noch ehe sie eines Feindes ansichtig wurden, bis gegen fünfeinhalb Uhr der Befehl kam, zum Sturm auf das nächste auf der Höhe gelegene Dorf St. Privat la Montagne vorzugehen. Auf einer nahen Anhöhe konnte ich mit anderen einen weiten Überblick gewinnen. Ich sah unsere Kolonnen zwischen St. Marie und St. Privat vorwärtsstürmen. Immer heftiger wurde das Feuer und wiederholt schien es sich so zu nähern, daß wir schon ein Zurückweichen unserer Garden befürchteten. Das dauerte wohl zwei Stunden; wir sahen, wie drüben immer neue Batterien aufzuhren, die Mitrailleusen mit ihrem mark- und beinererschütternden knarrenden Tone machten einen Höllenlärm, und hinter den auf der Höhe ragenden Mauern entwickelte der Feind ein männermordendes Chassépotfeuer.

Wir begannen erst etwas aufzuatmen, als auf dem linken Flügel unserer Aufstellung neue Batterien aufzuhren, deren Donner es uns verkündete, daß die Sachsen die längst ersehnte Umgehung ins Werk gesetzt hatten und die sächsischen Regimenter mit wuchtigem Anprall sich anschickten, von Roncourt aus den Feind in der Flanke anzugreifen. Ein wohlgezieltes und wohlgenährtes Feuer wurde nun auf das hochgelegene, festungsartig sich erhebende Dorf eröffnet, dessen steinerne Mauern dem Feinde die sicherste Deckung boten. Es war uns eine Freude, zu sehen, wie ein Haus nach dem andern in Feuer aufging, aus einem Dache nach dem andern die lodernde Flamme zum Abendhimmel emporzuschlug und man daraus sehen konnte, wie die Granaten der sächsischen Batterien unter den hinter den Mauern gedeckten Feinden Schrecken und Vernichtung verbreiteten. Immer schwächer wurde das Chassépotfeuer, bis es endlich mit Eintreten der Dämmerung allmählich verstummte. Die furchtbare Stellung war genommen, über Haufen von Leichen bahnten die Garden und ihnen zur Seite die Sachsen sich den Weg in das Dorf, in welchem sich der Kampf noch eine Zeitlang fortsetzte. Hinter den Scheunenthoren, in den Kellern, wohin der Feind sich geflüchtet, wurden sie aufgesucht, zu Hunderten wurden sie gefangen genommen, und die sich nicht ergeben wollten, schonungslos niedergemacht. Über manches Antlitz der Verwundeten zog es wie ein Abendsonnenstrahl und manches brechende Auge leuchtete noch einmal freudig auf bei der Nachricht: „Der Sieg ist unser, das Dorf ist genommen, der Feind ist geschlagen.“ Ja, es war genommen, aber mit welchen Verlusten, das sollte erst der kommende Tag in vollem Umfange offenbar machen. Ich hatte wenigstens, als ich bei einbrechender Dunkelheit vor dem schauerlich

schön brennenden Dorfe St. Privat unsern Stab wiederfand, noch keine Ahnung von der Größe derselben, wenn mir auch die große Zahl der Toten und Verwundeten, und zwar fast ausschließlich preussischer, sagte, wie furchtbare Ernte der Tod hier gehalten hatte.

Mein erstes Wort an unsern Divisions-Kommandeur, General von Pape, der durch die eiserne Festigkeit, mit der er seine Truppen in der Hand gehalten, den Sieg errungen und sich ohne Überhebung einen großen Anteil an dem Erfolge des Tages zuschreiben durfte, war natürlich ein herzlicher und aufrichtiger Glückwunsch zu solchem Siege mit solchen Truppen. Der Glückwunsch wurde wohl angenommen, aber nicht mit ungeteilter Freude. Auch das eisenfeste Herz unseres Generals konnte sich solchen Verlusten gegenüber, wie sie hier die angebrochene Nacht bedeckte, einer schmerzlichen Empfindung nicht erwehren. Mit welcher Ruhe er die Schlacht geleitet hatte, beweist folgende Episode, die noch an demselben Abend in unserem Stabe erzählt wurde. Sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden; bevor er das von einem Ordonnanzoffizier ihm angebotene neue Pferd bestieg, sah man ihn an der Erde umhertasten, als ob er etwas suche. Auf die Frage, was er verloren, erwiderte er ohne jede Spur der Erregung: „Ach, meine Cigarre ist mir heruntergefallen und sie war doch kaum angeraucht!“

Mein Wagen war beim Sanitäts-Detachement zurückgeblieben und ich hatte nichts bei mir als meinen Regenmantel, in den ich mich einhüllte und mich neben dem General, Major von Holleben und Lieutenant von Esbeck auf die platte Erde hinlegte. Glücklicherweise war auf dem Handpferde noch ein Rest unseres Frühstücks aus Hannonville und zwei Flaschen Wein, so daß es doch nicht an jeder Erquickung fehlte. Schon jetzt hörte ich von jedem, den ich sprach, neue Verluste berichten. Die Garde-Jäger, bei denen ich vorbeigeritten war, hatten mir erzählt, daß ihr Hauptmann von Gersdorff schon vor Marie aux Chênes geblieben war; beim Stabe erfuhr ich, daß Oberst von Röder verwundet, bald darauf, daß er tot sei, von den unweit von uns liegenden Garde-Füsilieren, daß ihr prächtiger Kommandeur, Oberst von Erckert, ebenfalls gefallen sei. Auch aus unserm engeren Kreise war ein teurer Kamerad, Premierlieutenant von Daum, gefallen, ein anderer, Lieutenant von Schlegel, nicht unerheblich verwundet. Trotz der Erschöpfung durch die Aufregung des vorangegangenen Tages und des harten Lageres auf der Erde gelang es mir, einige Stunden zu schlafen, bis mich gegen drei Uhr die Morgenkühle weckte. Leise, um die andern nicht zu stören, stand ich auf und machte eine Runde durch das brennende Dorf

St. Privat; auch Roncourt zur Linken und Amanvillers (Amanweiler) leuchteten in hellem Flammenscheine. Es war ein schauerliches Bild der Verwüstung, das ich hier sah. Zwischen den Trümmerhaufen der brennenden Häuser zahlreiche Tote und Verwundete, die letzteren nach Hilfe rufend und nach einem Verbande verlangend, und in dem Dorfe war nicht einmal Wasser zu haben. In einem inmitten einer brennenden Häuserreihe unverfehrt gebliebenen Hause fand ich zu meinem Erstaunen die Bewohner noch vor. Auf meine Frage, warum sie nicht, wie ihre Nachbarn, geflohen wären, zeigten sie auf eine alte blinde Frau und einige kleine Kinder. Sie fragten ängstlich, ob auch ihr Haus angezündet werden würde, und als ich ihnen, so gut ich's konnte, versicherte, daß sie nun nichts mehr zu befürchten hätten, waren sie so dankbar, daß mich die Frau bat, ihr die Hand zu geben. „Es thäte ihr so wohl“, sagte sie, „ein freundliches Wort zu hören, nach all den schrecklichen Erlebnissen der letzten Stunden.“ Ich berührte das Bivak der Sachsen, das sich links von uns befand. Da huschte im Zwielficht der Morgendämmerung eine dunkle Gestalt, die mir in der Entfernung nicht den Eindruck eines Soldaten machte, an einer nahen Mauer hin, an der zahlreiche Verwundete lagen. War es vielleicht eine der Hyänen des Schlachtfeldes, die unter dem Schutze der Nacht ihr unheimliches Wesen trieben und die Gefallenen ausplünderten? Leider hat es ja an diesen Scheusalen, deren Raubgier wir schon im Jahre 1866 vielfach kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten, auch in dem letzten Kriege nicht gefehlt. Gerade an den Sterbenden und am schwersten Verwundeten pflegten die Leichenräuber am liebsten ihr schändliches Handwerk zu treiben. Sind doch viele Leichen der Offiziere, von denen die Kameraden wußten, daß sie Uhren und sonstige Kostbarkeiten bei sich trugen, völlig ausgeraubt gefunden worden. Die Urheber der an ihnen verübten Schenßlichkeiten werden, wenn überhaupt in den Kreisen der Armee, so gewiß nur unter den zum Troß gehörigen Leuten zu suchen sein. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß es eigentliche Schlachtfeldhyänen gab, die von weither, vielleicht selbst aus fremden Ländern herbeiströmten und den Heeren nachschlichen, um nach einer Schlacht zur Stelle zu sein, die im Schutze der Nacht durch die blutgetränkten Felder strichen und die sich durch das Wimmern der Verwundeten die Spur für ihr graufames Handwerk weisen ließen. Da wurden die krampfhaft geschlossenen Finger mit Gewalt aufgerissen und die letzten Andenken an Weib und Kinder oder andere geliebte Wesen in der Heimat geraubt. Selbst Weiber haben sich an diesen Plünderungen beteiligt. In

einem Getreidefelde vor St. Privat fand man am Tage nach der Schlacht einen toten deutschen Offizier und neben ihm, mit einem Säbelhieb auf die Schläfe hingestreckt, ein Weib aus einem benachbarten Orte. An einem ihrer Finger hing umwickelt ein Stück der goldenen Uhrkette dieses Offiziers, während dessen linke Hand die Uhr krampfhaft umschlossen hielt. Wahrscheinlich wollte dieses Scheusal den noch Lebenden berauben, der aber gerade noch so viel Kraft besaß, die Hyäne mit einem Hiebe niederzustrecken. In der Tasche ihrer Schürze fanden sich noch mehrere Uhren, Ketten und verschiedene Ringe. — Bei dem Umhergehen durch das Lager der Sachsen, fuhr mir plötzlich zu meinem Schrecken der Gedanke durch den Kopf, daß ich in meinem Zivilanzuge am Ende selbst für einen Genossen jener schauerlichen Bande angesehen werden könnte, und ich eilte so schnell als möglich zu dem Bivakzplatz unserer Division zurück, wo die Schläfer alle noch in süßer Ruhe lagen.

Erst als die Morgensonne des 19. August über dem Schlachtfelde aufgegangen war, erhielt ich den vollen Eindruck davon, wie furchtbar der Kampf hier gewüthet und welche fast übermenschliche Tapferkeit es erfordert hatte, um unter einem so mörderischen Gewehrfeuer, das jeden einzelnen Mann zum Ziele nehmen konnte, gegen eine anscheinend so unannehmbare Stellung des Feindes, auf einem wie ein schräges Brett ansteigenden Gelände, das auch nicht die geringste Deckung gewährte, unaufhaltbar vorwärts zu dringen. In ganzen Reihen lagen die schönen Gestalten unserer Grenadiere wie hingemäht da. Ich hatte im deutsch-österreichischen Feldzuge hinreichend Gelegenheit gehabt, die Schrecken eines mit Leichen besäten Schlachtfeldes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf wie manche offene starrverglaste Augen, „die eine liebende Hand nicht schloß“, war auch da mein Blick gefallen. Da sieht der eine den Vorübergehenden an, als wollte er lächelnd fragen: „Erkennst du mich noch?“ — und es gehören starke Nerven dazu, diesen vertraulichen Blick aus dem Jenseits zu ertragen. Das Gesicht eines andern ist von dem Schmerze des Todeskampfes noch verzerrt oder die Hand ist krampfhaft geballt, wie zum Fluche über die Urheber des grausen Krieges, die vielleicht hier die Familie ihres Ernährers, dort die Braut ihres Geliebten, da wieder die Mutter der Stütze ihres Alters beraubt haben. Aber was ich heute sah, übertraf doch an Schrecken und Schauern alles damals Gesehene. Zunächst zog sich mir das Herz bei der Wahrnehmung zusammen, und ich ergrimmte in meinem Innern darüber, daß das Feld, auf dem der Tod seine Ernte gehalten,

ausschließlich von Leichen preußischer Soldaten bedeckt war. Die tödtliche Kugel hatte sie erreicht, ohne daß sie den hinter den Mauern sicher gedeckten Feind zu Gesicht bekommen hatten. Ich atmete ordentlich auf, als ich dem Dorftrande von St. Privat mich nähernd, auch die von feindlicher Seite gefallenen Rothosen haufenweise übereinander liegen sah. So war doch wenigstens das Blut unserer gefallenen Brüder gerächt worden. Noch erschütternder aber als der Anblick der Toten war vielfach der der dazwischenliegenden Verwundeten, die stundenlang warten mußten, bis sie an die Reihe kamen, um von den Krankenträgern auf die Verbandplätze getragen zu werden, oder denen noch nicht einmal der erste Notverband angelegt worden war, wie unermüdlich auch Ärzte und Lazarettgehilfen die ganze Nacht hindurch ihre Arbeit gethan hatten.

Bei jeder Begegnung mit einem Bekannten vernahm man neue Kunde von den ungeheuren Verlusten des vorausgegangenen Tages und neue Namen von gefallenen oder verwundeten Offizieren, darunter gar manche mir persönlich Nahestehende, manche, an deren hinterlassene Frauen und Kinder in der Heimat ich nicht ohne Thränen denken konnte. Man drückte sich schweigend die Hand, Thränen standen in den Augen der tapfersten Männer, Worte wollten sich kaum finden lassen. Insbesondere erinnere ich mich an eine ergreifende Begegnung mit dem Kommandeur der ersten Garde-Infanterie-Brigade, General von Kessel. Es wurde dem sonst eisenfesten und wohl für rücksichtslos hart geltenden Manne schwer, die Fassung zu bewahren, als er mir mittheilte, daß von den beiden Regimentern seiner Brigade, das erste Garderegiment z. F. vierzig, das dritte nicht viel weniger tote und verwundete Offiziere zähle. Mit wehmütigem Blicke und stummer, aber vielfagender Handbewegung zeigte mancher Hauptmann auf das Häuflein der ihm geliebtenen Streiter. Viele Kompagnien waren mit Einschluß der noch nicht wieder gefundenen Versprengten auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Fast der dritte Teil der Division war tot oder verwundet. Von den Regiments-Kommandeuren der Division waren zwei, wie schon bemerkt, tot. Alle andern Regiments-Kommandeure waren mehr oder weniger schwer verwundet. Das erste und vierte Garderegiment hatte jedes nur noch einen unverwundeten Stabsoffizier, das zweite und dritte keinen einzigen mehr.

Schon gegen sechs Uhr morgens machte ich mich auf den Weg, um die Verwundeten in St. Marie aufzusuchen. Das ganze große Dorf war eine einzige Reihe von Lazaretten, und wohin man kam, traf man Bekannte

und Freunde unter den Verwundeten, manche mit so schweren Wunden, daß an ihr Aufkommen nicht zu denken war. Überall hörte man Namen von Gefallenen nennen. In einem Lazarett fand ich zwei Brüder Grafen von Zinckenstein, der eine Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur, der andere Hauptmann im ersten Garderegiment z. F., auf einem Bette liegend, in einem andern Hauptmann von Schack von demselben Regimente, der gegen mich noch wenige Tage vorher die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß wir zur Taufe seines Kindes, dessen Geburt erwartet wurde, wieder daheim sein würden, und der mir nun die letzten Grüße an seine Frau ausrichtete. Auf den Verbandplätzen gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Hier beehrte ein Schwerverwundeter den letzten Trost des Sakraments, dort wurde über einem Sterbenden gebetet, da Aufträge an die Angehörigen in der Heimat — von wie vielen die letzten — in Empfang genommen und in dem Notizbuche die Adressen derselben verzeichnet, um ihnen über die Leichtverwundeten beruhigende Nachricht zu geben, oder um sie auf das Ende der Schwerverwundeten vorzubereiten. Von den letzteren freilich ist mancher, der selbst sein Ende nahe glaubte, und den die Ärzte schon aufgegeben hatten, doch noch wunderbar genesen. So erinnere ich mich eines noch heute lebenden damaligen Sergeanten des Garde-Jägerbataillons, den ich nicht lange vor dem Beginn des Feldzuges in unserer Hof- und Garnisonkirche getraut hatte. Er trug mir Abschiedsgrüße an seine Frau auf und bat mich, seinen Trauring in Aufbewahrung zu nehmen, um ihn nach der Heimkehr seiner Frau zu übergeben. Ich lehnte das letztere ab mit dem Hinzufügen, daß ich ja selbst nicht wissen könne, ob ich wieder heimkehre, auch könne er nicht wissen, ob Gott ihn nicht am Leben erhalte, und dann würde er den Trauring nicht missen wollen. Nachdem ich mit ihm gebetet, ihm das heilige Abendmahl gereicht und ihn gesegnet hatte, sagte ich ihm unter herzlichem Händedruck „Lebewohl“, wie ich selbst glaubte, auf Nimmerwiedersehen. Im Fortgehen machte ich einen der Ärzte darauf aufmerksam, daß der Schwerverwundete gerade in der Sonne liege und fragte ihn, ob es nicht möglich sei, ihn an einem schattigeren Plage zu lagern; achselzuckend erwiderte er: „Wir wollen es thun, aber nötig ist es nicht; mit dem ist's bald vorbei.“ Fast vollständig geheilt, wenn auch noch lahm von dem erhaltenen Schusse, ist der Mann nach dem Kriege in eine geachtete bürgerliche Stellung übergetreten, ich habe ihn nach dem Tode seiner ersten Frau nochmals getraut, ihm verschiedene Kinder getauft und konfirmiert, einige auch begraben, und er lebt heute noch.

In angestrengter Arbeit bei den Verwundeten ging der Vormittag schnell dahin. Inzwischen waren die Einleitungen zu den Beerdigungen der Gefallenen getroffen worden. Schon den ganzen Vormittag über hörte man hin und wieder den von einer Militärmusik geblasenen Choral: „Jesus, meine Zuversicht“ über das Blachfeld ertönen. In großen Massengräbern wurden die Leichen der gefallenen Helden nebeneinander gebettet. Wenn es sich nur immer ermöglichen ließ, wurde von einem der Feldgeistlichen, der gerade zur Hand war, und zwar unterschiedslos, ob evangelisch oder katholisch, ein kurzes Gebet und der Segen über die Gruft gesprochen. Um ein Uhr wurden am östlichen Ausgange von St. Marie aux Chênes in einer Gruft acht Offiziere des ersten und zwölf des dritten Garderegiments mit den letzten Ehren, die der Soldat für seine gefallenen Kameraden hat, bestattet. Die entfalteten Fahnen waren um das weite Grab, das zu ihrer Aufnahme bestimmt war, aufgestellt und senkten sich trauernd über die Leichen der gefallenen Helden. Unter den Klängen von „Jesus, meine Zuversicht“ wurden dieselben, eine nach der andern in das gemeinsame Grab hinuntergetragen und neben einander gebettet; zuerst die jüngeren: von Krosigk, von Luck, von Brandis, Graf Schulenburg; dann, von den Füsilieren seiner Kompagnie getragen, Graf Anton von Keller, endlich, von lautem Schluchzen begleitet, der freundliche, inniggeliebte Kommandeur des Regiments Oberst von Röder, den noch fast in letzter Stunde, als schon die Lisière des Dorfes St. Privat erstürmt war, zwischen St. Privat und Roncourt die feindliche Kugel ereilt hatte. In der zweiten Reihe wurden die Offiziere des dritten Garderegiments gebettet. Es war mir schwer, die Fassung zu behalten, als ich diese reiche Thränenfaat einsegnen mußte.

Auf den Wunsch des Brigade-Kommandeurs General von Kessel habe ich die bei dieser Beerdigungsfeier gehaltene Rede in ruhigen Tagen aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, und sie möge daher hier in ihrem Wortlaut eine Stelle finden.

Die Edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen. Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen! In diese Klage des königlichen Sängers David (2. Samuelis 1, 19) müssen auch wir heute einstimmen, an diesem weiten großen Heldengrabe, um welches wir mit wehmütiger Trauer hier versammelt sind. Konnte David der Freude über den Sieg, den ihm Gott geschenkt und der ihm den Weg zum Königsthronen bahnte, nicht Raum geben, ohne zuvor den gefallenen Feinden ein Klagelied zu singen, wie sollte nicht vielmehr in unsern Herzen in dieser Stunde die Siegesfreude noch im Streite liegen mit der schmerzlichen überwältigenden Trauer, die uns beim Anblick der zahlreichen Opfer ergreift, mit

denen der Sieg auf dieser Höhe erkauft werden mußte. Wo der Todesengel der Schlachten solche Ernten gehalten hat, wie sie hier in langen Reihen vor uns liegen, da darf auch der tapferste Soldat, auch das an die blutigen Schreden des Schlachtgefildes längst gewöhnte Kriegerauge sich der Thränen nicht schämen, die der Verlust so vieler erschlagener Brüder uns auspreßt. Ja wahrlich, es sind die Edelsten unseres Volkes, die hier in fremder Erde ihr Grab gefunden haben; die Leichensteine, die dereinst diese Stätte schmücken werden, sie werden dem vorübergehenden Wanderer die Namen der ehrwürdigsten Geschlechter unseres Vaterlandes nennen; Namen, die mit allen Tagen des Ruhmes und der Ehre, mit allen Kämpfen und Siegen unserer vaterländischen Geschichte aufs innigste verbunden sind, Namen, die insonderheit nie gefehlt haben, wo das erste Garde-Regiment gekämpft und geblutet hat, und die daselbe darum samt dem ihm verschwisterten dritten Garde-Regimente mit freudigem Stolze in besonderem Sinne die Seinigen nennen darf. Wie mancher von uns muß hier den treuesten Freund seiner Jugend begraben und an wie mancher dieser Leichen wird die Klage laut, die David auf den Bergen von Gilboa anstimmte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.“ Ach, und wir täuschen uns ja darüber nicht, daß diesen zwanzig ritterlichen Helden, die hier ein einzig großes Grab umschließt, gar bald noch viele andere folgen werden, die auch bereits die Todeswunde empfangen haben, daß die Lücken, welche der Tod gestern in den Reihen dieser herrlichsten Regimenter des Königs gerissen hat, sich noch gar nicht in ihrem ganzen Umfange übersehen lassen.

Und dennoch, meine Freunde, wie gerecht unser Schmerz, wie schwer unsere Verluste sein mögen, an Heldengräbern geziemt es sich nicht, bei wehmüthiger Trauer es bewenden zu lassen. Mehr noch als im Tone schmerzlicher Klage um die teuren Toten rufen wir in freudigster Bewunderung über die heldenmüthige Tapferkeit, in der diese unsere Brüder den schönsten Tod gefunden haben, mit David: „Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen.“ Den fast gewissen Tod vor Augen, mitten im Hagelwetter der feindlichen Geschosse, nach menschlichem Dafürhalten fast ohne Aussicht auf Erfolg haben unsere tapferen Gardes jene Höhen erstürmt, und den hinter Mauern und Wällen verwahrten Feind aus seiner scheinbar unüberwindlichen Stellung vertrieben. Jeden Augenblick selbst der tödtlichen Kugel gewärtig, haben diese Tapfern den ihrer Führung anvertrauten Scharen das Beispiel eines fast übermenschlichen Heldennutes gegeben. Der alte preussische Schlachtruf: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“ wie herrlich hat er auf den Gefilden von Marie aux Chènes und auf der Höhe von St. Privat von neuem sich bewährt. Wieviel auch diese ehrwürdigen Fahnen, die wir jetzt zum letzten Ehrengruß über die Leichen dieser gefallenen Kameraden senken, von Siegen und Ehren aus alter und neuer Zeit zu erzählen wissen, zu solch mörderischem Kampfe, wie er gestern hier gewüthet, haben sie noch niemals den unter ihnen gesammelten Streichern vorangeweht, so blutig erkauften Lorbeerkränze haben dieselben noch nie geschmückt, wie diejenigen, die hier errungen worden sind. Und weil diese Streiter als Helden gefallen sind, im heiligen Kampfe für König und Vaterland, weil sie Treue gehalten haben bis in den Tod, darum muß auch die schmerzlichste Klage um ihren

Verlust zum freudigsten Danke gegen den Herrn werden, der unserm Vaterlande Söhne gegeben hat, die des Namens und der Thaten ihrer Väter würdig sind, darum müssen wir uns, ob auch unter Thränen, dessen freuen, daß an ihnen die Verheißung aufs herrlichste erfüllt ist: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Und wie muß erst das Klagelied an diesem Grabe zum Freudenspsalme werden, wenn wir des herrlichen Sieges gedenken, den diese Brüder mit ihrem Leben erkaufen halfen. Wir sind ja freilich noch nicht im Stande, denselben in dem ganzen Umfange seiner Folgen und seiner Tragweite zu ermessen, aber das wissen wir doch heute schon, daß die Schlacht, die gestern auf diesen Höhen tobte, die heißen Kämpfe der letzten Tage zum siegreichen Abschluß gebracht hat; das wissen wir heute schon, daß die wuchtigen Hammerschläge, welche die Garden des Königs hier geführt, den ehernen Ring geschlossen haben, der einen großen Teil der feindlichen Heeresmacht hier festzubannen und ihm Halt zu gebieten bestimmt ist; das wissen wir heute schon, daß der 18. August fortan als ein Siegestag in den Büchern der preussischen Geschichte mit goldenen Lettern verzeichnet sein wird, wie die Vergangenheit kaum einen größeren aufzuweisen hat. Ja, schläft getrost und in Frieden, ihr teuren Brüder, des gewiß, daß euer Blut nicht umsonst geflossen ist.

Wir aber, meine Freunde, wollen nicht von dieser Stätte scheiden, ohne an dem Grabe dieser gefallenen Helden das heilige Gelübde niederzulegen, gleich ihnen auszuharren in der Treue bis in den Tod und durch ihr Vorbild uns ermuntern zu lassen, so freudig und heldenmütig, wie sie es gethan, allen ferneren Kämpfen, die unserer noch warten mögen, entgegen zu gehen, bis der Feind völlig vernichtet ist, bis den Urhebern aller der Thränen, die in der Heimat im Hinblick auf diese Gräber fließen werden, ihr Frevdel auf den Kopf vergolten ist, bis das Leben unserer Brüder von denen gefordert ist, die so leichtfertig den blutigen Strom entfesselt haben, welcher mit diesen Entschlafenen zugleich das Glück und den Frieden vieler Häuser und Familien in unserm Vaterlande in seinen Wellen verschlingt, bis ein ehrenvoller und dauernder Frieden errungen ist, ein Friede, der, will's Gott, dereinst den durch das Blut dieser Brüder geheiligten Boden dem deutschen Vaterlande zurückgiebt. In diesem Sinne möge auch von dieser reichen Thränenfaat, die wir heute hier austreuen, das Wort des Psalmisten gelten: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Amen.

Kaum war hier der Segen gesprochen, so begab ich mich an den westlichen Ausgang von Marie aux Chênes, um dort in ähnlicher Weise die weite Gruft zu weihen, welche die von der zweiten Garde-Infanterie-Brigade gefallenen Offiziere aufzunehmen bestimmt war. Auch hier waren es wieder vierzehn Helden, die nebeneinander lagen, auch hier fanden sich Namen von Geschlechtern und Familien vertreten, deren Söhne auf allen Schlachtfeldern der preussischen Geschichte geblutet haben. Ich nenne nur die Namen von Trotha, von Reizenstein, von Alvensleben, von Gersdorff, von Daum. Das Wort des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe

den Lauf vollendet!" schlug hier von vornherein einen freudigeren Ton an. Bei der ersten Grabesfeier war es mir nicht möglich gewesen, die eigene tiefe Bewegung völlig zu unterdrücken. Leider kam ich zu einer dritten Feier bei den Garde-Füsiliern, die vor dem Dorfe St. Privat ihrem Kommandeur Oberst von Erkert und dem Bataillons-Kommandeur von Schmeling ihr Heldengrab bereiteten, zu spät, um die kirchliche Weihe desselben vollziehen zu können. Die Bestattung war hier schon vollendet. Der anwesende General von Budrigki hatte in kurzen, echt soldatischen Worten das Andenken der gefallenen Helden geehrt. — Und wie hier, so sah man an vielen anderen Stellen des weiten Schlachtfeldes am Nachmittag und bis zum Abend des 19. August die Truppen in ernstster, heiliger Stille um die weiten Gräber versammelt, in denen sie ihre Brüder und Kameraden zurüchlassen mußten. Von allen Seiten klangen die feierlichen Töne der Choräle wie Friedensgrüße vom Himmel über die Stätten, auf denen gestern um dieselbe Stunde der erbittertste Kampf getobt hatte.

Glücklicherweise fehlte es ja auch mitten unter all dem Glend, von dem man sich auf dem Kampfplatze umgeben sah, nicht an dem frischen Humor, der auch wieder fröhlich und getrost vorwärts blickte. „Mit solchen Privatangelegenheiten soll man uns künftig verschonen“, hörte ich einen, durch seine Kalauer bekannten Offizier schon am 19. August sagen, und man darf sich zumal im Kriege solchen ernsten und schmerzlichen Eindrücken, wie sie in diesen Tagen überwältigend auf uns eingedrungen waren, nicht dauernd hingeben. An den Gräbern des Schlachtfeldes von St. Privat habe ich das gute Recht der Sitte verstehen lernen, die im Frieden für sentimentale Gemüter etwas Verlegendes haben mag, nach welcher die Truppen von einer Beerdigung mit klingendem Spiele und unter heiteren Weisen heimziehen. Der Soldat darf nicht bei den Toten verweilen. Er muß vorwärts blicken auf die Aufgaben, die im Leben seiner warten.

Es mochte ein etwas übertriebener Ausdruck dieses soldatischen Bewußtseins sein, wenn ein General unmittelbar nach dem Abmarsch vom Schlachtfelde an seine zusammengeschmolzenen Bataillone eine Ansprache richtete, die mit dem Rufe schloß: „Es lebe der Krieg!“ denn man konnte der tapferste Soldat sein, ohne darum nach der Wiederholung solcher Kämpfe, wie sie unsere Truppen soeben zu bestehen gehabt hatten, ein sonderliches Verlangen zu tragen; aber überall wird wohl das Bedürfnis empfunden worden sein, der sehr erklärlichen Niedergeschlagenheit, die sich nach diesen Verlusten der Überbliebenen hier und da zu bemächtigen drohte, mit aller Entschiedenheit

entgegenzutreten. Auch unser Divisions-Kommandeur, General von Pape, sah sich veranlaßt, auf dem ersten Rendezvous nach dem Abmarsch an den Rest der Division eine begeisterte Ansprache zu richten, in welcher er der gefallenen und verwundet zurückgebliebenen Kameraden in der anerkanntesten Weise gedachte, aber bei aller Würdigung der Trauer um ihren Verlust, auch dem freudigen Gefühle Ausdruck gab, mit welchem der errungene glänzende Sieg und der große Erfolg dieser letzten schweren Tage die Herzen erfüllen müsse. Das war ein Wort von wahrhaft befreiender Wirkung. In der Gewißheit, daß so vieles edle Blut nicht umsonst geflossen sei, in dem Bewußtsein, daß die Garde ihren alten Ruhm wieder bewährt hatte, und daß der Tag von St. Privat fortan ein Blatt unvergänglichen Ruhmes in der Geschichte unseres Volkes und Heeres bilden werde, zog man getrost weiter.





Von St. Privat nach Sedan.

Schon am Tage nach der Schlacht von St. Privat trat in der Stellung des Gardekorps im Gesamtgefüge des deutschen Heeres und damit auch für unsere erste Garde-Infanterie-Division eine bedeutende Veränderung ein. Mit dem vierten und dem zwölften (sächsischen) Armeekorps wurden die Garden der neugebildeten und unter den Oberbefehl des damaligen Kronprinzen, des heutigen Königs von Sachsen, gestellten Maasarmee zugeteilt. Wir begrüßten diese Veränderung alle mit großer Freude. Gab sie uns doch die Gewißheit, daß wir nicht auf den blutgetränkten Gefilden von Metz stehen bleiben sollten, um etwaigen Durchbruchversuchen der Bazaineschen Armee ein donnerndes Halt entgegenzurufen, sondern daß uns die lohnendere Aufgabe zufiel, an der Seite der kronprinzlichen Armee den Vormarsch auf Paris fortzusetzen. Freilich herrschte trotz dieser Freude doch vorläufig noch eine gedrückte Stimmung in den Reihen unserer Truppen. Wie anders verließen diese Bataillone in der Morgenfrühe des 20. August das Schlachtfeld, als sie vor zwei Tagen heraufgezogen waren. Aus je zwei der zusammengeschmolzenen Kompagnien war eine gebildet, und ein Bataillon daher auf zwei noch dazu kaum die Friedensstärke erreichende Kompagnien reduziert. Dort kommen zwei Kompagnien des zweiten Garderegiments, zusammen 150 Mann stark, von einem jungen Sekondelieutenant geführt, dem einzigen, der von den Offizieren beider Kompagnien übrig geblieben ist. Wie dürftig erscheinen diese Kolonnen im Vergleiche zu dem stolzen Anblick, den es bisher gewährte, wenn die Heereschlange bis in unabsehbare Ferne ihre spiralförmigen Linien zog. Ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen, bei Marie aux Chênes vorbeizumarschieren, ohne noch einen Blick in die vielen dort befindlichen Lazarette zu werfen, um diesen oder jenen Bekannten noch einmal, vielleicht zum letzten Mal zu grüßen. Ich fand den Oberst, spätern General

von Neumann, welchen ich mir schon im Jahre 1866 zu einem freundlichen Gönner gemacht hatte, die Gebrüder Grafen von Finkenstein, Hauptmann von Fabek, Oberstlieutenant von Holleben vom dritten Garderegiment zu Fuß u. a. schon auf den zu ihrer Fortschaffung nach Pont à Mousson bestimmten Wagen liegend, und konnte ihnen allen noch glückliche Reise wünschen. Wie wenig ahnte ich es damals, daß es für den zuletztgenannten von Holleben ein Gruß zur letzten Reise in die ewige Heimat war, den ich ihm zurief. Er und andere hielten seine Verwundung für eine ganz leichte, und scherzend rief er mir noch vom Wagen zu: „Sorgen Sie nur, daß ich das Eisene Kreuz bekomme, dann ist alles gut, und die Schmerzen sollen bald vergessen sein!“ und mit der Frage: „Soll ich Koblenz grüßen?“ winkte er mir abfahrend noch einmal zu. Als ich nach Koblenz kam, wuchs auf seinem Grabe längst das Gras. Auch den Oberstlieutenant von Stülpnagel vom ersten Garderegiment fand ich in der heitersten Stimmung und nahm von ihm Abschied „auf baldiges Wiedersehen!“ und doch sollte er die Heimat nicht mehr lebend erreichen. Mit tiefster Bewegung dagegen stand ich an dem Schmerzenslager des Hauptmanns von Schack, den der Tod schon gekennzeichnet hatte und dessen Ende stündlich erwartet werden konnte. Ich wäre gern bis zu seinem letzten Atemzuge an seinem Lager geblieben, um ihm an Stelle der Seinen in der Heimat die Augen zuzudrücken, aber der Arzt meinte, es könne wohl auch noch Abend werden, bis er überwunden hätte, und so lange durfte ich hinter der bereits abmarschierten Division nicht zurückbleiben. Ich betete mit ihm und fragte ihn nach etwaigen Aufträgen, worauf er antwortete: „Grüßen Sie meine Frau und meine Kinder!“ — Noch ehe der Abend gekommen war, hatte er neben seinen Regimentskameraden in dem obenerwähnten großen Grabe vor St. Marie den für ihn bereitgehaltenen Platz gefunden. In demselben Zimmer mit ihm befand sich der als Reserve-Offizier zum vierten Garderegiment kommandierte Graf York von Wartenberg. Ein Schuß durch die Brust verhinderte ihn am Liegen, und so saß er halb aufrecht auf einem elenden Strohlager, auch die allergewöhnlichste Bequemlichkeit und Erquickung entbehrend. Er bat flehentlich um einen Schluck Kaffee, den er bis gegen neun Uhr vormittags noch nicht einmal hatte bekommen können, und den ich ihm zu verschaffen mich bemühte. Wie schwindet doch in solchen Zeiten und Lagen jeder Standesunterschied! Wie schrecklich sah es in diesem Lazarette noch aus. Auf allen Gängen lagen Verwundete umher, dazwischen wieder die Leichen solcher, die in der Nacht verstorben waren. Um so mehr freute ich mich, als ich an der Thür mit dem Generalarzt

von Lauer zusammentraf, der nach seinem gleichfalls schwerverwundeten, später in Saarbrücken verstorbenen Sohne suchte. Vielleicht ist es seinem Einfluß möglich gewesen, die hier so noththuende Abhilfe zu beschleunigen. — Doch über alledem war der Vormittag fast vergangen und es war Zeit, der Division zu folgen, wenn ich ihre Spur nicht verlieren sollte.

Die Garde-Kavallerie-Division berührte gerade Marie aux Chênes, und da sie die gleiche Richtung hatte wie die unsrige, so schloß ich mich dem Stabe derselben an. Auf's freundlichste nahm mich General Graf von der Goltz, der Kommandeur der Division, unter seinen Schutz. Zwischen ihm und dem seinem Stabe attachierten Prinz Ludwig von Hessen reitend, legte ich in anregender Unterhaltung fast denselben Weg zurück, auf dem wir am 18. zur Schlacht heraufgezogen waren. Über Doncourt und über einen Teil des Schlachtfeldes vom 16. August, auf dem noch Pferdekadaver in großer Menge umherlagen, kamen wir nach Mars la Tour. Diesmal hatten wir Zeit, an dem Kirchhofe des letzteren Ortes einen Augenblick Halt zu machen und die Namen auf den hölzernen Kreuzen zu lesen, welche die Liebe der Kameraden auf den zahlreichen frischen Gräbern am Eingange des Gottesackers errichtet hatten. Da stand auf der einen Seite: Graf von Schwerin, Paul von Hindenburg, Major von Kleist, Prinz Heinrich XII. von Ruß, Graf Besdehlen, Graf Westarp, Thassilo und Fritz von Treskow, Kurt von Flemming, alles Opfer des Kavalleriegefehctes, das die Garde-Drägoner bei Mars la Tour zu bestehen gehabt hatten. Zwischen ihnen erhob sich auch das frisch bekränzte Grab des Oberst von Brigen vom 57. Infanterie-Regiment. Auf der andern Seite lag Graf Finkenstein mit fünf Offizieren seines Regiments. Es war ein schöner, traulicher Platz unter großen, am Kirchhofseingang stehenden Linden, und man kann es nur bedauern, daß die Leichen der Helden, die hier ebenso kameradschaftlich neben einander lagen, wie sie neben einander gefallen waren, später meistens ausgegraben worden sind. Wo giebt's für einen Soldaten überhaupt eine schönere Ruhestätte als unmittelbar auf dem Schlachtfelde, das er mit seinem Blute gefärbt hat, und wo die Verhältnisse irgendwie zu der Hoffnung berechtigten, daß keine rohe Hand den Grabesfrieden stören wird, wo zumal der Schutz der deutschen Macht über ihnen waltet, da hätte man nicht so viel in der durch die Gebeine der Gefallenen geweihten Erde herumwühlen sollen. — In tiefer Wehmut verweilten wir einige Minuten an den Heldengräbern, beteten entblößten Hauptes ein stilles Vaterunser und sandten den in der Erde ruhenden Brüdern einen letzten Ehren- und Freundesgruß.

In dem Dorfe Sponville jenseits der Straße nach Verdun, an welcher wir in der Nacht vor der Schlacht am 18. August bivakirt hatten, fand ich den Stab der Division wieder. Es war ein Sonnabend und ich feierte mich herzlich danach, in einer gottesdienstlichen Feier dem in aller Herzen lebenden Dank für die gewonnenen Siege dieser Schlachtenwoche und für die eigene gnädige Bewahrung auch einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu geben, bevor das jetzt noch so rege Dankgefühl in neuer Unruhe mehr und mehr ermattete. Auch unter den Truppen kam mir allenthalben das Verlangen nach einer Dankfeier entgegen. Leider wurde aber am folgenden Tage weitermarchiert, und so war der Gottesdienst nicht möglich. Am 22. August, an dem uns endlich einmal wieder ein Ruhetag beschieden war, kam ich dazu, den längst ersehnten Dankgottesdienst zu halten. Leider verbot aber die billige Rücksicht auf die Ermüdung der Truppen und auf die an Kleidern und Materialien nötig gewordenen Reparaturen die Sammlung der Brigade an einem Orte zu einem gemeinsamen Gottesdienste. Ich mußte mich damit begnügen, an zwei Orten für kleinere Abteilungen Gottesdienste mit Abendmahlsfeier zu halten. Zum ersten Male wurden dabei von mir in diesem Feldzuge die betreffenden katholischen Ortskirchen benutzt.

Die uns in den nächstfolgenden Tagen vorgezeichnete Marschrichtung zeigte nach Westen auf Paris zu. An dem Sonntag, welcher auf die hinter uns liegende ereignissschwere und unruhvolle Woche folgte, durften wir uns zum ersten Male eines bevorzugten Quartiers in dem Château de St. Benoit, einem ehemaligen Kloster, erfreuen. Der etwas verwahrloste Park, von dem es umgeben war, wußte von vergangener Pracht zu erzählen. Am folgenden Tage wurde bei Saint Mihiel bereits die Maas überschritten. Zum ersten Male seit Mannheim bekamen wir hier anständige Läden zu sehen, und die Leute waren auch so vernünftig gewesen, vor den gefürchteten „Prussiens“ nicht auszureißen, sondern ruhig daheim zu bleiben. Die Folge davon war, daß sie von aller Beschädigung ihres Eigentums verschont blieben. Wie viele Klagen über die angeblichen Plünderungen der „Prussiens“ wären vermieden worden, wenn die Bewohner überall zum persönlichen Schutze ihres Eigentums daheim geblieben wären. Übrigens war es merkwürdig, wie verblendet die Bevölkerung auch jetzt noch über die Lage der Dinge war, und wie groß noch immer die Zahl derer, die eine Niederlage Frankreichs für unmöglich hielten. Selbst an die Siege vor Metz zu glauben, von denen wir ihnen als Augenzeugen berichteten, konnten sie sich nicht entschließen. Ja, die Wohlwollenderen konnten wohl

ein gewisses Mitleid an den Tag legen, wenn wir von dem Vormarsch auf Paris sprachen, auf dem wir begriffen wären, als wollten sie sagen: „Wie leid können Sie mir thun.“ „Es kommt kein Mann von Ihnen zurück“, sagte mir ein Kaufmann, bei dem ich einige Einkäufe machte. „Sie sind alle unrettbar verloren, wenn Sie noch weiter vordringen. Sie wissen nicht, wie viele Armeen Frankreich hat! Eine Million reicht nicht, und gar erst Paris! Sie sind alle Kinder des Todes, wenn Sie sich dorthin wagen.“ Solche und ähnliche Aussprüche konnte man auch nach den errungenen großen Siegen noch oft genug hören.

Auf gute Quartiere folgten auch wieder schlechte. So auch, als wir am 24. August das Quartier in Saint Mihiel mit dem in Longchamps, einem elenden, armseligen Neste vertauschten, das wir nach einförmigem Marsche über eine meist kahle, steinichte Hochebene mit unabsehbaren abgeernteten Getreidefeldern erreichten. Doch fand ich bei dem Curé des Ortes nicht bloß ein leidlich freundliches Gesicht, sondern, was mir noch mehr wert war, auch ein leidliches Lager. Am folgenden Tage, den 25., hatten wir in dem Marschquartiere Senard bereits die Grenze der Champagne erreicht und waren nur noch wenige Meilen von Chalons entfernt, wo nach unserer Annahme die geschlagene Armee Mac Mahons sich gesammelt haben und durch Verstärkungen ergänzt den Kampf von neuem aufnehmen würde, um uns den Weg nach Paris zu verlegen. Das waren die Gedanken, mit denen wir uns das Bild der nächsten Zukunft gestalteten, und in denen wir noch durch die Nachricht bestärkt wurden, daß in einem etwa anderthalb Stunden westlich gelegenen Dorfe unsere Kavallerie auf feindliche Mobilgarden gestoßen sei. Aber hier hieß es: der Soldat, und zwar nicht bloß der gemeine Mann, sondern auch der in die Geheimnisse der Kriegskunst schon eingeweihte Offizier, der vielleicht von dem dereinstigen Feldmarschallstabe träumt, denkt — und Moltke lenkt. Wie gründlich er diesmal wider Erwarten lenkte, das sollten wir am folgenden Tage erfahren. Der Befehl zum Weitermarsch in der westlichen Richtung auf Chalons zu war für den 26. August schon ausgegeben, und wir hatten uns bereits zum Abmarsch gerüstet, als vom General-Kommando die Weisung eintraf, daß jeder Truppenteil bis Mittag in seinem augenblicklichen Standort zu verbleiben und auf weiteren Befehl zu warten habe. Der nach langem Warten gegen zwei Uhr eintreffende Befehl lautete dahin, daß wir, unsere bisherige Marschrichtung ändernd, mit scharfer Rechtsschwenkung eine nördliche Richtung einzuschlagen hätten. Die Division sollte sich vor dem Orte Thioncourt

jammeln, um von dort über Clermont im Argonnerwald auf die über Dombasle nach Verdun führende Straße zu gelangen. Die Eingeweiheten mochten wissen, was diese Frontveränderung zu bedeuten hatte. Wir andern ergingen uns wohl in mancherlei Vermutungen: der eine Schlauberger riet auf diesen, der andere auf jenen Grund für die angeordnete Maßregel, aber schließlich ließ sich doch jeder an der Gewißheit genügen, daß der Schlachtenlenker Moltke wohl auch diesmal seine guten Gründe haben werde. Das unbedingte Vertrauen auf die Sicherheit der Heeresleitung gab sich gerade bei dieser Gelegenheit, wie kaum jemals wieder im Kriege, in der erfreulichsten Weise kund und stärkte die Truppen zu den fast übermenschlichen Anstrengungen, die für die nächsten Tage ihrer warteten. Ein wolkenbruchartiges Unwetter, welches sich gerade in dem Augenblicke, als sich die Division in Bewegung setzte, über uns ergoß, erschwerte den Marsch und machte die ohnehin schlechten aufgeweichten Wege fast grundlos. Auf steilem Gebirgspfade mußten wir dann die Höhe des Argonnerwaldes erklimmen und wohl zwei Stunden lang führte der Weg durch das dichteste Waldesdunkel, das von der inzwischen wieder aus den Wolken hervorgebrochenen Sonne magisch beleuchtet war. Der Abend brach schon mit Macht herein, als das Ende des tiefen Waldes, der zu beiden Seiten des Weges sich hinzog, noch lange nicht erreicht war. Die Truppen waren jetzt schon todmüde und doch lag noch ein fast vierstündiger Weg vor ihnen, um das ihnen gewiesene Ziel zu erreichen. Viele Nachzügler blieben zurück, denen die Füße den Dienst versagten. Ich war bis zur einbrechenden Dunkelheit mit einem der letzten Bataillone geritten, und der Divisionsstab war wohl schon um mehrere Stunden voraus. Der feste Anschluß, in dem sonst Bataillon auf Bataillon folgte, war an diesem Abend verloren gegangen, und ich ritt wohl eine halbe Stunde im schärfsten Trabe durch die dunkle Nacht, ehe ich vom vierten zum zweiten Garderegimente gelangte. Auch hier konnte ich das dem Divisionsstabe bestimmte Quartier nicht erfahren, und schloß mich daher den Truppen an, mit denen ich gegen zehn Uhr in Clermont anlangte. Schon von fern verkündete uns lautes, sich immer wiederholendes Hurrahrufen, daß das Königliche Hauptquartier in diesem engen Bergstädtchen sich befände, während es doch, wie wir wußten, Tags zuvor noch in dem über sechs Meilen südlich gelegenen Bar le Duc gewesen war. Es waren die vorüberziehenden Truppen, die ihren am Fenster stehenden König mit lautem Hurrah begrüßten.

War dem nicht Eingeweiheten dieser mühsame, anstrengende Marsch bis in die tiefe Nacht hinein unverständlich gewesen, die Anwesenheit des Königs

und seines Hauptquartiers in diesem Neste konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß sich wiederum ernste Ereignisse vorbereiteten. Mit meiner Reitung auf einem kaum mehr vorwärts zu bringenden ermatteten Gaulle, der von Schritt zu Schritt den Dienst zu versagen drohte, war es so ziemlich vorbei und ich war herzlich froh, als ich in einer engen Straße des von Uniformen aller Art wimmelnden Ortes im trüben Schimmer einer Straßenlaterne einen Wagen mit der Aufschrift „Königl. Preuß. Kriegsministerium“ erblickte. Er wies mir den Weg zu dem Quartiere meines Schwagers, des Kriegsministers, das ich in einem armseligen Kloster von Schulschwestern auch bald ermittelte. Da traf ich den preußischen Waffenmeister mit den Offizieren seines Stabes bei einem aus Kartoffelsuppe und Butterbrot bestehenden Abendbrot, das freilich gegen den reichen Luxus der Präfektur von Bar le Duc, welche die Herren am Mittag des gedachten Tages erst verlassen hatten, stark abstach. Doch bin ich für die Genüsse der reichstbesetzten Tafel nie dankbarer gewesen als für jene Kartoffelsuppe, zu der ich dort eingeladen wurde. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten an, die Nacht über dort zu bleiben und mit dem Kriegsministerium das enge und dürftige Quartier zu teilen, um am andern Morgen den Divisionsstab aufzusuchen, den ich im Dunkel der Nacht doch schwerlich gefunden hätte. Hier wurde mir nun auch der Schleier des Geheimnisses gelüftet, der für uns bis dahin über der so plötzlich veränderten Marschrichtung ausgebreitet lag. Man hatte durch die Aufklärungen unserer Kavallerie, sowie durch aufgefangene Briefe in Erfahrung gebracht, daß die wieder gesammelte und ergänzte Armee Mac Mahons mit dem Korps Faily von Chalons über Reims in nordöstlicher Richtung aufgebrochen sei und den Versuch mache, auf der nördlichen Straße längs der belgischen Grenze nach Metz zu gelangen, um durch einen Angriff im Rücken der Armee des Prinzen Friedrich Karl die um Metz eingeschlossene Armee Bazaines zu befreien. Ich erfuhr aber auch, daß dieser Versuch bereits als gescheitert anzusehen sei, da nun bereits alle von Reims nach Metz führenden Straßen von den drei Korps der Maasarmee, der Garde, dem vierten und zwölften Armeekorps besetzt wären. Hoherfreut, den Unseren so zuverlässige Nachrichten mitbringen zu können, brach ich am folgenden Morgen so früh als möglich auf und traf nach scharfem Ritt von anderthalb Meilen die Division teilweise noch in ihren Bivaks bei Dombasles. Als ich beim Garde-Füsilierregiment vorbeiritt, rief mir mit einem Male eine Stimme zu: „Vivat alma mater portensis“, und ein strammer Einjähriger gab sich mir als

Portenfer zu erkennen. Wir hatten uns bei der letzten Pfortnerversammlung in Berlin getroffen. Weiter ging's zu den Garde-Jägern, die mich mit lautem „Guten Morgen“ begrüßten. Bei ihnen blieb ich, um an ihrer Spitze mit dem Kommandeur, Major von Arnim, den Hauptleuten Graf Bourtales, von Wilczek und andern den Marsch über Esnes, wo wir bereits die Route Paris—Verdun erreichten, und Montfaucon fortzusetzen. Schon in Esnes traf ich den Divisionsstab und entschuldigte mich ob meines nächtlichen Ausbleibens beim General, der mir zwar scherzend drohte, mich dem Justizrat zu überweisen, mir aber doch wegen der guten und zuverlässigen Kunde, die ich aus dem königlichen Hauptquartier mitbringen konnte, mein Ausbleiben gern verzieh. Nach anstrengendem Marsche erreichten wir das ärmliche Dorf Septjarges, wo wir bei einem der freundlichsten, ehrwürdigsten Curés, denen wir im ganzen Feldzuge begegnet sind, Quartier fanden. Am Sonntag, den 28., wurde der Marsch bis Vantheville unweit Buzancy fortgesetzt. Alles deutete hier schon auf eine nahe bevorstehende Katastrophe hin. Ganz in der Nähe hatte ein sächsisches Reiterregiment Tags zuvor ein siegreiches Vorpustengefecht gehabt, und hin und wieder verkündeten einzelne Schüsse, daß die Avantgarde bereits mit dem Feinde Fühlung hatte. Wie gern hätte ich in dieser Lage, angesichts abermaliger Kämpfe, und da noch dazu Sonntag war, die in Kantonnements-Bivaks dicht zusammenliegenden Truppen zu einem Gottesdienst vereinigt. Aber der strömende Landregen machte die Abhaltung desselben im Freien unmöglich, und die Ortskirche bot nur für Wenige Raum, so daß ich mich darauf beschränken mußte, die Glocken läuten zu lassen, um etwaige freiwillige Teilnehmer zusammenzurufen. Es fanden sich etwa 200 meist vom Garde-Jägerbataillon ein, denen diese Stunde stiller Andacht mitten in der Unruhe jener Tage eine sichtlich Erquickung gewährte.

Schon am folgenden Morgen erwarteten viele einen Zusammenstoß mit dem nahen Feinde. Die Division hatte sich in gefechtsmäßiger Ordnung zwischen Vantheville und Cunel aufgestellt, erhielt aber halb Befehl zum Weitermarsch nach Buzancy. Dort angekommen, hörte man wieder Gewehrfeuer, und verschiedene Verwundete, namentlich vom dritten Garde-Manenregiment, sowie auch einzelne Gefangene wurden eingebracht. Der Tag verging mit stundenlangem Warten auf verschiedenen Rendezvousplätzen. Deutlich konnte man feindliche Kolonnen in der Ferne abmarschieren sehen; endlich schien es auch, als ob die Kavallerie zu ihrer Verfolgung vorgehen sollte, aber es kam bei uns zu keinem Angriff. Nur aus der Ferne drang

von dem bei Nouart stattfindenden Rekognoszierungs-Gefecht Kanonendonner zu uns herüber. Um so gewisser waren alle überzeugt, daß es am folgenden Tage zum Kampfe kommen müsse, eine Erwartung, die in der heißen Schlacht von Beaumont, an welcher hauptsächlich das vierte Armeekorps beteiligt war, sich als vollkommen begründet erwies. Schon vor Sonnenaufgang brach unsere Division aus ihren Bivaks bei Bar und Buzancy auf, um nach kurzem Marsche vor diesem Orte in einem längeren Rendezvous den Vorbeimarsch des vierten Armeekorps abzuwarten. Gegen elf Uhr wurde aufgebrochen und unter vielen Stockungen wand sich der Heereszug auf engen, vielfach noch von Kolonnen des vierten Armeekorps gesperrten Wegen bergauf, bergab über Nouart, um von dort den vor uns marschierenden Truppen in der Richtung auf Beaumont zu folgen. Der heftigste, anhaltendste Kanonendonner ließ es bald außer Zweifel, daß sich vor uns ein ernstliches Gefecht entsponnen haben müsse, und um so endloser erschien uns der stellenweis grundlose Weg durch einen unabsehbaren Wald, durch den wir dem Kanonendonner entgegenseilten. Als wir gegen fünf Uhr das Ende desselben erreicht hatten, lag in der Tiefe Beaumont vor uns und an den jenseits des Ortes liegenden Anhöhen wogte noch der Kampf. Diesseits des Ortes schimmerten die weißen Zelte des Lagers, in welchem das Korps Failly von unserm vierten Armeekorps so plötzlich überfallen worden war. Die Granaten waren mitten in die eben kochenden und essenden Soldaten hineingehagelt und hatten die gräßlichsten Wirkungen angerichtet. Das verlassene Lager mit seinen umgestürzten, niedergetretenen Zeltreihen bot ein Bild der schrecklichsten Verwüstung und Verwirrung dar. Ganze Kessel mit abgekochtem Essen, viele noch in Pyramiden aufgestellte Chassepots, an den Zeltstangen angebundene Pferde, stehengebliebene Bagage- und Munitionswagen mit vollständiger Bespannung waren der sprechendste Beweis für die vollständig gelungene Überraschung.

Es war schon dunkle Nacht, als die Truppen des Gardekorps, die an diesem Tage in Reserve gestanden hatten, vor Beaumont ein Bivak bezogen und auf denselben Stätten, wo vor wenigen Stunden noch der Kampf getobt hatte, ihre Wachtfeuer anzündeten. Unser Divisionsstab hatte am Eingange des Ortes noch ein verlassenes und nicht belegtes Haus als Quartier gefunden, in dem wenigstens einzelne von uns Herberge und Lager, auch einige von den Bewohnern in eiliger Flucht zurückgelassene Vorräte zum Abendbisse vorfanden. Den Übrigen wurde es überlassen, sich Quartier zu suchen, wo sie ein freies Plätzchen entdecken konnten. Wir persönlich

brachte dieser Abend noch einen augenblicklich recht empfindlichen Verlust. Von meinem hinter der Division noch zurückgebliebenen Wagen, von Küster und Trainfsoldaten getrennt, hatte ich auch diesmal, wie immer an solchen Tagen, an denen ein Gefecht zu erwarten war, den Marsch zu Pferde zurückgelegt, um inmitten der Truppen zu sein. Bei der Ankunft in Beaumont übergab ich mein müdes Roß einer Stabsordonnanz, die es mit den übrigen Pferden des Divisionsstabes in einer für diese bestimmten Scheune einzustellen versprach. Ich selbst eilte auf die Verbandplätze, um nach den Verwundeten zu sehen und Arbeit zu suchen, die es dort in Hülle und Fülle gab. Alle irgend wie brauchbaren Häuser des Orts waren in Lazarette verwandelt. Als ich bei schon völlig eingetretener Dunkelheit zum Stabe zurückkehrte und nach meinem Pferde fragte, war es verschwunden. Die Stabsordonnanz leugnete mir ins Angesicht, daß es ihr überhaupt übergeben worden sei. Der Mann hatte sich offenbar um das Pferd nicht gekümmert; das ermattete und durstige Tier, lose oder vielleicht gar nicht angebunden, hatte mutmaßlich den Weg zu einer unweit gelegenen Tränke gesucht und gefunden, und dort war es mit völliger Ausrüstung wahrscheinlich in die Hände eines Marketenders gefallen. Diese Art von Leuten waren immer bereit, die Gelegenheit zu derartigen Beutestücken wahrzunehmen. Man konnte sie manchmal mit drei Pferden durchs Land fahren sehen. Der Umstand, daß mein katholischer Kollege von dem gleichen Schicksal betroffen war, konnte mir nur geringen Trost gewähren. Glücklicher Weise konnte mir mit Genehmigung des Divisions-Kommandeurs aus den zahlreich erbeuteten französischen Pferden am andern Morgen vor dem Antritt des Weitermarsches Ersatz gewährt werden. Die zur Ausrüstung des Reitpferdes gehörigen Gegenstände und manche zum täglichen Handgebrauch dienende Kleinigkeiten in den Satteltaschen sind mir freilich nie ersetzt worden, und so blieb der Verlust immerhin schmerzlich genug. Doch was war in diesen Tagen und unter diesen Verhältnissen daran gelegen? Ich war froh, ein neues Pferd zu haben, um die Truppen auf dem furchtbar anstrengenden Marsche, der am 31. August unserer wartete, begleiten zu können.

Morgens um fünf Uhr wurde im Bivak bei Beaumont alarmiert und erst Abends nach zehn Uhr kamen die letzten Truppen in den Quartieren oder auf den Bivaksplätzen an, von denen sie am andern Morgen mit Sonnenaufgang zur Sedan-Schlacht aufbrechen sollten. Wenn auch hier und da mitten auf freiem Felde Halt gemacht wurde, um zu warten, bis die Wege frei waren, von wirklicher Ruhe und Erquickung durch Speise und Trank war

doch für die Truppen fast gar nicht die Rede. Wir überschritten die Maas, die dort auf beiden Seiten von bewaldeten Höhen eingeschlossen ist, und gelangten dann auf ziemlich engen und beschwerlichen Wegen in das Thal des Chiers. Die bei Carignan über das Flüsschen führende Brücke sollte teilweise abgebrochen und für Pferde unpassierbar sein, und so mußten wir erst eine ganze Strecke stromaufwärts marschieren, um den Fluß weiter oberhalb auf einer von den Pionieren schnell wiederhergestellten Brücke zu überschreiten und auf dem andern Ufer dann in der Richtung auf Carignan zurück zu marschieren. Wir machten dadurch einen Umweg von mindestens zwei Stunden. Immer zahlreicher wurden die auf die unmittelbarste Nähe des Feindes deutenden Anzeichen. Vor und hinter Carignan waren große Bivakzplätze, von denen der Feind erst am Morgen aufgebrochen sein mußte. Auf dem Bahnhofe von Carignan brannte ein reich beladener feindlicher Proviantzug, den die in der Eile abziehenden Franzosen nicht mehr fortzuschaffen vermocht hatten, und aus dem nun unsere vorbeiziehenden Truppen retteten, was zu retten war. In und bei Carignan hatten denselben Morgen kleine Scharmügel stattgefunden, in denen die Spitzen der Maasarmee auf die Nachhut des abziehenden Feindes gestoßen waren. Hier und da ertönten auch einzelne Kanonenschüsse, hin und wieder auch Gewehrfeuer; kurzum, alles wies darauf hin, daß unsere Avantgarden dem Feinde unmittelbar auf den Fersen waren. In Carignan kehrte unser Stab in einem an der Straße gelegenen Wirtshaus ein, um die Ankunft der durch den Übergang über den Chiers noch aufgehaltenen Truppen abzuwarten. Der Divisions-Kommandeur versammelte die Brigade- und Regiments-Kommandeure um sich, Adjutanten und Ordonnanzen flogen hin und her, und auch dem Laien konnte es nicht entgehen, daß wir am Vorabend ernstere Ereignisse standen. Einige Bewohner von Carignan, mit denen wir uns unterhielten, berichteten, daß der Kaiser Napoleon erst Abends vorher mit dem letzten von Carignan abgehenden Zuge nach Sedan gefahren sei.

Ich erhielt den Auftrag, an der Straße in Carignan die Ankunft unserer Divisions-Bagage abzuwarten, um einige dort käufliche Lebensmittel mitzubringen. Als sie endlich nach langem Warten eintraf, war die Straße so gründlich durch Kolonnen aller Art, die sich auf ihr hinter- und nebeneinander bewegten, verfahren, daß wir stundenlang halten mußten, ohne vorwärts zu kommen. Darüber brach die Nacht herein. Der unsere Bagage führende Unteroffizier hatte sich wahrscheinlich nach dem vorgeschriebenen Wege nicht genau genug erkundigt und bog infolgedessen auf einem falschen

Wege von der Hauptstraße seitwärts ab, so daß wir uns in der Dunkelheit völlig verfuhrten. Als wir des Irrtums inne wurden, mußte kehrt gemacht und ein des Landes und Weges kundiger Führer ermittelt werden, der sich mit einer Laterne an die Spitze unseres Zuges setzte und uns auf einem kaum fahrbaren, halbsbrecherischen Waldwege durch die stockdunkle Nacht nach dem unserm Stabe zum Quartier angewiesenen, einsam gelegenen Schlosse Remehan führte. Den dichtesten Wald ohne jede Deckung mit dem Bewußtsein zu passieren, daß die feindlichen Vorposten kaum eine halbe Stunde entfernt sein konnten, diente gerade nicht dazu, die mitternächtliche Fahrt angenehm zu machen, und wir dankten alle Gott, als uns das helle Bivakfeuer auf dem Schloßhofs das Ziel unseres Marsches verkündete.

Wir waren nach allen Anzeichen nun auch der Hauptarmee des Feindes so nahe, daß an einer unmittelbar bevorstehenden Entscheidungsschlacht nicht zu zweifeln war. Dennoch hieß es, als wir uns erst in später Nacht in dem kaum eine Stunde von der belgischen Grenze entfernten, im Walde belegenen Schlosse Remehan, in dem unser Stabsquartier sich befand, zur Ruhe begaben, daß für morgen ein Ruhetag in Aussicht genommen sei, der unseren Truppen nach der furchtbaren Anstrengung der letzten Tage auch dringend not gethan hätte. Aber es sollte wieder ganz anders kommen. Um vier Uhr überbrachte ein Ordonnanzoffizier des General-Kommandos den Befehl zur sofortigen Alarmierung der Division, und in die sogleich ringsum ertönenden Alarmsignale mischte sich bereits der dumpfe Kanonendonner, der uns den Beginn der Entscheidungsschlacht verkündete. Von allen Seiten zogen die Truppen in den frischen Morgen hinein, dem Kanonendonner entgegen, in dem sich auch bald wieder das unheimliche Schnarren der Mitrailleusen und der laute Knall des Schnellfeuers aus den französischen Chassepots bemerkbar machte. Wir erfuhren bald, daß das zwölfte Korps neben uns und weiterhin die Baiern schon seit dem ersten Morgengrauen in einem heftigen Kampfe begriffen seien. „Der Monat fängt gut an“, rief mir ein munterer Garde-Jäger zu, als ich das an der Spitze der Avantgarde marschierende Bataillon erreicht hatte. Bei dem Dorfe Willers Cerney, hinter dem sich eine plateauartige, bewaldete Höhe erhebt, empfingen uns die ersten Chassepotkugeln. Ich blieb daher hier, durch ein Haus gedeckt, vorläufig zurück, bis unsere Jäger und mit ihnen fast gleichzeitig die Garde-Füsilier diese Höhe erklimmen und besetzt hatten. Bald rasselten die Geschütze unserer Garde-Artillerie heran, die nun von dieser Höhe aus zunächst ein stundenlanges

heftiges Artilleriefener auf die gegenüberliegenden feindlichen Batterien eröffnete, während die Infanterie vorläufig noch in Unthätigkeit verharrte. Es waren Stunden furchtbarer Spannung. Von allen Seiten erdröhnten die Geschütze der sämtlichen Korps, von denen die französische Armee nun bereits fast gänzlich umfaßt war, und in dem hügeligen und waldigen Terrain war ihr Lärm ein doppelt furchtbarer und nervenerschütternder; aber alle von den übrigen Korps einlaufenden Nachrichten stimmten doch darin überein, daß die Schlacht überall vorwärts gehe, und die Stimmung war an diesem Morgen doch eine viel fröhlichere und zuversichtlichere als am 18. August.

Gern gedenke ich noch immer einer Begegnung, die ich in jenen Morgenstunden des 1. September mit einem mir befreundeten Stabsarzt des ersten Garderegiments und einigen Offizieren seines Bataillons hatte. Während das Bataillon vor einem Waldesfaum weiterer Befehle harrend lag, traf ich die Herren damit beschäftigt, eine lateinische Epistel zu verfassen, in der sie einem Freunde in der Heimat ein schmerzliches Abenteuer des vorhergehenden Tages meldeten. Nachdem sie fast zwei Tage ohne ordentliche Mahlzeit marschiert waren, hatten sie sich doppelt einiger auf dem Marsche erbeuteter Enten erfreut, die nicht ohne Fährlichkeit, unter Anfechtungen aller Art, auf dem Medizinkarren glücklich ins Quartier gebracht worden waren. Hier waren sie gebraten worden und sollten eben von den glücklichen „Zindern“ verzehrt werden, als sich in einem unbewachten Augenblicke Husaren in dem Quartiere eingefunden und die leckere Mahlzeit als guten Bissen eingheimßt hatten. Diese tragische Entengeschichte war der Gegenstand der mit vielem Humor im Stile der literae obscurorum virorum abgefaßten Epistel. Nur eins bekümmerte die lateinischen Briefsteller: die Cigarren waren ihnen völlig ausgegangen. Es war mir eine Freude, ihnen mit meinem letzten Vorrat auszuhelfen zu können. Aus einer dieser bei Sedan geopfertem Cigarren hat sich eine Freundschaft angesponnen, die noch heute unverändert besteht.

Wie anders nehmen sich doch „die großen historischen Momente“ in unmittelbarer Nähe, als aus weiter Entfernung aus. Wann hat es entscheidungsvollere Stunden gegeben, als diese Morgenstunden des ersten September, und doch dachte man in diesem Augenblicke an nichts weniger, als an die „weltgeschichtliche Größe“ des Tages, sondern zunächst an gefundene und wieder entwendete Enten, leere Cigarrentaschen und andere Dinge. —

Die Artillerie hatte ihre erste Arbeit gethan und unter ihrem Schutze hatten unsere Jäger und Garde-Füsiliers den in einer Vertiefung zwischen zwei Höhenzügen liegenden Ort Givonne besetzt, und ich eilte auch hinunter, um auf den etwaigen Verbandplätzen eine Thätigkeit und Gelegenheit zur Hilfeleistung zu suchen. Dieselbe bot sich bald in einer von großer Wohlhabenheit der Besitzer zeugenden eleganten Villa, die von einem Sanitäts-Detachement mit Beschlag belegt wurde. Als wir sie betraten, machte sie den Eindruck, vor wenigen Stunden erst von ihren wahrscheinlich durch den Kanonendonner aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohnern verlassen zu sein. In dem Schlafzimmer lagen zum Teil noch erst gestern Abend abgelegte Garderobegegenstände; in der Küche stand das zubereitete aber nicht mehr genossene Frühstück, das nun den Verwundeten zu Gute kam, die von den Krankenwärttern bald in großer Anzahl herbeigetragen wurden. Diesmal bildeten unter ihnen die Franzosen die weit überwiegende Mehrzahl. Ein elegantes Zimmer des unteren Stockwerkes wurde von dem Chefarzt des Detachements zum Amputationszimmer eingerichtet. Der erste Amputierte, ein französischer Kapitän, starb unter der Operation. Soweit es die Arbeit unter den Verwundeten zuließ, die auch diesmal nicht bloß in geistlichem Zuspruch, sondern in leiblicher Handreichung und Hilfsleistung aller Art bestand, wobei die in dem Landhause vorgefundenen Weinvorräte treffliche Verwendung fanden, wurde ab und zu ein Blick auf die Dorfstraße geworfen, die sich von Stunde zu Stunde mehr durch die siegreich vordringenden und mit lautem Hurrah vorüber- und weiterziehenden Truppen, sowie durch die in zahlloser Menge herbeigebrachten Gefangenen belebte. Dort ruhte vor einem Gehöfte ein Bataillon des Garde-Füsilierregiments von heißer Kampfesarbeit aus und strahlend erzählte einer der Hauptleute, von Buddenbrock, von den glänzenden Erfolgen. Das Bataillon hatte fünf Geschütze und einen französischen Adler des 17. Regiments als Trophäen aufzuweisen. Unter der Dienstleitung und Handreichung bei den Verwundeten kam der Abend heran und von Stunde zu Stunde steigerte sich die Zahl der vorbeiziehenden Truppen. Da ich unter der Arbeit keine Zeit gefunden hatte, mich nach unserem Divisions-Stabsquartier umzusehen und befürchten mußte, es bei der eingebrochenen Dunkelheit nun nicht mehr zu finden, so suchte ich bei dem Curé des Ortes, den ich bei den in der Kirche untergebrachten Verwundeten kennen gelernt hatte, ein Unterkommen. Ich war in seinem Hause der einzige Preuße, traf aber bei ihm eine ganze Anzahl teils leicht verwundeter, teils in Gefangenschaft geratener Franzosen,

die in dem Pfarrhaus des freundlichen wohlwollenden Mannes Zuflucht gesucht hatten. Es waren teils Intendanturbeamte, teils Ärzte, zwei Offiziere und einige Gemeine. Einen besonders unerfreulichen Eindruck machte ein Arzt mit kupferrotem Gesicht, der sich um die Hunderte von verwundeten Landsleuten gar nicht kümmerte, sondern nur um seine persönliche Sicherheit besorgt schien.

Ich habe an diesem Abend das, was über die Unwissenheit der französischen Offiziere auf dem Gebiete der Geographie und der Ortskunde vielfach berichtet worden ist, in vollem Umfange bestätigt gefunden. Die französische Heeresleitung hatte es nicht für nötig gehalten, die Offiziere mit Kriegskarten des französischen Gebietes auszurüsten, weil man es in sieges-trunkenem Übermute von vornherein für ausgeschlossen hielt, daß Frankreich der Schauplatz des Krieges werden könne. An der Tafel des Königs in Reims war eine bei einem gefangenen französischen Offizier vorgefundene Skizze der Befestigungen von Königsberg, die überdies völlig falsch war, gezeigt worden. Bis dahin hatte man den Spaziergang auszudehnen gedacht und bestimmt hatte man gehofft, am 15. August in Berlin sein zu können; der Weg dorthin, meinte man, würde sich wohl selbst finden. Von General Douay, der am 4. August bei Weißenburg fiel, wurde erzählt, daß er sich erst Tags zuvor dazu verstanden habe, eine Karte anzusehen. Noch unmittelbar vor der Katastrophe von Sedan soll einer der französischen Generale, als er mit einem seiner Freunde an der Maas auf- und abging, gefragt haben: „Wie heißt dieses Wasser?“ Ein anderer fragte bei Neuville seine Soldaten nach dem Namen des Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde heldenmütig widerstanden hatte. Mich selbst fragte einer der Offiziere an jenem Abend, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei, ein anderer ob Thionville am Rhein liege, und als im Verlauf des Gespräches der schleswig-holsteinische Krieg von 1864 erwähnt wurde, den einer der anwesenden Franzosen als „die erste Gewaltthat“ Preußens bezeichnete, da stellte es sich heraus, daß einer der Herren Schleswig und Schlesien nicht zu unterscheiden wußte. Solcher Unwissenheit gegenüber war es freilich nicht schwer, mit meiner durch ein sorgfältiges Studium der Kriegskarten gewonnenen Ortskenntnis zu prunken. Übrigens waren einige dieser französischen Herren noch immer voller Zuversicht auf den schließlichen Sieg Frankreichs trotz aller bisherigen Niederlagen. In richtiger Erkenntnis der augenblicklichen Lage waren sie aber doch so höflich, mir das beste Bett zu überlassen und es war immerhin ein eigentümliches Gefühl, mit dem ich

die Nacht vom 1. zum 2. September in einem Zimmer mit lauter Franzosen zubrachte.

Als ich am folgenden Morgen, den 2. September, eben im Begriffe war aufzustehen, erhielt ich die Botschaft, daß seitens der Garde-Artillerie nach mir gefragt worden, da der bei seinen Batterien gefallene Kommandeur, Oberst von Scherbening, um sieben Uhr begraben werden sollte, wobei ich die Leichenrede zu halten ersucht würde. Nachdem ich mich so schnell als möglich angekleidet und meinen Rüster mit den nötigen Aufträgen versehen hatte, ritt ich in das auf der Höhe hinter Givonne belegene Bivak der Artillerie, wo die Leiche des gefallenen Oberst der Bestattung harrte. Es war nächst dem bei Marie aux Chênes eines der feierlichsten Leichenbegängnisse, denen ich im Kriege beigewohnt habe, und die Trauer um den allgemein beliebten und verehrten Führer wurde hier bei weitem durch das erhebende Gefühl des herrlichen Sieges, den er mit seinem Tode zu erkaufen geholfen hatte, überwogen. Das Grab befand sich an derselben Stelle, an der Tags zuvor die feindlichen Batterien aufgefahren gewesen waren, die ihm die tödliche Kugel gesendet hatten.

Es war ein herrlicher Platz mit weiter Ansicht über den ganzen Abschnitt des Schlachtfeldes, auf dem die Gardes Tags zuvor gekämpft hatten. Die Begräbnisfeier wurde von selbst zu einer Morgenandacht, in der wir dem innigen Danke, der aller Herzen bewegte, Ausdruck gaben. Was ich an diesem Grabe geredet habe, ich weiß es nicht mehr, nur soviel weiß ich, daß mir das Herz selbst zum Zerspringen voll war, und daß es in einem ganz anderen und freudiger gehobenen Tone ging als bei St. Privat. Und kaum waren die ersten Trauerklänge von „Jesus, meine Zuversicht“ oben auf der Höhe verstummt, da erklang es in den Bivaks von allen Seiten in hellem Siegesjubel: „Heil Dir im Siegerkranz“, „Die Wacht am Rhein“, „Ich bin ein Preuße“ u. s. w., dazwischen wieder „Nun danket alle Gott“, und als mir bei einem Truppenteile auch Ernst Moritz Arndts an manchem Gedenktage der Leipziger Schlacht gesungenes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ entgegen tönte, da durchzuckte es mich mit hoffnungsvoller Ahnung, daß der 1. September für uns und unsere Kinder dereinst ein Tag von ähnlicher Bedeutung werden würde, wie der 18. Oktober für die Väter.

Eine zweite Beerdigung, bei der ich zu fungieren hatte, rief mich gegen neun Uhr auf den Kirchhof von Givonne. Hier war drei Offizieren des Garde-Füsilieregiments ihr Grab bereitet, unter denen sich ein Sohn des kom-

mandierenden Generals von Kirchbach befand, der selbst soeben erst von seinen bei Wörth erhaltenen Wunden wieder hergestellt war. „Das Los ist mir gefallen aufs liebliche, mir ist ein schön Erbteil geworden“, dieses Wort Davids konnte hier mit gutem Recht auf die Gefallenen angewendet werden. Denn wenn Soldatentod überhaupt ein schöner und lieblicher ist, wenn er mit Recht in Lied und Spruch des Volkes gepriesen wird, so traf das gewiß hier zu, wo die Palme eines solchen Sieges die Gräber überschattete. General von Kirchbach wohnte mit einem großen Teile seines Stabes der Beerdigung seines Sohnes bei, und seine tapfere und freudige Ergebung war für alle Umstehenden die erbaulichste Grabrede.

Inzwischen bestätigten die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten, daß der am gestrigen Tage errungene Sieg alle bisherigen Vorstellungen von dem Umfange desselben noch bei weitem übertraf. Was am 1. September abends nur als ein dunkles Gerücht von Mund zu Munde ging, es war nun zur gewissen Thatsache geworden. Der Kaiser Napoleon hatte dem Könige seinen Degen zu Füßen gelegt und sich ihm als Kriegsgefangener ergeben. Wir erhielten die erste zuverlässige Bestätigung dieser Nachricht aus dem Munde des Prinzen Albrecht, dem wir bei einer Bereitung des Schlachtfeldes, die ich im Gefolge unseres Divisions-Kommandeurs mitmachen durfte, begegneten. Mit jeder Stunde steigerte sich der Eindruck von der Unermeßlichkeit des errungenen Sieges und seiner Folgen. Und war der Umritt auf dem Schlachtfelde unter kundiger Führung geeignet, einen Einblick in die Großartigkeit des Sieges überhaupt zu gewähren, so diente er auch dazu, das freudige und erhebende Gefühl über den Anteil, der unserer ersten Garde-Division insbesondere an der Ehre des Tages gebührte, durch den Augenschein an den betreffenden Örtlichkeiten zu steigern. Die Freude über den errungenen Sieg war eine so allgemeine, das Gefühl, daß Gott an diesem Tage Großes an uns gethan hatte, ein so verbreitetes, daß es Unrecht gewesen wäre, den Tag verstreichen zu lassen, ohne diesen Empfindungen in einem gemeinsamen Gottesdienste einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu geben. Noch heute danke ich es meinem General, daß er auf meinen Vorschlag, denselben am Abend um sieben Uhr in der Nähe der Bivakplätze abzuhalten, bereitwilligst einging und alle disponiblen Truppen der Division zur Teilnahme an demselben befahl.

Als die Truppen sich eben anschickten wollten, in der Nähe des Bois de Garenne zum Gottesdienste anzutreten, kam die Nachricht: „Der König kommt.“ Bekanntlich hatte es sich der König, trotz der körperlichen und

geistigen Anstrengungen der vorangegangenen Tage und der Verhandlungen, die in der letzten Nacht und am Vormittag der Kapitulation vorangegangen waren, nicht nehmen lassen, seine Truppen zu begrüßen und von Lager zu Lager reitend seinen braven Kriegeren persönlich zu danken; und so beritt er denn von halb drei bis halb acht Uhr die ganze um Sedan gescharte Armee. Zur Rückkehr in das Hauptquartier zu Vendresse bedurfte es dann noch einer mehr als dreistündigen Fahrt im Wagen. Schon von fern verkündete das von einem Truppenteile zum anderen sich lawinenartig fortsetzende Hurrah! die Ankunft des geliebten, sieggekrönten Königs. Als er sich unserer Division näherte, hatte ich das Glück, von ihm bemerkt zu werden. Meiner ansichtig geworden, winkte er mich herbei, reichte mir vom Pferde die Hand, die ich ihm tiefbewegt vergeblich zu küssen versuchte, und erwiderte auf meinen Glückwunsch zu dem herrlichen Siege: „Ja, Gottes Segen ist über Bitten und Versehen mit uns gewesen!“ Aber trotz der Siegesfreude, die in seinen Augen leuchtete, sprach sich doch auch ein tiefer Ernst und eine schmerzliche Wehmut in seinen Zügen aus, als sein Blick auf die gelichteten Scharen seiner Garderegimenter fiel, die er, abgesehen von einem Vorbeimarsch bei den Fenstern seines Quartiers in Clermont en Argonne, der bei völliger Dunkelheit erfolgte, seit dem 18. August hier zum ersten Male wieder sah. Er selbst sagte zu mir: „Ich wäre gern am 19. August auch zu der Garde gekommen, aber ich konnte es nicht; ich war noch zu tief bewegt und erschüttert von ihren Verlusten.“ Wie viele fehlten, denen er noch unmittelbar vor dem Ausmarsch die Hand gedrückt hatte! Als er beim ersten Garderegiment z. F. vorbeiritt, dessen Offiziere ihm jeder einzelne persönlich bekannt sind, traten ihm die hellen Thränen in die Augen, weil er in den gelichteten Reihen des Regiments und seines Offizierkorps so manches wohlbekannte Gesicht schmerzlich vermischte. Das jubelnde Hurrahgeschrei, das den König empfangen hatte, setzte sich auch noch lange fort, nachdem er mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge zu dem nächstliegenden Korps der Sachsen weiter geritten war.

Nachdem der laute Jubel verhallt war, traten die Truppen der Division in einem großen, weiten Karree zum Gottesdienst zusammen. Die anbrechende Dunkelheit und der heraufziehende Regen geboten die äußerste Kürze. Mit den Worten des 118. Psalms: „Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unseren Augen“, suchte ich die Siegesfreude, mit der wir soeben den ruhmgekrönten Kriegsherrn begrüßt hatten, in den stillen, anbetenden Dank gegen den König aller Könige überzuleiten. Wie sichtlich

das gestern und heute Erlebte: „vom Herrn geschehen sei“, wie Gott vom Himmel selbst gerichtet und den Feind, der uns so übermütig und mutwillig herausgefordert, habe zu Schanden werden lassen, das wurde in kurzen Worten ausgeführt. Das Bekenntnis des Königs: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“, bildete hier, wie wohl bei den meisten Ansprachen und Dankesgottesdiensten, die in jenen Tagen gehalten worden sind, den Grundgedanken. Und wie hätten auch hier die vergleichenden Rückblicke auf die Tage der Väter, insbesondere auf ihren Sieg bei Leipzig fehlen können. Aber um wie vieles höher und reiner durfte diesmal die Siegesfreude in dem Bewußtsein sein, daß das deutsche Volk den Sieg allein erstritten hatte, und daß ihm darum auch des Sieges Frucht von keiner fremden Eifersucht verkümmert werden dürfe! „Dies ist unser, so laßt's uns halten und so es behaupten!“ das war eine Mahnung, die an diesem Abende sich von selbst auf die Lippen legte. Auf ein kurzes, freies, von Lob und Dank überströmendes Gebet folgte Vaterunser und Segen, und hierauf erscholl aus beinahe zwölftausend Kehlen und doch wie aus einem Munde ein gewaltiges, zum Abendhimmel emporsteigendes: „Nun danket alle Gott!“ Wer es dort hat mitzingen dürfen, auf den Höhen hinter Givonne, der wird es sein Leben lang nicht vergessen, und ich bin seitdem von manchem, der längst des Königs Rock ausgezogen hat, daraufhin angerebet worden, daß ihm diese Stunde und der Dankgottesdienst am 2. September unvergeßlich geblieben sei.

Nachdem der Gesang verstummt war, und die Trommeln zum stillen Gebet angeschlagen hatten, trat unser General von Pape in die Mitte des Karree und hielt in seiner kernigen und kräftigen Weise eine begeisterte Ansprache an die Truppen, in welcher er ihnen die im Laufe des Tages bekannt gewordenen, großartigen Erfolge der gestrigen Schlacht mittheilte und darauf hinwies, wie die Kapitulation einer Armee von solcher Zahl wie hier, mit dem Kaiser an der Spitze, in der Geschichte bis dahin unerhört sei. Und auch unserer Division insbesondere gebühre ein großer Anteil an der Ehre des Tages. Hatte sie doch allein an Trophäen einen Adler, den obenerwähnten des 17. Regiments, eine Adlerstange des 53. oder 54. Regiments, deren Flagge in der Balgerei darum abgerissen worden war, sechsundzwanzig Geschütze und sieben Mitrailleusen abliefern dürfen; dazu 14200 Gefangene, unter denen eine erhebliche Anzahl höherer Offiziere sich befand. Schwerlich dürfte jemals eine einzelne Division eine so glänzende Anzahl von Trophäen aufzuweisen gehabt haben, und es hat

mir später manchmal scheinen wollen, als ob diese Erfolge unserer Division bei Sedan neben der schönen und großen Waffenthat von St. Privat lange nicht genug zur Geltung gekommen wären. Namentlich haben sich unsere Garde-Füsilier und Garde-Jäger bei Sedan unvergängliche Vorbeeren errungen.

Mit wie anderen Empfindungen legten wir uns an diesem Abend zur Ruhe, als nach dem Tage von St. Privat. Nun zweifelte niemand mehr, daß der Friede nur in oder vor Paris geschlossen werden könne, und an diesem Abend holte ich aus der Tiefe meines Feldkoffers den bis dahin wie eine Kontrebande heimlich verborgen gehaltenen roten Bädeler mit der Aufschrift: „Paris und Umgegend“ hervor.

Unsere Division verließ das Schlachtfeld von Sedan freilich zunächst in entgegengesetzter Richtung. Der Knäuel der verschiedenen neben- und durcheinander liegenden Truppenteile mußte erst entwirrt werden, um jeden auf die richtige Marschrouten zu bringen. Das nächste unserer Division zugewiesene Marschquartier war ein elendes Nest unweit des stattlichen Ortes Mouzon. Doch bevor ich dem Divisionsstabe dorthin folgte, hielt mich noch eine schwere und ernste Liebespflicht bei Sedan zurück. Schon im Laufe des 2. September hatte ich in Erfahrung gebracht, daß mein Neffe Bernhard von Roon, der zweite Sohn des Kriegsministers, der als Hauptmann und Batteriechef im Garde-Feldartillerieregiment stand, Tags zuvor durch einen Schuß in den Unterleib tödlich verwundet worden sei. Nach langem Hin- und Herfragen ermittelte ich, daß er in einem in der Nähe von Daigny befindlichen Lazarett untergebracht sei, aber näheres wußte mir auch niemand zu sagen. Mit seinem jüngeren Bruder, den ich inzwischen auch getroffen, machte ich mich auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Wir berührten dabei den Teil des Schlachtfeldes, auf dem die Sachsen gekämpft hatten, und kamen bis in die Nähe der bayrischen Stellung. In einiger Entfernung lag das von diesen angezündete, noch in hellen Flammen lodernde Bazeilles. Nachdem wir uns von einem Sanitäts-Detachement zum andern durchgefragt hatten, wurde uns endlich ein bei dem Orte La Moncelle gelegenes Schloßchen als dasjenige Kriegslazarett bezeichnet, in dem mein Neffe mit vielen anderen Verwundeten Aufnahme gefunden habe. Dort trafen wir ihn auch wirklich an, scheinbar besser, als wir erwartet hatten, bei völlig klarer Befinnung, aber der Chefarzt Dr. Frenzel bezeichnete uns seinen Zustand als völlig hoffnungslos, und sprach sich dahin aus, daß er den morgenden Tag schwerlich überleben würde. Gern wäre ich gleich bei

ihm geblieben, um mich mit seinem älteren Bruder in seine Pflege zu teilen, aber vorläufig rief mich der Dienst zurück, und ich mußte es daher für jetzt bei einem flüchtigen Besuche bewenden lassen, versprach aber, andern Tages wiederzukommen. Divisionspfarrer Jordan von der zweiten Garde-Infanterie-Division hatte dem Schwerverwundeten auf seinen Wunsch schon auf dem Verbandplatze das heilige Abendmahl gereicht. Dieser erzählte mir, daß es ihn aufs tiefste ergriffen habe, wie der Hauptmann unaufgefordert die Erklärung des zweiten Artikels vollständig und laut hergesagt habe: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott von Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode, von der Gewalt des Teufels u. s. w.“ und wie er das als sein Bekenntnis bezeichnet habe, worauf er sterben werde und worin er selig zu werden hoffe. Als unsere Division am 3. September aus Givonne in der Richtung auf Carignan aufbrach, erbat ich mir von dem General die Erlaubnis, in La Moncelle zurückbleiben zu dürfen. Noch einige Stunden habe ich an dem Lager des Sterbenden zugebracht, bis er am 3. September abends in den Armen seines Bruders und unter unserm gemeinsamen Gebete verschieden ist. Da der letztere sich selbst eine Verletzung am Fuße zugezogen hatte, so lag mir die schwere Pflicht ob, dem im Hauptquartier zu Vendresse weilenden Vater die Todesbotschaft zu überbringen.

Es war ein eigentümlicher Ritt, den ich am 4. September, an einem herrlichen Sonntagmorgen, ganz allein auf dem fast sechsständigen Wege von La Moncelle nach Vendresse zurücklegte. Wieder führte mich der Weg an Bazelles vorüber, das als ein einziger rauchender Trümmerhaufen dalag. Kein Haus, das nicht von oben bis unten ausgebrannt war. Auf einer Eisenbahnbrücke wurde die Maas überschritten, und vom hellsten Sonnenschein beleuchtet lag die in unsere Hände gefallene Festung Sedan vor meinen Augen ausgebreitet. Dann ging es durch ein schönes, friedliches Thal, das von der Schlacht völlig unberührt geblieben war. Später traf ich dann in der Richtung auf Vendresse zu marschierende bayerische Truppen, deren Führer mir am besten über den einzuschlagenden Weg Auskunft geben konnte. Nach fünfständigem scharfen Ritt in Vendresse angelangt, traf ich Noon im Begriff, mit dem Hauptquartier nach Metz aufzubrechen. Schon mein unerwartetes Erscheinen sagte ihm genug, und er las die Botschaft, deren Überbringer ich war, wohl auch in meinen Mienen. Überraschend

konnte sie ihm ja auch um so weniger sein, als die Ärzte ihn schon bei seinem Besuche des verwundeten Sohnes über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes keinen Augenblick in Zweifel gelassen hatten. Mit schwerem, aber doch tapferem Herzen hatte er von ihm Abschied genommen, vollkommen darauf gefaßt, daß er ihn nicht wiedersehen würde. Aber bei der Nachricht von dem zur Wirklichkeit gewordenen Verluste übermannte ihn doch einen Augenblick der Schmerz und er fiel mir, noch ehe ich ein Wort gesagt hatte, mit lautem Schluchzen um den Hals. Hatte er doch gerade an diesem Sohne mit ganz besonderer Liebe gehangen. Dann aber faßte er sich auch gleich wieder und ließ sich mit voller Gelassenheit über die letzten Stunden des Heimgegangenen von mir Bericht erstatten, den größten Trost in der Zuversicht findend, daß der Sohn im vollen Glauben selig entschlafen sei. Wo so viele Väter ihre einzigen Söhne hätten hingeben müssen, sagte er, wie dürfe er sich da beklagen, daß auch von ihm dies Opfer gefordert wäre. Dabei fügte er noch hinzu: „Gott ist gerecht, darum hat er Gericht gehalten über Napoleon und uns den Sieg geschenkt in seiner Barmherzigkeit; aber um unserer Sünde willen hat er so schwere Opfer von uns gefordert und uns den Sieg so teuer werden lassen.“ Dazwischen nahmen ihn auch allerhand Dienstgeschäfte in Anspruch, namentlich machte die Übernahme des durch die Kapitulation von Sedan uns in die Hände gefallenen Kriegsmaterials schleunige und umfassende Anordnungen nötig. Dazu war soeben noch die Nachricht von der Kapitulation der Festung Mezières eingegangen. Sehr beruhigend war es mir, aus den kurzen Gesprächen, die ich mit Roon hatte führen können, die Gewißheit mitnehmen zu dürfen, daß in den maßgebenden Kreisen schon jetzt der feste Wille herrschte, keinen Frieden mit Frankreich zu schließen, durch den nicht unsere Westgrenze gegen ferneren türkischen Überfall geschützt würde. Freilich sprach Roon dabei die Überzeugung aus, daß keine französische Regierung, welche es auch sei, um ihres Volkes willen sich zu einer Abtretung französischen Gebietes werde verstehen wollen, und daß wir darum auf die Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Erschöpfung aller Kräfte des Feindes gefaßt sein müßten. Bei dem unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Hauptquartiers mußte Roon darauf verzichten, der Beerdigung des Sohnes selbst beizuwohnen. Doch hatte er schon bei seinem Besuche an dem Sterbelager die Bestimmung getroffen, daß der junge Held im Schloßgarten von La Moncelle, der ja selbst einen Teil des Schlachtfeldes bildete, auf dem sein Blut geflossen, bestattet werden solle, mit dem Anflitz nach der von dort sichtbaren Höhe von Daigny ge-

wendet, auf welcher er gefallen war. Wegen Pflege und Schutz des Grabes behielt er sich vor, mit dem Besitzer in Verbindung zu treten, und unter den obwaltenden Umständen hielt man diesen Ruheplatz gesicherter, als einen solchen auf dem katholischen Friedhofe. Daß der trauernde Vater in seinem Vertrauen auf den ritterlichen Edelmut des Besitzers des erwähnten Schloßchens, eines Grafen Birn, sich getäuscht hatte, werde ich später zu berichten Gelegenheit haben. Um dieselbe Zeit, in welcher das Hauptquartier nach Mettel aufbrach, trat ich den Rückweg nach La Moncelle an, diesmal auf meinem einsamen Ritte mir mehr Zeit lassend als auf dem Hinwege. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mit Landleuten, die mir begegneten, über die Lage Frankreichs und über die Ereignisse der letzten Tage mich zu unterhalten. Von allen hörte ich die herzerreißendsten Klagen über die schweren Drangsale des Krieges, namentlich für die in der Umgebung des Schlachtfeldes liegenden Orte, überall aber gab sich auch die größte Erbitterung über den elenden Napoleon kund, der sich selbst in Sicherheit zu bringen gewußt hätte und sein Land dem Verderben preis gebe. Die Erbitterung über ihn war viel größer, als die über Preußen. Äußerungen wie die: „Il faudrait pendre ce cochon là“ waren nichts seltenes.

Inzwischen hatte der älteste Bruder des Gefallenen, Major von Roon, der in Folge eines Sturzes mit dem Pferde selbst verletzt war, in Gemeinschaft mit den hilfsbereiten Ärzten des Feldlazarets, die nötigen Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen. Mit Mühe war es gelungen, in Sedan einen Sarg von der einfachsten und schmucklosesten Form zu beschaffen, denn eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte in der von der deutschen Besatzung sowie von gefangenen und entwaffneten Franzosen überfüllten Stadt; es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. Zur Ruhestätte war ein stilles, von schönen Tannen umschlossenes Plätzchen im Park des Schlosses ausgesucht worden. Ein leicht verwundeter bayrischer Major, der sich im Feldlazarett von La Moncelle befand, hatte dafür Sorge getragen, daß Soldaten einer im Dorfe liegenden bayrischen Kompagnie das Grab gruben, in dem wir den jungen Helden betten wollten. Gleichzeitig, oder doch unmittelbar nachher sollte die Beerdigung eines an demselben Tage verstorbenen Lieutenant von Twardowsky vom dritten Garderegiment z. F. stattfinden. Gegen sechs Uhr Abends setzte sich der kleine Leichenzug in Bewegung. Bayrische Soldaten des 8. Infanterieregiments, stattliche, hochgewachsene Söhne der Berge, trugen die Leiche auf ihren Schultern zur Gruft hinab, und von andern Leuten desselben Regiments mußte der Bruder, den verletzten

Fuß im Gipsverbande nachschleppend, sich hinter dem Sarge hertragen lassen. Es war ein schönes Zusammentreffen, daß Major Waldemar von Noon am Grabe seines Bruders zum ersten Male das eiserne Kreuz anlegen durfte, das ihm an diesem Nachmittag vom General-Kommando zugestellt war. Außer den Ärzten des Lazarets folgten auch sämtliche leicht verwundete Offiziere, darunter mehrere bayrische, dem Sarge. Es war eine stille, erhebende Abendandacht, die wir dort hielten. Ich knüpfte meine kurzen Worte des Friedens und des Segens an ein Schriftwort an, an welchem der Vater bei der Todeskunde sich gestärkt und aufgerichtet hatte, an das Eingangswort des 1. Briefes Petri: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel.“

Ein einfaches, steinernes Kreuz, das der schon erwähnte freundliche Chefarzt des Lazarets, Oberstabsarzt Dr. Frenzel, in Sedan besorgt hatte, und in das er den Namen des Gefallenen nebst dem Datum seines Todestages hatte einmeißeln lassen, bezeichnete die Grabstätte, und schon nach einer halben Stunde erhob sich über der stillen, von rauschenden Baumwipfeln behüteten Kammer ein von den bayrischen Soldaten in aller Eile hergestellter, mit Rasen belegter und mit Blumen beplanzter Grabeshügel. Wie schnell doch das im Kriege alles geht, und wieviel unnötige Umstände werden mit diesen Dingen im Frieden oft gemacht. Mit dieser stillen und doch erhebenden Feier hatte meine Thätigkeit auf dem Schlachtfelde von Sedan ihren Abschluß gefunden.





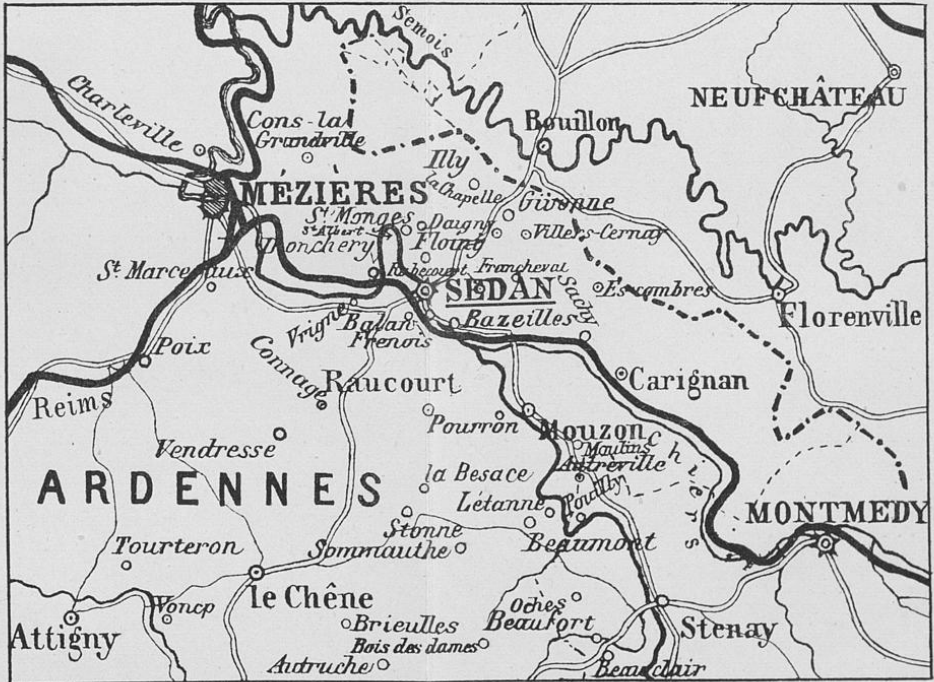
Schlachten bei Metz.



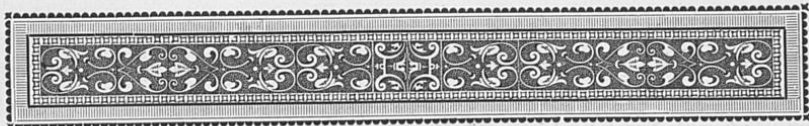
Schlacht bei Sedan.



Karte zu den Schlachten bei Metz.



Karte zur Schlacht bei Sedan.



Vorwärts nach Paris!

Am nächsten Morgen nach Beendigung des traurigen Geschäftes, das mich nach dem Abmarsch unserer Division noch im Bereiche des Schlachtfeldes von Sedan zurückgehalten hatte, galt es dem schon zwei Tagemärsche vorgerückten Divisionsstabe nachzueilen. Dem Gardekorps war die über Craon—Laon führende Straße als nächste Marschrichtung vorgezeichnet. In Mouzon, bis wohin mich mein Neffe Waldemar begleitete, erfuhr ich, daß unser Divisionsstab in dem nur wenige Kilometer von dort entfernten Orte Amblymont, wieder einem ganz elenden Neste, sein Quartier hatte. Von dort wurde glücklicherweise schon am folgenden Morgen, den 6. September, wieder aufgebrochen und wie zur Entschädigung für das elende Marschquartier, mit dem wir uns hier hatten begnügen müssen, nahm uns am folgenden Tage das prachtvolle, einer reichen französischen Dame gehörige, mit fürstlicher Pracht ausgestattete Schloß La Casside auf, in welchem Seine Königliche Hoheit der Prinz Karl vor uns fünf Tage im Quartier gelegen hatte. Der Weg dorthin führte uns nochmals bei Mouzon über die Maas und damit über einen Teil des Schlachtfeldes von Beaumont. Hier hatte das geschlagene französische Korps in voller Flucht seinen Rückzug über die Maas bewerkstelligt. Auf beiden Seiten des Weges waren an Häusern und Feldern noch die Spuren des fluchtartigen Rückzuges zu sehen. Allermwärts lagen noch Pferdekadaver, die einen wahrhaft pestilenzialischen Geruch verbreiteten. Hier standen halbzerbrochene Wagen, die man liegen gelassen hatte, um die Bespannung zu retten, da lagen massenhaft auf dem Marsche weggeworfene Tornister, Kochgeschirre, Gewehre u. s. w. Das Schloß La Casside, das unsrer wartete, war vor 200 Jahren eine kleine, im Baubauischen Stile erbaute Grenzfestung gewesen und in den reizenden Parkanlagen, welche das Schloß umgaben, waren noch die Spuren des ehemaligen Festungsglaciés

deutlich zu erkennen. Hier durften wir zum ersten Male an festlich ausgestatteter Tafel in Gemeinschaft mit Offizieren des Garde-Füsilierregiments, den Sieg von Sedan feiern. In zündenden Worten brachte unser General ein Hoch auf den siegreichen König und seine Armee aus. Wie gern wir auch in den prachtvollen Räumen des Schlosses länger verweilt hätten, noch lieber war es uns doch, daß es am folgenden Tage wieder vorwärts ging, und schon begannen wir die Tagemärsche zu berechnen, die wir noch bis Paris zurückzulegen hatten. Auch am folgenden Tage war es unserm kundigen und findigen Quartiermacher von Putkamer wieder gelungen, für den Divisionsstab in Arzillemont ein reizendes, geschmackvoll eingerichtetes Schloßchen zu ermitteln. Der Besitzer, ein Graf Bruce, war so verständig gewesen, daheim zu bleiben und hatte dadurch jedenfalls besser für sein geschmackvoll eingerichtetes Heim gesorgt, als wenn er, wie so viele andere seiner Landsleute, aus blasser Furcht vor den „Prussiens“ davongelaufen wäre. Von unserer Einquartierung wenigstens wird ihm auch nicht ein Schuhriemen entwendet worden sein. Er selbst machte als echter Kavaliere den liebenswürdigsten Wirt und leistete uns auch nach Tisch bei Kaffee und Cigarren in anregender Unterhaltung Gesellschaft. In dem schon erwähnten Wechsel von guten und bösen Tagen blühte uns am folgenden Tage wieder ein über alle Beschreibung elendes Quartier in dem Dorfe Justine, und das schon seit mehreren Tagen herrschende Regenwetter konnte nur dazu dienen, den Aufenthalt noch unbehaglicher zu machen. Nicht viel besser war es am folgenden Tage in dem ebenfalls armseligen Dorfe Banogne, wo ich mit meinem katholischen Kollegen mein Quartier bei dem unduldsamsten und mürrischsten Curé erhielt, der mir im ganzen Feldzug vorgekommen ist. Auf grundlosen Wegen, auf denen die Räder unserer Fahrzeuge bis an die Achsen in den feuchten, lehmigen Boden einsanken, ging es so von Tag zu Tage langsam vorwärts über die kahle, reizlose Ebene, die den nördlichen Teil der Champagne bildet. Die einzige Erquickung in diesen Tagen einförmiger und ermüdender Märsche war die Ankunft der ersehnten Briefe und Zeitungen aus der Heimat. Aber auch sie konnte man doch immer nur mit sehr geteilten Empfindungen lesen, denn jede Post brachte neue Kunde von schmerzlichen Verlusten. Die Spalten der Zeitungen waren mit Todesnachrichten angefüllt, unter denen man auch immer so manchen bekannten Namen fand.

In Banogne waren wir nur wenige Stunden von Reims entfernt und mächtig erwachte in mir die Sehnsucht, in die alte französische Krönungsstadt einen flüchtigen Blick zu werfen. Überdies zog mich eine mir ob-

liegende Liebespflicht dorthin. Ich wußte, daß seit mehreren Tagen sich das königliche Hauptquartier und mit ihm mein Schwager Noon in Reims befand. Dem letzteren hatte ich versprochen, die hinterlassenen Sachen meines gefallenen Sohnes an mich zu nehmen, um sie ihm bei sich darbietender Gelegenheit zu überbringen. Diese Gelegenheit schien sich jetzt zu bieten. Von meinem General erbat und erhielt ich die Erlaubnis, einen Abstecher nach Reims zu machen, mit der Maßgabe, daß ich mich am folgenden Tage in dem nächsten Marschquartier der Division, Craonne, wieder einzufinden hätte. Ein guter Einspanner wurde auf dem Wege der Requisition schnell besorgt, mein Trainsoldat Bertram nahm, mit scharfen Patronen versehen, neben dem Kutscher auf dem Boocke Platz, um mir auf der einsamen Straße, die wir zu befahren hatten, zum Schutze zu dienen. Auf das Regenwetter der letzten Tage war ein herrlicher, klarer Septembermorgen gefolgt, in den es nun in schneller Fahrt hineinging. Von dem Orte Neufchatel an konnte ich eine große Kaiserstraße benutzen und so lag um zwölf Uhr die alte Krönungsstadt mit ihrer prachtvollen Kathedrale und der aus noch älterer Zeit stammenden Remigius-Kirche vor meinen Blicken ausgebreitet. Im „Hotel de ville“ ermittelte ich bald die in der Rue d'Anjou Nr. 2 bei einer Madame Guillotine befindliche Wohnung des Kriegsministers. Er selbst war augenblicklich abwesend. Er hatte den König auf einem Ausflug in das zwei Meilen von Reims entfernte Lager von Chalons, Le grand Mourmelon, begleitet, von wo er indes am Nachmittag zurückkehrte. Bei der Mittagstafel, zu der er mich einlud, wußten er und die Herren seiner Begleitung nicht genug von dem Luxus zu erzählen, mit welchem die Wohnung des Kaisers und der Kaiserin früher ausgestattet gewesen sei. Einige der Herren hatten sich auch kleine Andenken von dort mitgebracht. Nach Tisch kam es zur Sprache, daß morgen Sonntag sei, und daß das königliche Hauptquartier seit dem Abmarsch von Mainz noch keine Gelegenheit gehabt habe, einem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen, ja daß dasselbe noch nicht einmal zu einer Dankfeier nach dem großen Tage von Sedan Gelegenheit gefunden habe. Die gleiche Klage war mir schon von anderer Seite mehrfach ausgesprochen worden. Da auch für den morgenden Sonntag kein Gottesdienst angefragt war, wurde mir aufs dringendste der Wunsch nahe gelegt, meine Anwesenheit in Reims zur Abhaltung eines Dankgottesdienstes zu benutzen. Ich erklärte mich gern bereit, obwohl ich so wenig an eine solche Aufforderung gedacht hatte, daß ich mich nicht einmal mit den notwendigsten Werkzeugen, wie Bibel und Gesangbuch,

geschweige denn mit einem Talar für die Fahrt nach Reims versehen hatte. Natürlich bedurfte es für die Anberaumung des Gottesdienstes vor allem der Genehmigung des Königs. Der Kriegsminister ließ diesem durch einen seiner Adjutanten meine Anwesenheit melden und anfragen, ob Seine Majestät mit der Abhaltung eines Gottesdienstes durch mich einverstanden sei. Schon nach wenigen Minuten kam die Antwort, daß Se. Majestät es sehr gern sehen würde und mit dem ganzen Gefolge des Hauptquartiers dem Gottesdienste beizuwohnen gedenke. Mir ging die Weisung zu, alle für die Abhaltung eines Gottesdienstes nötigen Anordnungen zu veranlassen, mich mit der Kommandantur ins Einvernehmen zu setzen und die Stunde des Gottesdienstes Seiner Majestät mitteilen zu lassen. Nur wurde mir es noch als ausdrücklichen Wunsch des Königs kund gegeben, daß keine katholische Kirche für diesen Gottesdienst gewählt werde. Dem Vernehmen nach befände sich in Reims ein evangelisches Gotteshaus, und der König wünsche, daß wenn irgend möglich, der Gottesdienst hier stattfinde. Darüber war es schon völlig dunkel geworden und da ich mit den örtlichen Verhältnissen in Reims völlig unbekannt war, so hatte ein Offizier des Kriegsministeriums die Güte, mich auf allen dazu nötig gewordenen Gängen zu begleiten. Zugleich erbat ich von dem evangelischen Pastor Paumier die Überlassung seiner freundlichen und im Vergleich zu den meisten anderen evangelischen Gotteshäusern, die wir in Frankreich angetroffen haben, ziemlich geräumigen Kirche. Er stellte mir nicht bloß die Kirche bereitwilligst zur Verfügung, sondern er versprach mir auch, durch Überlassung seines dem unsrigen sehr ähnlichen Talars aus der Verlegenheit zu helfen. Seitens der Kommandantur wurde die Bekanntmachung des Gottesdienstes an das Hauptquartier und die sonstigen in Reims anwesenden Truppenteile übernommen, seitens eines württembergischen Regiments die Militärmusik zur Begleitung des Gesanges gestellt, da der französische Organist der evangelischen Kirche für unsere Choräle kein Melodienbuch besaß und sie ihm überhaupt völlig unbekannt waren.

So waren Abends gegen neun Uhr alle äußeren Angelegenheiten geordnet, es fehlte für mich nur die Hauptsache: die Predigt, die ich am andern Tage halten sollte. Einigen Stoff zu derselben hatte ich schon ungesucht gefunden, als ich in der Vorhalle des königlichen Quartiers, das sich im erzbischöflichen Palast befand, auf den nachgesuchten Bescheid warten mußte. Ich befand mich in der großen, in Gold und bunten Farben glänzenden Eingangshalle der Räume, in denen die Könige Frankreichs seinerzeit residierten, wenn sie

zur Krönung in Reims anwesend waren. Ringsum hingen an den Wänden die Bilder der französischen Herrscher von Chlodwig an bis auf Karl X., der als der letzte legitime König hier Salbung und Krönung empfing, ähnlich wie der Römer in Frankfurt mit den Bildern der dereinstigen Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation geschmückt ist. Von hier hatte auch dereinst die Jungfrau von Orleans ihren König zur Krönung in die anstoßende Kathedrale geleitet. Und unmittelbar neben dieser Halle, in der das mit dem heiligen Öle gesalbte, von der Drifflamme umwallte Königtum des alten Frankreich mit allen seinen stolzen, für unser Vaterland teilweise so demütigenden Erinnerungen thronte, saß König Wilhelm bei seinem, wie im Felde immer, so auch hier, einfachen Mittagmahle und um ihn an der Tafelrunde deutsche Fürsten und Fürstensöhne, sein Kanzler Graf Bismarck, sein Schlachtendanker Graf Moltke, sein Waffenmeister von Roon und wie die Männer des Rats und der That alle heißen, in denen ihm Gott zur rechten Zeit die rechten Werkzeuge gegeben hat. Wie überwältigend waren diese Gegensätze zwischen einst und jetzt, und wie unmittelbar erinnerte das alles an das schöne, herrliche Königswort, in welches der siegreiche und demütige Held alle seine Empfindungen zusammengefaßt hatte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ — So hatten mir Ort und Zeit schon ein gut Stück Predigt an die Hand gegeben, und der Text fand sich auch in dem Worte Samuels, da er die Philister gedämpft hatte und an dem zwischen Mizpa und Sen errichteten Denkstein sprach: „Bis hierher hat der Herr geholfen!“ — Die Predigt verwandte dies Wort als Mahnung zum inbrünstigen Danke, zu tiefer Demut und zu freudigem Vertrauen, indem sie den Blick sowohl rückwärts lenkte auf die bisher erfahrene Hilfe und Gnade, als vorwärts auf die ferneren Kämpfe. Gerade die letztere Beziehung entsprach der augenblicklichen Lage. In den ersten Tagen nach der Schlacht von Sedan war die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß die Sache nun bald zu Ende sei, und viele dachten damals an sehr nahe Heimkehr. Inzwischen hatte es sich herausgestellt, daß der Feind sich noch nicht beugen und auf die, wenn auch noch so gemäßigten Bedingungen, die damals gestellt worden sein sollen, keinen Frieden machen wollte. Auch gab es nach dem Sturze Napoleons vorläufig keine geordnete Regierung, mit der man hätte verhandeln können. Da galt es denn immer von neuem an das „Vorwärts“ der Väter zu erinnern.

Zu einem ersten Worte über die Lücke des Feindes gab die an demselben Tage in Reims eingegangene Nachricht über die Vorgänge, die sich

in Laon zugetragen hatten, Anlaß. Die Citadelle von Laon hatte Tags zuvor kapituliert und sich dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Kommandeur der sechsten Kavallerie-Division, ergeben. In dem Augenblicke, als eine Kompagnie des 4. Jägerbataillons, welche das Material übernehmen sollte, in die Citadelle einrückte, flog der größte Teil derselben in die Luft, einen großen Teil der einrückenden Mannschaft unter ihren Trümmern begrabend. Nach beendetem Gottesdienst begleitete mich Schwager Koon in seinem Wagen auf einer Spazierfahrt durch die Stadt und zu der herrlichen Kirche „Notre dame de St. Remy“, deren Inneres, im reinsten romanischen Stile erbaut, fast noch schöner ist als die Kathedrale, die ich schon Tags zuvor aufgesucht hatte.

Am Nachmittag war ich zur königlichen Tafel befohlen. Es war ein erhebendes Gefühl, mit dem ich die vom König bewohnten Räume des unmittelbar neben der Kathedrale gelegenen erzbischöflichen Palais betrat. Wie schon erwähnt, war dem Könige für seinen Aufenthalt in Reims die *chambre sacrée* zur Verfügung gestellt worden, derjenige Teil des erzbischöflichen Palastes, den die Könige von Frankreich benutzt haben, wenn sie zur Krönung nach Reims kamen. Jetzt freilich war in den einfach ausgestatteten Zimmern von königlicher Pracht nichts mehr zu sehen. Alle etwa noch vorhandenen Kostbarkeiten mochten wohl bei Seite geschafft worden sein. Der König selbst erschien ebenso wie seine Gäste im einfachen Feldanzug, selbst die Dienerschaft trug statt der sonst üblichen Gala-Uniform die einfachste Kleidung. Die Tafel ermangelte jedes besonderen Schmuckes. Die Speisen wurden auf dem silbernen Feldtafelgeschirr aufgetragen, das der König während des ganzen Feldzuges benutzt hat. Um so glänzender war die Tafelgesellschaft. Außer den zum militärischen Hause des Königs gehörigen Herren waren der Großherzog von Weimar, Prinz Carl, Graf Bismarck, General von Moltke, General von Koon u. a. des Königs Gäste. Dazu kamen aus Anlaß des Geburtstages der Königin von Württemberg einige höhere Offiziere der an diesem Tage in Reims liegenden württembergischen Truppen. Ihr zu Ehren brachte der König bei Tafel einen Toast aus, in welchem er der treuen Bundesgenossenschaft Württembergs anerkennend gedachte. Der König sah prächtig aus; seine Haltung zeigte nichts von den Beschwerden des Feldzuges. Gleich beim Eintritt in den Saal, in welchem wir uns vor Tisch versammelten, kam der König auf mich zu und jagte mir viel Freundliches über meine Predigt. Auch der Großherzog von Weimar nahm Veranlassung, mich huldvoll zu grüßen und mir für

die Erquickung zu danken, die ich ihm bereitet und die ihm schon lange not gethan habe. Zu meiner tiefen Beschämung erfuhr ich, wie leicht es ist, im Felde das rechte Wort zu treffen, wenn man nur das ausspricht, was aller Herzen bewegt. Wie aufmerksam ich aber auch den über Tisch geführten Gesprächen lauschte, so gelang es mir doch nicht, viel Neues zu erfahren. Nur das eine wurde von allen Seiten bestätigt, daß kein Friede geschlossen werden solle, der nicht den großen Opfern entspräche, die schon jetzt gebracht worden waren. Von Paris wußte man auch im Hauptquartier nichts weiter, als daß die Kaiserliche Regierung, die den Krieg so leichtsinnig begonnen hatte, gestürzt war. Wer an ihre Stelle getreten war, darüber hatte man noch keine sichere Kunde. Als wir uns zum Fortgehen anschickten, fügte es sich, daß ich zwischen Bismarck und Noon über den Hof des erzbischöflichen Palastes ging. Der erstere war sichtlich aufgeräumt. Unter Hinweis auf die Königsgemächer der alten französischen Könige, aus denen wir eben herauskamen, äußerte er: „Wir könnten eigentlich die Gelegenheit benutzen und den König hier gleichzeitig zum Kaiser von Deutschland und zum Könige von Frankreich krönen lassen; ich wüßte nicht, wer uns daran hindern sollte.“ War es auch nur ein Scherz, immerhin war doch der Gedanke auch als solcher dazu angethan, ein deutsches Herz höher schlagen zu lassen. Vor allem machte das Wort vom deutschen Kaiser, das ich hier zum ersten Male aus diesem Munde aussprechen hörte, auf mich einen tiefen Eindruck und versetzte mich in eine freudig gehobene Stimmung. In solcher trat ich um sechs Uhr den Rückweg an. Ein von Seiten des Kriegsministeriums für mich requirierter Wagen brachte mich in schneller, kaum zweiundeinhalbstündiger Fahrt bei köstlichem Mondschein nach Craonelle bei Craon, wo unser Divisionsstab an diesem Abend sein Quartier hatte. Es war gut, daß ich mich mit Parole und Feldgeschrei versehen hatte, denn wiederholt wurde dem städtischen Wagen von den Wachen vor den Eingängen der Ortschaften, die wir zu passieren hatten, ein kräftiges „Halt, wer da?“ zugerufen. Der folgende Tag war endlich einmal ein Ruhetag, den ich zur Abhaltung von Gottesdiensten benutzen konnte. Es lag nahe, bei diesen Gottesdiensten an die historischen Erinnerungen anzuknüpfen, die vom Jahre 1814 her mit den Orten und Namen Craon und Laon verbunden sind. Da es für die Truppenteile, die dem Gottesdienste beiwohnten, der erste seit der Schlacht bei Sedan war, so erklang das „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ diesmal noch mehr als sonst aus voller Kehle.

Von nun an ging es im unaufhaltbaren Weitermarsch auf Paris zu. Eprenay zu unserer Linken, die Festung Soissons zu unserer Rechten lassend, gelangten wir über die Marschquartiere Braisne, Duchy le chateau, la Fereté Milon, la Fontaine des Nonnes nach Mitry, wo sich uns bereits die ersten Spuren der Trochuschen Wüste zeigten. Bekanntlich hatte der Verteidiger von Paris schon vor Wochen gedroht, die Umgegend der Hauptstadt im Umfange von mehreren Meilen in eine Wüste zu verwandeln, damit unsere Truppen die Gegend von allen Lebensmitteln entblößt fänden. Um so mehr war es geboten, daß wir uns vor dem Eintritt in diese Wüste soviel als möglich mit Lebensmitteln versorgten. Dazu bot das Quartier, das wir in la Fontaine des Nonnes vorfanden, reichliche Gelegenheit. Es war eins der reichsten, das uns während des ganzen Feldzuges beschieden gewesen ist, mit Vorräten aller Art in Hülle und Fülle ausgestattet. Der Hühnerhof lieferte Eier in Menge, der wohlbesetzte Kuhstall Milch und Butter, große Mengen des Frommage de Brie lagen in der Vorratskammer aufgespeichert. Die Spaliere und Bäume in dem wohlgepflegten Garten trugen Obst in Menge, ein großer Teich gab zu ergiebigem Fischfang Gelegenheit und aus den benachbarten, zum Gute gehörigen Forsten konnten die mit uns einquartierten Garde-Jäger Wildpret beschaffen. Da uns hier nochmals ein Ruhetag vergönnt war, so konnte ich noch, bevor wir uns Paris näherten, einen Teil der Division zu nochmaligem Gottesdienste versammeln. Auf einem schattigen Platz unter Nußbäumen fand ich fast die ganze erste Brigade vollzählig zu dem angekündigten Gottesdienste versammelt. Es war gerade der vierzehnte Sonntag nach Trinitatis mit dem Evangelium von dem dankbaren Samariter, der wieder umkehrte und Gott die Ehre gab. Wie nahe lag da die Bezugnahme auf die gegenwärtigen Verhältnisse und die Mahnung, uns nicht der Klage schuldig zu machen: „Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind aber die neun?“

Im Ganzen rechne ich diese Tage des Vormarsches auf Paris, was die unter den Truppen herrschende Stimmung betraf, zu den erfreulichsten des ganzen Feldzuges. Die Erinnerungen an die großen Tage und Thaten des August und September standen noch frisch und lebendig vor den Seelen aller, die Herzen waren noch voll Lobes und Dankes und die Stimmung noch eine allseitig gehobene. Das Wetter war wenigstens in der letzten Zeit, wo wir uns Paris näherten, herrlich und sonnig. Die Gegend wurde mit jedem Marsche anmutiger und interessanter. Die Strapazen waren bei den viel kürzeren Märschen auch für die Truppen weniger ermüdend, die Quar-

tiere in den viel dichter zusammenliegenden und an größeren Häusern reicheren Ortschaften besser. Die Erwartung, daß mit dem Erscheinen unserer ansehnlichen Heeresmassen vor den Thoren von Paris den Feinden bald die Lust zur Fortsetzung des Krieges vergehen werde, war allgemein verbreitet, und so dünkte den meisten jeder Schritt näher zu diesem Ziele ein Schritt näher zur Heimkehr. Dabei hielt doch wieder die Ungewißheit über die Gestaltung der Dinge vor und um Paris alle Gemüter in einer gewissen Spannung und Aufregung. Alles dies erhielt die Geister frisch und munter, und für die Anstrengungen und Entbehrungen, die es jetzt auch noch zu ertragen galt, hoffte man am Ziele reiche Entschädigung zu finden. Bei dem Abmarsch von Fontaine des Nonnes gab es noch eine ergötzliche Szene. Die Küchenordnonnanz unseres Stabes waren beauftragt worden, aus dem dort vorhandenen Hühnerhof eine Anzahl lebenden Geflügels mitzunehmen, die uns für die in Aussicht stehenden Tage der Not zur Verpflegung dienen sollten. Wohl einige zwanzig Stück des gesiederten Volkes waren, mit Futter versehen, in einen Hühnerkorb eingethan worden, darunter ein stattlicher Hahn. Aber wo nun hin mit dem Korbe, der in keinem Wagen Platz hatte? und die armen Gefangenen bedurften doch auch der frischen Luft. Unser würdiger Auditeur, Justizrat Wilzer, hatte als Kriegsgefährte einen Altknabenwagen mit einer Gallerie auf dem Verdeck, wie sie die umherfahrenden Packetwagen der Post zu haben pflegen. Nichts Böses ahnend, saß er im Innern seiner fahrenden Schreibstube, des Abmarsches gewärtig. Da wird der noch immer um die Unterbringung des Hühnerkorbes verlegenen Ordonnanz der Wink gegeben, den Hühnerkorb vorsichtig auf das Verdeck des Justizwagens zu legen. Die Kolonne setzt sich in Bewegung und der strenge Mann des Rechts ahnt nicht, daß über seinem Haupt das ausgeführte Hühnervolk gadert und der Hahn munter kräht. Der Zufall wollte es, daß das gesamte General-Kommando, an seiner Spitze Prinz August von Württemberg, an unserer Divisionsbagage vorbeiritt. Die Herren waren nicht wenig erstaunt, den Wagen mit der weithin leuchtenden Aufschrift: „Auditeur der 1. Garde-Infanterie-Division“ mit einem Hühnerkorbe besetzt zu sehen. Indessen diente die von Trochu angeordnete Verwüstung auch in den Augen des General-Kommandos vollkommen zur Rechtfertigung dieser vorsorgenden Selbsthilfe auf dem Wege des Requisitionsverfahrens.

Schon auf dem Wege nach Mitry am 18. September fanden wir alle Dörfer von ihren Bewohnern völlig verlassen, die Häuser in ihrer Mehr-

zahl völlig ausgeräumt. Zu beiden Seiten des Weges sah man brennende Getreidemieten — ich zählte einmal deren dreißig —, die auf Befehl der Regierung in Brand gesteckt sein sollten. Brücken waren abgebrochen, auf den Straßen durch abgehauene und quer über sie gelegte Bäume Verhaue angebracht, aber das alles doch wieder mit einer Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit ausgeführt, daß der Zweck dieser Maßregeln vollständig verfehlt wurde. Mit Leichtigkeit wurden diese Hindernisse entweder umgangen oder aus dem Wege geräumt. Selbst die auf den Marschrouten anderer Armeeabteilungen vorgenommene Sprengung von Brücken, wie z. B. der Marne-Brücken in der Nähe von Meaux oder der über den Durque-Kanal, sowie zahlloser Seine-Brücken in unmittelbarer Nähe von Paris, haben dem Feinde weit größeren Schaden zugefügt als uns. Im schlimmsten Falle konnte der Vormarsch dadurch nur wenige Stunden aufgehalten werden. Mit gespanntester Erwartung brachen wir am 19. September, es war ein herrlicher, sonniger Herbstmorgen, von Mitry auf, um in den Abschnitt zwischen dem rechten Marne-Ufer und dem rechten Ufer der Seine einzurücken, den die Garden bei der Umschließung von Paris besetzen sollten. Das Städtchen Gonesse, zwei Meilen von St. Denis, wo seiner Zeit Blücher vor der Einnahme von Paris sein Hauptquartier gehabt hatte, war das für diesen Tag uns gesteckte Ziel. Schon nach kurzem Marsche waren wir in die unmittelbare Nähe von Gonesse gelangt. Aber bevor unsere Division den Ort besetzte, wurde auf einem hochgelegenen Plateau Halt gemacht, auf dem sich die ganze Division in gefechtsmäßiger Aufstellung sammelte. Es waren Nachrichten eingegangen, nach denen man erwarten mußte, die feindliche Armee vor St. Denis in verschanzter Stellung zu finden. Wir warteten von Stunde zu Stunde; das ganze General-Kommando, der Stab des Oberkommandos mit dem Kronprinzen von Sachsen an seiner Spitze versammelte sich nach und nach auf unserm Rendezvousplatze; Adjutanten sprangten hin und her, Kavalleriepatrouillen wurden ausgesandt, aber vom Feinde war nichts zu sehen. Um so mehr hatte man Zeit, die Aussicht zu bewundern, die von einer in der Nähe des Rendezvous gelegenen Höhe vor den Blicken sich ausbreitete. Da lag sie vor uns die stolze Seine-Stadt, der uns auch nur zu nähern wir auf dem Vormarsch von wohlmeinenden Franzosen oft genug gewarnt worden waren. Schon konnte man mit bloßem Auge das weitausgedehnte Häusermeer in der Ferne schimmern sehen, überragt von den Kuppeln des Pantheon und der Invalidentirche. Dort sind deutlich die stumpfen Türme

von Notre-dame zu erkennen und darüber hinaus werden die gewaltigen Massen des Triumphbogens dem Auge sichtbar. Endlich liefen am Nachmittag Nachrichten ein, nach welchen die vorher angedeutete Erwartung sich nicht erfüllte. Das rechts neben uns stehende vierte Armeekorps hatte die ihm überwiesenen Stellungen, ohne irgendwie vom Feinde belästigt zu werden, einnehmen können, und so erhielten auch wir den Befehl, in die unserer Division angewiesenen Rantonnements einzurücken. Es geschah unter dem Donner der Festungsgeschütze von den vor uns liegenden Forts Aubervilliers, Double Couronne und Fort de l'Est, die uns mit einem wirkungslosen Feuer bewillkommneten. Keiner von uns ahnte im entferntesten, welche lange, schwere Zeit in diesen Stellungen unserer wartete.





Während der Belagerung von Paris.

Unwillkürlich muß man heute lächeln, wenn man sich der kühnen Erwartungen auf einen nahe bevorstehenden Einzug in Paris erinnert, mit welchen am 19. September von unsern Truppen der eiserne Ring um das stolze Paris geschlossen wurde. Waren doch selbst Männer wie Moltke und Roon der Meinung, die Pariser würden kapitulieren, „wenn sie keine frische Milch mehr hätten“ und rechneten in etwa 14 Tagen auf den allein durch Hunger erzwungenen Fall der Hauptstadt. Wir hatten zwar über die französische Armee leidlich gute Nachrichten, aber gar keine über die großen, zunächst unerschöpflichen Quellen von Nahrungsmitteln, über welche auch das umschlossene Paris noch immer zu gebieten hatte. War es da zu verwundern, wenn ein in militärischen Fragen so unkundiger Bericht-erstatte wie der Verfasser dieser Erinnerungen am 18. September an seine Frau schreiben konnte: „Wir sind darauf gefaßt, mehrere Tage vor Paris zu liegen. Am 25. soll das Belagerungsgechütz heran sein; dann wird man sich einiger Forts zu bemächtigen suchen, um von diesen aus die Stadt gründlich zu beschießen. Es soll jeder mit größeren Opfern verbundene Kampf vermieden werden.“ Der Kriegsminister hatte mich zwar bei meiner Anwesenheit in Reims darauf vorbereitet, daß es noch sehr lange dauern könnte, bis wir Belagerungsgechütze heran hätten, aber als ich ihn nach dem Fall von Toul und Straßburg wieder zu sprechen Gelegenheit fand, es war in den letzten Septembertagen, da trug er kein Bedenken, die Hoffnung auszusprechen, daß wir in 8—14 Tagen schwere Artillerie genug hier haben würden, um die Basinstrumente in dem auszuführenden Konzerte nicht länger mehr schmerzlich zu vermissen. Ob es die Herren Pariser, so schrieb Roon in jenen Tagen an seine Gattin, werden auf ein Bombardement

ankommen lassen, weiß ich nicht, möchte es aber fast wünschen, damit ihrer Satansresidenz eine empfindliche Züchtigung zu Teil wird. Bei dieser Anschauung in maßgebenden Kreisen war es wohl erklärlich, daß man in der ersten Zeit der Belagerung von Paris die Dauer derselben höchstens nach Wochen, aber nicht nach Monaten berechnen zu dürfen meinte. An ernstliche Kämpfe dachte niemand. Höchstens wird man warten müssen, bis Bazaine zur Übergabe gezwungen ist, und das kann ja nicht lange dauern, so rechneten wir in der Erinnerung an Sedan und gaben uns daher zunächst einer sorglosen Stimmung hin. Die äußeren Verhältnisse waren auch dazu angethan, einer solchen Stimmung Vorschub zu leisten. Obwohl der Abschnitt der Umgebung von Paris, der dem Gardekorps zugewiesen war, zu dem minder bevorzugten Teile derselben gehörte, so übertraf doch die lachende Natur, die uns allenthalben umgab, alle unsere Erwartungen. Das Haus des Maire von Gonesse, welches unser Divisions-Kommandeur General von Pape mit dem größten Teil der Offiziere seines Stabes bezog, eine im Renaissancestil erbaute Villa, deren innere Einrichtung zum größten Teil noch wohl erhalten vorhanden war, enthielt auch noch ausreichende Räume für unsere gemeinsamen Mahlzeiten und unsern geselligen Verkehr. Der sorgfältig gepflegte, parkartige Garten, von dem sie umgeben war, stand allen Mitgliedern unseres Stabes für die Erholung im Freien zur Verfügung. Das mir persönlich überwiesene Quartier in dem zu einer großen Zuckerfabrik gehörigen Gebäude befand sich zwar bei unserer Ankunft in einem arg verwüsteten Zustande. Die Mobilgarden hatten unmittelbar vor derselben hier aufs ärgste gehaust, die Fabrik und die Wirtschaftsgebäude in Brand gesteckt und die Bewohner gezwungen, unter Mitnahme aller ihrer fahrenden Habe den Ort zu verlassen. Infolgedessen waren die Wohnräume bis auf wenige Möbel und einige Bettstellen mit Matratzen, die sie zurückgelassen hatten, fast völlig ausgeräumt. Aber so viel war doch immer noch vorhanden, daß jeder von uns sich sein Zimmer mit leidlicher Behaglichkeit ausstatten konnte. Für die nötige Verpflegung an Fleisch und Brot wurde durch die Umsicht der Intendantur schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft vor Paris durch regelmäßige Lieferungen ausreichend gesorgt, so daß wir auf die Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ mit den Jüngern des Herrn getrost antworten durften: „Herr, nie keinen.“ Wie an Speise, so fehlte es uns auch nie an Trank. Waren auch die Keller unserer Wohnungen von allen Weinvorräten meist entleert, so wurden doch bald von findigen Kundschaftern die Stellen entdeckt, wo sie

unter der Erde vergraben, oder in vermauerten Kellerabteilungen versteckt oder sonst wo verborgen gehalten wurden.

Schon am Tage nach unserer Ankunft gelang es mir in Gemeinschaft mit unserem Intendanturrat durch ein scharfes Verhör, in welches ein auf unserem Fabrikhofe zurückgelassener Wächter genommen wurde, die Stätte zu ermitteln, an welcher die Besitzer der Fabrik die Schätze ihres Weinkellers geborgen hatten. Daß solche dagewesen sein mußten, verrieten uns außer den stattlichen Weinregalen, die in langen Reihen im Keller aufgestellt waren, fein ausgestattete Tischkarten, die wir in einem Schranke unseres Quartiers vorfanden und die von einer vor kaum acht Tagen gefeierten Hochzeit herrührten. Auf ihnen standen die feinsten Weinsorten verzeichnet, und es lag die Vermutung nahe, daß der Wein hier nicht ausgegangen war. Wo war der nicht verbrauchte Vorrat geblieben? Der Wächter heuchelte anfangs Unwissenheit. Aber nach längerem, von ausdrucksvollen Handbewegungen begleitetem Zureden gestand er, den Ort zu kennen, und gab zu verstehen, daß der Inhalt des Weinkellers in eine Mühle geschafft worden war, die etwa eine halbe Stunde vor dem Orte lag. Hierhin wurde andern Tags unter Führung des Wächters eine Wanderung unternommen. Das zur Mühle gehörige Gehöft war von Truppen unbelegt. Der Wächter öffnete das Thor und wies auf eine bis zur halben Höhe mit Dünger verdeckte Thür. Unser Intendant öffnete sie, und in dem kellerartigen Raume fanden sich wirklich mehrere Fässer Wein, aber von einer Sorte, wie sie gewiß nicht auf der Hochzeitstafel gestanden hatte, saurer Landwein, wie ihn selbst unsere Soldaten verschmähten. Dem Wächter wurde begreiflich gemacht, daß das unmöglich der richtige Wein sein könne. Wieder Achselzucken, wieder nachdrucksvolles Zureden, bis er endlich auf die sogenannte Mühlkammer verwies, in welcher das jetzt stillstehende Mühlrad sonst von einem lustig plätschernden Bache in Bewegung gesetzt worden war; hinter diesem Mühlrad wurde ein Weinlager von etwa fünfhundert Flaschen der feinsten Bordeaux- und Burgunderweine entdeckt, dazu ein großer Vorrat von altem Cognac. Ordnungsmäßig nahm unser Intendant ein genaues Verzeichniß des entdeckten Fundes auf, das dem General überreicht wurde. Auf dessen Befehl wurde das Weinlager in den Keller des Divisionsstabs-Quartiers übergeführt, um theils den Lazaretten zur Verfügung gestellt, theils für unsern Tischgebrauch verwendet zu werden. War doch seit dem Einmarsch in Frankreich jedem Offizier täglich eine Flasche Wein zugesichert worden, auf die wir einen rechtlichen Anspruch erheben durften. Auch in dem Parke

unseres Stabsquartiers wurde unter einem künstlich angelegten Hügel ein ähnlicher Fund gemacht. „Hier unten muß ein Keller sein“, so mutete einer unserer kundigen Offiziere. Der Keller fand sich, aber er war völlig leer. Nun wurde an die Mauer geklopft, es klang hohl, die Größenverhältnisse zwischen dem Umfang des Hügels und dem kubischen Raume des Kellers wurden gemessen und dadurch festgestellt, daß der Keller viel größer sein müsse. Pioniere wurden herbeigerufen, um die Mauer durchzuschlagen, und hinter ihr entdeckte man wieder ein reiches Weinlager und dazu ein vollständiges Tafelservice, das nun für unsere Mahlzeiten in Gebrauch genommen wurde. Kein Stück davon ist entwendet oder noch weniger nach Hause mitgenommen worden. Bei unserm Abzug von Gonesse ist alles denen, die an unsere Stelle traten, zurückgelassen worden.

Es mag hier der Ort sein, einmal des Vorwurfs zu gedenken, der wider die deutschen Truppen erhoben worden ist, daß sie während der Belagerungszeit in den Ortschaften um Paris her entsetzlich gehaust hätten. Die Lügen, welche von der französischen Presse aufgetischt worden sind und noch immer aufgetischt werden, daß ganze Eisenbahnzüge mit den kostbarsten Hausgeräten, Uhren und Kunstwerken aus den Schlössern und Landhäusern der Umgegend von Paris nach Deutschland gegangen wären, bedürfen nicht erst eines Wortes der Widerlegung. Unsere Eisenbahnzüge hatten anderes zu thun, als geraubte Sachen zu befördern. Und die Franzosen, die in den Tagen Napoleons unsere Museen und Zeughäuser geplündert, aus Berlin und Potsdam Kunstwerke aller Art geschleppt haben, hätten am wenigsten ein Recht gehabt, sich darüber zu beschweren. Überdies waren die schlimmsten Verwüstungen und Plünderungen schon vor unserer Ankunft vor Paris von den Mobilgarden verübt worden. Ich bin in Gonesse eingeritten, ehe ein deutscher Soldat den Ort betreten hatte, und doch fand ich die Läden ausgeplündert, die leerstehenden Häuser verwüstet, und, wie schon oben bemerkt, eine ganze Anzahl von Häusern in Flammen stehend. Die Moblots hatten sie den Bewohnern, welche nicht flüchten wollten, über dem Kopf angesteckt. Viel schlimmer noch als in den Ortschaften, die während der Belagerung von deutschen Truppen belegt gewesen sind, sah es nach der Übergabe der Forts von Paris in denen aus, welche während des Winters von französischen Truppen besetzt gewesen sind.

Auch in der Heimat sind hin und wieder Anklagen darüber laut geworden, daß unsere Truppen sich vielfach an fremdem Eigentum vergriffen hätten, und daß in dieser Beziehung die sittlichen Grundsätze vielfach ins

Schwanken geraten seien. Es mag ja sein, daß mancher der Versuchung nicht hat widerstehen können, aus den von ihren Bewohnern verlassenen Häusern dies und jenes mitzunehmen. Ich habe es selbst noch lange vor unserer Ankunft vor Paris erlebt, als wir am Tage vor der Schlacht bei Sedan stundenlang in Carignan halten mußten, daß mir Soldaten begegneten, die aus einem verlassenen Verkaufsladen allerhand Dinge mitgenommen hatten, und zwar nicht bloß Gegenstände, die sie brauchen konnten, sondern auch solche, die völlig wertlos für sie waren. So lief mir einer in den Weg, der wohl ein halbes Dutzend Regenschirme im Arme hatte, die er doch unmöglich in seinem Tornister mitnehmen konnte. Sie sahen solche Dinge als herrenloses Gut an, mit dem sie wie die Kinder einen Augenblick spielten, um es dann fortzuwerfen. Wäre der Besitzer des Ladens zur Stelle gewesen, so würde ihm kein Faden entwendet worden sein. Es mag auch sein, daß die scherzhafte Rede von den „Koschbarkeitskästle“ der Bayern nicht ganz grundlos war. Aber meistens wird es sich auch da um sehr harmlose Dinge gehandelt haben. Wirklich wertvolle Sachen hatten die geflohenen Franzosen überhaupt nicht in ihren Häusern zurückgelassen. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, in denen Offiziere selbst an sich wertlose Gegenstände, die sie zum Andenken zu behalten gedachten, vor ihrer Rückkehr in die Heimat wieder an die Stelle zurückgebracht haben, wo sie dieselben vorgefunden hatten. In dem Vorpostenort Stains befand sich eine schloßartige Villa mit einer reichen Bildergalerie, in die täglich feindliche Granaten einfielen. Soweit von diesen Bildern noch welche gerettet werden konnten, wurden sie hinausgeschafft und vor dem Abmarsch der betreffenden Truppe dem Curé von St. Brice übergeben, mit der Bitte, sie dem Eigentümer zukommen zu lassen. Ja eins dieser vor dem sicheren Untergange geretteten Bilder wurde nach Beendigung des Feldzuges von einem Stabsarzt, der es in Verwahrung genommen hatte, dem Eigentümer, dessen Name inzwischen ermittelt worden war, durch die Post zugestellt. Der Dank für diese Fürsorge war ein unverschämter Brief, in welchem der Empfänger andeutete, daß der Zusender wohl in der Lage sein werde, auch über den Verbleib der übrigen aus dem Schlosse entfernten Bilder Auskunft zu geben.

Bekanntlich ist namentlich der Pendülen-Diebstahl von seiten unserer Truppen bei den Franzosen zu einer noch heute nicht ausgerotteten fixen Idee geworden. Ich wage zu behaupten, daß auch nicht eine nach Deutschland mitgenommen worden ist. Wohl aber ist bei dem häufigen Quartierwechsel der Truppen um Paris mit anderen Möbeln und zum Schmutz

der Zimmer dienenden Gegenständen vielleicht auch manche Pendüle aus einem Hause ins andere übertragen worden. Gerade durch solche Umzüge mag sehr vieles abhanden gekommen sein, aber nicht dadurch, daß es nach Deutschland verschleppt worden ist, sondern daß es in Häuser geraten ist, deren Besitzer bei ihrer Rückkehr in ihr Eigentum oft genug nicht gewußt haben mögen, wo die Gegenstände an Möbeln, Hausgeräten u. s. w., die sie vorfanden, ursprünglich herrührten.

Wenn unsere Offiziere und Mannschaften in Häuser einquartiert wurden, aus denen sämtliche Hausgeräte einschließlich der Betten entfernt waren, und in denen ihnen nur kahle Wände entgegenstarrten, und sie die Aussicht hatten, vielleicht Wochen und Monate lang dort zu liegen, dann war es ihnen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie sich aus anderen Häusern herbeischleppten, was ihnen selbst fehlte. Wenn der Soldat Tage lang in beständiger Lebensgefahr schwebt, wenn er Tage und Nächte lang in seiner Vorpostenstellung aushalten muß bei Wind und Wetter, bei Regen und Schmutz, bei Schnee und Frost, wenn er Tage lang nichts Warmes zu essen hat und keine Gelegenheit, die erstarrten Glieder am Feuer zu wärmen, dann ist's ihm wahrlich nicht als ein Vergehen anzurechnen, wenn er, in sein unwirtliches Quartier zurückgekehrt, es sich während der ihm vergönnten kurzen Ruhezeit so behaglich als möglich zu machen sucht und die Mittel dazu hernimmt, wo er sie findet. Als nun gar der Winter kam, wo es bald an Stroh fehlte zu Lagerstätten und keine Öfen gab, sondern überall nur Kamine, die wohl hübsch aussehen, aber das Zimmer nicht warm halten, am allerwenigsten, wenn die Fenster zer schlagen sind, wo es schließlich an Holz und Kohlen zum Heizen und Kochen mangelte, da war es nicht zu verwundern, daß die Soldaten, um ihr Leben zu schützen, zur Selbsthilfe griffen und alles zusammentrug, was ihnen ihr Quartier einigermaßen wohnlich und ihre Lagerstätte einigermaßen warm machte. Sie zerhackten zunächst, was sie in den Häusern umherliegend fanden, alte Tonnen, alte Thüren, sie holten Zaunpfähle und Bäume, Weinpfähle und Obstspaliere, Bäume und Sträucher, Dachsparren und Balken herbei, um damit zu heizen, und auch die Fensterläden, die sie nicht brauchten, die zerbrochenen Stühle und Tische, Schränke und sonstige unbrauchbar gewordene Hausgeräte kamen an die Reihe. Das alles wanderte ins Feuer; damit sahen sie sich genötigt, zu heizen und zu kochen. Schließlich ist die Erhaltung von Menschenleben doch wichtiger, als die Erhaltung von Hausgeräten, Bäumen und Gebäuden. Krieg ist eben Krieg, und wer ihn so leicht-

sinnig anfängt, wie Frankreich es gethan hat, der hat kein Recht, hinterher über den Schaden sich zu beschweren, den der Krieg den Einwohnern zugefügt hat. Dazu kommt noch, daß der Feind, indem er Brücken und Eisenbahnen auf unserem Operationswege zerstört und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln, wenigstens in der ersten Zeit der Belagerung, erschwert, ja unmöglich gemacht hatte, uns selbst zur Auszangung dieses schönen Landes genötigt hat. Ich halte es für eine falsche Sentimentalität, über den Schaden zu jammern, den unsere Soldaten so manchen Einwohnern zugefügt haben. Im Großen und Ganzen wird man es im Gegenteil bedauern müssen, daß Frankreich die Schrecken des Krieges noch lange nicht genug empfunden hat. Die Franzosen würden bei uns ganz anders gehaust haben. Ja hin und wieder wurde sogar eine etwas zu weit gehende Schonung geübt. Als das Hauptquartier des Königs sich in Ferrières befand, durfte nicht einmal einer von den Hunderten von Fasanen, die in der Fasanerie eingezogen waren, geschossen werden. Die nachfolgende Einquartierung mag wohl weniger rücksichtsvoll verfahren sein.

Doch damit habe ich bereits einer späteren Zeit vorgegriffen. Vorläufig brauchten wir uns um die Heizung unserer Quartiere noch keine Sorge zu machen und glaubten auch immer noch, daß, bevor der Winter käme, die Sache mit Paris erledigt sein würde. Es waren Herbsttage so schön und sonnig, wie ich mich kaum entsinnen kann, sie je wieder erlebt zu haben, die uns in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes vor Paris beschieden waren. Das schöne Wetter verlockte zu manchem Ausflug, sei es in dem engeren Bereich unsrer Divisions-Kantonnements, sei es zu weiteren in dem Bereiche der zur Rechten und zur Linken neben uns liegenden Korps. In ersterer Beziehung erinnere ich mich heute noch mit Freuden der Spaziergänge, die nach Arnouville und Garges unternommen wurden, wo unsere Garde-Jäger und Garde-Füsiliere auf Vorposten lagen. Von einer Anhöhe in der Nähe des schattigen Parkes von Arnouville hatte man das weitgestreckte Fort von Aubervilliers vor sich liegen und man konnte wohl mit einem guten Fernglas beobachten, wie sich an einem schönen Nachmittag die Pariserinnen auf den Wällen sammelten, um zuzusehen, wie aus den schweren Geschützen die großen Zuckerhüte auf unsere Vorposten hinausgeschendet wurden, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Gelegentlich machten die Damen sich auch den Spaß, ein Geschütz eigenhändig loszubrennen, bei all dem schweren Ernst des Krieges ein reizvoller Sport für die Pariserinnen, nun auch einmal Belagerung zu spielen. In jenen Tagen konnte man sich noch ganz ungefährdet bei den

Vorposten bewegen und sich auf irgend einen Hügel hinauszwagen, um sich des Ausblickes auf die im hellen Sonnenglanz vor uns ausgebreitete Hauptstadt zu erfreuen.

Nachdem ich gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in der stattlichen Kirche von Gonesse für das erste Garderegiment z. F. und Tags darauf in einem Park bei Garges unter schattigen Bäumen für zwei Bataillone des Garde-Füsilierregiments und einen Teil des Garde-Jägerbataillons Gottesdienste gehalten hatte — bei dem letzteren wurde das Glockengeläute durch den Kanonendonner ersetzt, der von den gegenüberliegenden Forts zu uns herübertönte — folgte ich gern der Aufforderung meines Neffen, des Hauptmanns von Moon, zu einer gemeinsamen Fahrt nach Ferrières, wo sich seit dem 19. September das königliche Hauptquartier befand. Es war eine herrliche Fahrt durch eine lachende Gegend, die einem einzigen großen Parke glich. Stadtähnliche Dörfer, Schlösser und Villen folgten im reichen Wechsel und in den anmutigsten Lagen auf unserem Wege. Aber die zahlreiche Bevölkerung war auch hier entflohen oder vielmehr von den Pariser Gewalthabern vor der Ankunft unserer Truppen mit Todesdrohungen vertrieben worden, so daß in manchen Orten nur verwilderte Katzen und verhungerte Hunde anzutreffen waren. Wir fuhren durch die Kantonnements der neben dem Gardekorps liegenden Sachsen und gelangten von diesen in die der württembergischen Bundesgenossen. Entzückend war der Blick in das Thal der Marne, die wir auf einer von unseren Pionieren erbauten Notbrücke überschritten, während die von den Franzosen zerstörte schöne Hängebrücke unmittelbar daneben schlaff in den Strom hinabhing. Nach drei und einhalbstündiger Fahrt langten wir in dem berühmten Rothschild'schen Schlosse an, das seit sechs Tagen den Mittelpunkt der Ereignisse bildete. Hier durfte ich zuerst Näheres über die Verhandlungen erfahren, welche kurz zuvor zwischen dem aus Paris herausgekommenen Jules Favre, dem auswärtigen Minister der neugeborenen Republik, und dem Grafen Bismarck gepflogen worden waren, und über die zu uns nur dunkle Gerüchte gedrungen waren. Wenn uns auch die später bekannt gewordenen Bedingungen, die Graf Bismarck für den von Jules Favre geforderten Waffenstillstand gestellt hatte, im einzelnen nicht mitgeteilt werden konnten, so brachten wir doch soviel in Erfahrung, daß die Übergabe der Forts von Paris und aller zwischen Paris und dem Rhein von den Franzosen besetzten Festungen zur Vorbedingung des erbetenen Waffenstillstandes gemacht worden war, und daß Graf Bismarck den Unterhändler

auch darüber nicht im Unklaren gelassen hatte, daß Deutschland ohne die Abtretung des Elsaß sich zu keinem Friedensschluß verstehen werde. Auch das stolze Wort Favres: „ni un pouce de notre territoire; ni une pierre de nos forteresses“ wurde uns mitgeteilt. Nach Graf Bismarcks Mitteilungen über seine Zusammenkunft mit Jules Favre, so erzählte man uns, wäre dieser vollständig gebrochen gewesen, die Haare wären ihm in dieser einen Viertelstunde völlig weiß geworden, als ihm die schweren Bedingungen mitgeteilt wurden, die Deutschland zu stellen entschlossen sei. Für unsere Ohren war das Musik; erhielten wir doch darin von neuem die Gewißheit, daß König Wilhelm und sein Kanzler fest entschlossen waren, keinen Frieden zu schließen, der nicht den Hoffnungen und Erwartungen Deutschlands gerecht würde.

Auch in Ferrières bot sich mir Gelegenheit, für das königliche Hauptquartier Gottesdienst zu halten. Auf meine Meldung bei dem Ober-Hofmarschall Graf Perponcher wurde ich noch für denselben Tag zur königlichen Tafel befohlen mit dem Hinzufügen, daß Se. Majestät es gerne sehen würden, wenn ich andern Tags, der ein Sonntag war, Gottesdienst hielte und die dafür erforderlichen Vorbereitungen träte. Für den Fall, daß der König auch hier gegen die Benutzung der freundlichen katholischen Ortskirche Bedenken haben sollte, ermittelte ich einen geeigneten Platz im Freien, zu dessen Benutzung es aber nicht kam, da die in Reims vorliegenden Bedenken hier nicht obwalteten. Auf einem Spazierritt, den ich in Gemeinschaft mit den Herren des Kriegsministeriums unternahm, hatte ich Gelegenheit, die herrlichen Gärten und Parkanlagen, von denen der fürstliche Bau des Schlosses umgeben ist, zu bewundern. Die wirksamsten Baumgruppen wechseln mit smaragdgrünen Wiesenteppichen, in deren Mitte hin und wieder reizende Teiche liegen, deren Wasserspiegel das Ganze beleben. An ihren Rändern sind Gehege und Anlagen für fremdländische Tiere aller Art, wie in einem zoologischen Garten. Vor der Einfahrtshalle des Schlosses, das ein großes Viereck bildet und im Renaissance-Stil erbaut ist, liegen große Bassins mit Springbrunnen, die von Boskett's und sorgfältig gepflegten Blumenbeeten umgeben sind. Prachtvolle Marmorstatuen zieren den Vorplatz, dessen Eingang zwei mächtige Löwen bewachen. An den vier Fassaden, wie an allen Gitterthoren des Schlosses und Gartens prangte in goldenen Lettern der verschlungene Namenszug des Besitzers James Rothschild mit der Baronetskrone darüber. Der Geheime Hofrat Schneider behauptete scherzhaft, daß verschlungene *JR* bedeute: *Judaeorum Rex*. Die Einladung

zur Tafel bot mir dann auch Gelegenheit, die hauptsächlichsten Prunkgemächer des Innern in Augenschein zu nehmen. Aus der prachtvollen Eingangshalle führte eine große, breite Marmortreppe in die vom Könige bewohnten Gemächer des ersten Stockwerkes. Man versammelte sich in dem großen Bibliotheksjaale, der in seiner reichen, von Gold und Marmor strotzenden Ausstattung an Pracht und Schönheit alles überbot, was ich je in königlichen Schlössern gesehen habe. Mächtige Caryatiden von schwarzem Marmor trugen eine reich vergoldete Gallerie. An den Wänden standen Schränke der seltensten Art umher, welche die kostbaren Sammlungen enthielten, die der Besitzer, wie man erzählte, von dem Grafen von Palisao erworben hatte, und die aus der Plünderung des herrlichen Sommerpalastes des Kaisers von China herrührten. Noch reicher war der Speisejaal ausgestattet, dessen überladene Pracht nur einen allzu prozigen Eindruck machte. Der zur Tafel anwesende Prinz Karl ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich in die goldstrotzende Synagoge zu führen, die sich Rothschild in seinem Residenzschloß hatte erbauen lassen und die mit den kostbarsten Teppichen und Sesseln auf's reichste ausgestattet war. Am geschmackvollsten war noch ein ganz in Weiß gehaltenes Prunkgemach, in welchem nach Tisch der Kaffee eingenommen wurde. Der König empfing mich auch diesmal auf's freundlichste mit den Worten: „Ich habe es gestern nur vergessen, Sie fragen zu lassen, ob Sie Sonntag frei wären und freue mich sehr, daß Sie gekommen sind.“ Der für den folgenden Tag in Aussicht genommene Gottesdienst wurde vom König auf zwölf Uhr anberaumt und fand, wie schon bemerkt, in der durch die Freigebigkeit Rothschilds reich geschmückten und auch hinreichend geräumigen Dorfkirche statt. Auch diesmal wohnte das gesamte Hauptquartier einschließlich der Prinzen Karl und Adalbert und des Großherzogs von Weimar dem Gottesdienste bei. Meiner Predigt legte ich das Wort: 1. Petr. 5, V. 5 zu Grunde: „Haltet fest an der Demut, denn Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demütigen giebt er Gnade.“ Ich war gewiß, daß diese Wahl nach den unerhörten Erfolgen der letzten Wochen im Sinne des Königs getroffen war, der mir auch diesmal mit huldvollem Händedruck zu erkennen gab, daß die Predigt ihm wohlgethan hatte. Auch für diesen Tag zur königlichen Tafel befohlen, hatte ich diesmal den General-Quartiermeister von Bobbielski zum Tischnachbar, der zwar jetzt schon andeutete, daß Paris wohl länger Widerstand leisten würde, als man anfangs angenommen hätte, aber doch damals noch nicht voraussetzen schien, daß er noch Monate lang sein bekanntes „Vor Paris nichts Neues“ in die Heimat

zu melden haben sollte. Auch die Rückfahrt von Ferrières nach unserem Gonesse über die Ortschaften La Chelle, Clichy, Livry, Sevran, Aulnay war wieder vom herrlichsten Wetter begünstigt und bot Gelegenheit zu manchem entzückenden Ausblick auf die nun schon über eine Woche von dem ehernen Belagerungsring umschlossene feindliche Hauptstadt.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr aus dem königlichen Hauptquartier hatten wir die Freude, den allerhöchsten Kriegsherrn in Gonesse begrüßen zu dürfen. Er besuchte am 28. September in einer Umfahrt die Kantonnements der Sachsen, des Garde- und des vierten Armeekorps, also die Gesamtaufstellung der ganzen Maaß-Armee. In unserem Stabsquartier zu Gonesse fand ein längerer Aufenthalt statt; der König geruhte hier, begleitet vom Kronprinzen von Sachsen, ein Frühstück einzunehmen. Die freudige Begeisterung, mit welcher alle den greisen Helden begrüßten, wurde noch dadurch erhöht, daß wir aus seinem Munde die Nachricht von der an demselben Tage erfolgten Übergabe Straßburgs empfangen.

Das andauernd schöne Herbstwetter verlockte dazu, die Ausflüge auch nach der westlich von uns gelegenen Seite des Belagerungsringes auszudehnen. Zwar wurden die Vormittage, soweit es die Verhältnisse irgend gestatteten, zur Abhaltung von Gottesdiensten bei den verschiedenen Truppenteilen, sowie zum Besuche der Lazarette benutzt, mit denen auch fast jedes Mal eine Morgenandacht in den größeren Sälen verbunden war. Aber an den Nachmittagen blieb freie Zeit genug, um sich auch in der entfernteren Umgebung unseres Kantonnements umzusehen. So entfinne ich mich einer lohnenden Spazierfahrt, die mit zwei Kriegsgefährten unseres Stabes und dem Hauptmann von Altrock vom dritten Garderegiment nach einer Anhöhe in der Nähe des reizend gelegenen Montmorency unternommen wurde. Noch genußreicher war eine Fahrt über Montmorency hinaus nach den durch ihre landschaftlichen Reize und ihre geschmackvollen Park- und Villenanlagen berühmten Pariser Vororten Enghien und St. Gratien. Freilich waren die sonst von der eleganten Welt aus Paris belebten, von Spaziergängern und Ausflüglern wimmelnden Avenüen dieser Ortschaften jetzt öde und leer, und niemand kam, um die auf dem lieblichen See von Enghien sich wiegenden Schwäne zu füttern. Ebenso wie meine Begleiter auf dieser Fahrt, Hauptmann Graf Waldersee und Stabsarzt Dr. Ruesse, war ich geradezu hingerissen von Entzücken über die Reize dieser idyllischen Landschaft. In St. Gratien wurde das Schloßchen der Prinzessin Mathilde, der Königin des entthronten Kaisers Napoleon III., in Augenschein genommen, in dessen Gemächern

tausenderlei Gegenstände an die Herrlichkeit der gefallenen Napoleonischen Dynastie erinnerten. Der Kastellan des Schloßchens erzählte uns, daß der Kaiser seine Kousine noch kurz vor Beginn des Feldzuges auf ihrem Landsitz besucht habe, wie er überhaupt sehr gern hier gewohnt hätte. Die Prinzessin Mathilde sei eine der wenigen dem Kaiser nächststehenden Personen gewesen, die ihn ehrlich und ernstlich vor dem Kriege gewarnt hätten.

Einen ganz besonderen Genuß auf dieser Fahrt gewährte der Besuch eines in der Nähe von Argenteuil auf einem Windmühlenhügel belegenem Aussichtspunktes, der uns von allen Seiten als der schönste bei Paris bezeichnet worden war. Zum ersten Male sahen wir von hier aus das gewaltige Häusermeer in seiner ganzen Ausdehnung vor uns ausgebreitet. Auf erhabener Höhe thronte der Arc de triomphe, dessen Reliefs wir durch das vorzügliche Fernrohr, welches aus dem Schlosse der Prinzessin Mathilde aus St. Gratien hierher gerettet worden war, wenigstens in ihren Umrissen erkennen konnten. Nicht weit davon ragt das gewaltige Bauwerk des Pantheon, von ungeheurer Kuppel kühn überwölbt. Dort erglänzt die goldene Kuppel des Invalidendomes, und da sind unweit von den Tuilleries die majestätischen Türme von Notre-dame zu erkennen. Im Osten von Paris zeigte man uns einen großen Park, durch dessen grüne Wipfel weiße Steine hindurchschimmern. Es ist der berühmte Kirchhof „Père la chaise“. Eine hohe Säule, die mitten aus dem Häusermeere sich erhebt, wird uns von einem in Paris bewanderten Offizier als die berühmte Vendôme-Säule bezeichnet. Jene Anhöhe, die an der Nordseite der Stadt zu uns herüberschaut, ist der mit dem Blute der Väter im Jahre 1814 getränkte Montmartre, im Vordergrund des Bildes aber erhebt sich die Kathedrale von St. Denis. Mit Hilfe des Fernrohrs konnten wir auf den Wällen die Rothosen mit ihren Schätzen, die sie wahrscheinlich am Sonntagnachmittag besucht hatten, herumspazieren sehen, während von den Batterien die Mündungen der verderbendrohenden Geschütze uns gähnend angafften.

L'appetit vient en mangeant. So ging's auch mit unseren Ausflügen. Konnten wir nicht nach Paris hinein, so verlangten wir doch wenigstens danach, dessen Umgebung in einem immer weiteren Umfange kennen zu lernen. Waren wir bis Argenteuil unbehindert vorgedrungen, warum sollten wir nicht auch noch weiter bis St. Germain gelangen und von da war's ja nur ein Kägensprung nach Versailles. Gedacht, gethan, zumal unser Divisions-Kommandeur jedem Mitgliede seines Stabes jede Gelegenheit der Erholung von Herzen gönnte und uns wohl selbst er-

munterte, sie wahrzunehmen. Nachdem ich eines Sonntags — es war in der Heimat der des Erntefestes — in der Kirche von Gonesse einen von allen dort liegenden Truppenteilen zahlreich besuchten Gottesdienst gehalten hatte, bei welchem ich selbstverständlich der gnädigen Bewahrung und Verschonung der Erntefelder in der Heimat gedachte, und auch den Montag noch zur Abhaltung eines Gottesdienstes mit Abendmahlsfeier bei unsern Jägern benutzt hatte, erteilte mir der General gern einen dreitägigen Urlaub, der in Gemeinschaft mit den Auditeuren Wilzer und Marx zu einem Ausfluge über St. Germain nach Versailles benutzt wurde. Wieder ging's über die nun schon bekannten und vertrauten Orte Groslay, Montmorency, Enghien, St. Gratien bis in die Nähe von Argenteuil. Hier mußten wir, um den jenseits der Seine stehenden feindlichen Vorposten nicht zu nahe zu kommen, die von ihrem Chassépotfeuer bestrichene, an dem Strome entlang führende Straße verlassen und einen Umweg machen, bis wir bei Montesson die große Fahrstraße wieder erreichten, die uns an einer Reihe der schönsten Landhäuser und an dem berühmten Rennplatz bei St. Germain vorüber an die Seine führte. Die über den Strom führende Brücke war auch hier abgebrochen, aber etwas weiter oberhalb derselben hatten die Pioniere des fünften Armeekorps, dessen Bereich wir hier betraten, längst eine für Reiter und Fuhrwerk berechnete Pontonbrücke erbaut. In dem stattlich auf dem linken Seineufer sich terrassenförmig erhebenden St. Germain kehrten wir zur Übernachtung in dem Pavillon Henri IV. ein, wo uns ein Diner bereitet wurde, das in nichts an den Kriegszustand erinnerte, das aber freilich auch teuer genug bezahlt werden mußte. Der Pavillon, in dem wir speisten, wird als die Stelle bezeichnet, in welcher Louis XIV. geboren sein sollte. Man wird daran durch ein gegen die Terrasse zu angebrachtes Relief erinnert. Ein geschlossener Lorbeerkranz, über welchem ein Engel schwebt, der Kränze trägt, umrahmt die Inschrift: Ici naquit Louis XIV. Über der Inschrift ist eine Wiege angebracht. Hier erblickte der einst mächtigste Monarch das Licht der Welt, der Götze seines Zeitalters; hier ward das Kind geboren, über welches der schwedische Gesandte Grotius die prophetischen Worte nach Stockholm schrieb: „Der Dauphin hat die Schneidezähne mit auf die Welt gebracht. Er hat schon dreimal die Ammen gewechselt. Nicht nur daß er sie milcharm trinkt — er zerfleischt ihnen auch die Brüste. Die Nachbarn Frankreichs mögen sich vor der Raubsucht dieses Kindes hüten, wenn es einmal auf den Thron kommt.“ Die Mahnung des Grotius haben die Nachbarn in den Wind geschlagen — seine

Voraussetzung traf ein. Aber wie erhebend war es, gerade an dieser Stätte die Schmach, die von dem hier geborenen Könige dem deutschen Volke angethan worden ist, gerächt und das hier gesprochene Wort des Großen Kurfürsten von dem aus seinen Gebeinen dereinst erstehenden Rächer erfüllt zu sehen. Das stolze Königsschloß, das einst auf der herrlich gelegenen Terrasse gestanden hat und das bis in die Tage Louis XIV. den Königen von Frankreich als Sommerresidenz gedient hat, ist in den Stürmen der Revolution arg vermüthet worden. Neuerdings wieder hergestellt, ist es zur Aufnahme eines Museums von französischen Alterthümern bestimmt worden. Die breite Terrasse, die es von dem Seineufer trennt, ist mit den herrlichsten Bäumen geschmückt. Bei dem Spaziergang, den wir hier machten, sahen wir plötzlich den Kronprinzen in unserer Nähe stehen. Er hatte uns den Rücken zugewendet und kehrte sich plötzlich, als er mich mit einem der Herren seiner Begleitung sprechen hörte, mit den Worten um: „Herrjeh, was ist denn das für eine Potsdamer Stimme?“ Auf die Frage, wo kommen Sie denn her? konnte ich ehrlicher Weise nur antworten: „Königliche Hoheit halten zu Gnaden, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Schlachtenbummler.“ Der hohe Herr lachte, nahm meine Glückwünsche zu den Siegen, die ihn bis hierher geführt hatten, huldvoll entgegen und äußerte dann im Verlauf der weiteren Unterhaltung, daß wir uns noch auf einen vierwöchentlichen Aufenthalt vor Paris gefaßt machen müßten. Es war wieder ein herrliches landschaftliches Bild, das sich von dieser Terrasse vor uns ausbreitete; zu unseren Füßen das Seine Thal, in dem sich ein villenreicher Ort an den andern reihte und seitwärts der majestätisch thronende Mont Valérien mit seinen grollenden Geschützen, vor dessen Geschossen wir uns aber doch hier völlig gesichert wußten.

Am andern Morgen ging es in rascher Fahrt bei der Wasserleitung von Marly vorüber, von der aus König Wilhelm den wiederholten Ausfallsgefechten, die von Paris aus nach dieser Seite hin unternommen wurden, zuzuschauen pflegte, nach Versailles. Nachdem wir für das Unterkommen unserer Pferde Sorge getragen hatten, galt unser erster Besuch den Gärten von Versailles, bei denen sich der Vergleich mit denen von Sanssouci von selbst aufdrängte. Die Fontainen freilich sprangen nicht; öde und still war es in den breiten, schattigen Gängen; umsomehr hatte man Zeit, der Vergangenheit zu gedenken, der Tage, in denen Louis XIV. und Louis XV. hier verschwenderisch Hof gehalten und Millionen vergeudet hatten. Wohin war all die Pracht und all der Glanz, mit denen Königliche Eitelkeit

sich hier einst umgeben hatte! Vor der ehernen Reiterstatue des Königs Louis XIV., die auf dem Platze vor dem Schlosse steht, hatte vor wenigen Tagen der siegreiche Kronprinz eine Parade abgehalten, bei welcher er die eisernen Kreuze an diejenigen verteilte, die die eitle französische „Gloire“ in den Boden getreten hatten. Das war mehr, als ein solches Schloß mit Gärten und Wasserkünsten aus dem Schweiß gedrückter Unterthanen zu erbauen und anzulegen. Wir besuchten den Grand und den Petit trianon, von denen der letztere wehmütige Erinnerungen an die unglückliche Königin Marie Antoinette erweckte. Der Garten hinter dem Petit trianon erinnerte mich lebhaft an den Marly-Garten hinter der Friedenskirche, von dem er sich nur durch seine größere Ausdehnung unterscheidet. Auch in den Raum, welcher die Krönungs- und Staatswagen der alten Könige enthält, wurde ein flüchtiger Blick geworfen; sie sind zuletzt bei der Taufe des Kaiserlichen Prinzen benutzt und damals neu vergoldet worden. Wo es nur geht, ist der Kaiserliche Adler angebracht. Wer wird sie nun wieder benutzen? so fragten wir uns beim Hinausgehen. Vom langen Umherstreifen und Sehen ermüdet, freuten wir uns des guten Frühstückes, das in dem „Hotel des Reservoirs“ unserer wartete, wenn wir es auch teuer genug bezahlen mußten. Leider konnten wir, wenn wir die Güte und Nachsicht unseres Generals nicht mißbrauchen wollten, unseren Aufenthalt in Versailles nicht so lange ausdehnen, um noch die Ankunft des Königs abzuwarten, der an diesem Tage, es war am 5. Oktober, sein Hauptquartier von Ferrières nach Versailles verlegte. Der Kronprinz hatte mir schon tags zuvor bei unserer Begegnung in St. Germain mitgeteilt, daß diese Verlegung unmittelbar bevorstände. „Ich würde Sie gern,“ sagte er, „für morgen zu einem Teller Suppe einladen; aber ich muß dem Könige entgegenfahren, der von morgen an sein Hauptquartier in Versailles aufschlägt.“ So mußten wir uns begnügen, nur die Vorbereitungen zu seinem Empfang zu sehen; diesen selbst konnten wir leider nicht mit erleben.

Gern hätte ich den mir verwandten Landrat von Brauchitsch begrüßt, der nach der Besetzung von Versailles durch die Truppen der III. Armee zum Präfekten des Seine-Departements ernannt worden war. Daß er sein Amt angetreten hatte, sagten uns die an den Mauerwerken angeschlagenen Plakate, in denen er sich den Bewohnern von Versailles als den von Sr. Majestät bevollmächtigten Präfekten ankündete, an den sie sich in allen die Civilverwaltung betreffenden Angelegenheiten zu wenden und dessen Anordnungen sie Folge zu leisten hätten. Vergeblich bemühten sich die französischen

Zungen seinen Namen auszusprechen, und in einem französischen Blatte konnte man eines Tages die Bemerkung lesen, welche Barbaren doch ein Volk sein müsse, dessen Präfekt „Brauchitsch“ hieße. Diesmal fehlte die Zeit, ihn aufzusuchen. Später habe ich dann wiederholt Gelegenheit gehabt, mit ihm zusammen zu sein.

Es war gut, daß wir die sonnigen Herbsttage der ersten Wochen der Belagerung von Paris zu diesen Ausflügen benutzt hatten; denn schon in der ersten Hälfte des Oktober begann unsere Lage eine viel weniger sorglose zu werden. Abgesehen davon, daß das schöne Wetter zu Ende ging, rückte auch die Aussicht auf die Übergabe von Paris in immer weitere Ferne. Hatten wir bis dahin die Zeit des Widerstandes der stolzen Hauptstadt auf Wochen berechnen zu können geglaubt, so mußten wir nun schon anfangen, uns auf Monate geduldigen Wartens einzurichten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß das ersehnte Ziel ohne nochmalige schwere und heiße Kämpfe nicht zu erreichen sein würde. In dem Rücken unserer Cernierungslinien begannen im Norden wie im Süden neu gesammelte feindliche Streitkräfte sich zu zeigen, die eine Entsendung einzelner Teile der Belagerungsarmee in die vom Feinde bedrohten Gegenden nötig machten, wodurch wieder die ohnehin teilweise so dünn besetzten Stellungen des Cernierungsringes gefährdet wurden; andererseits arbeitete der Feind mit der größten Emsigkeit an seinen Verschanzungen, die sich immer drohender uns gegenüber erhoben und uns immer mehr auf den Leib rückten; aus Belagerern begannen wir selbst Belagerte zu werden. Die Lage unserer Vorposten wurde eine immer bedrohlichere, ihr Dienst bei Tag und Nacht immer beschwerlicher. Der erste Ausfallversuch, den die Pariser Besatzung am 30. September gegen das sechste Korps unternommen hatte, mit der Absicht, bei den Ortschaften l'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy die Cernierungslinie zu durchbrechen, war zwar ohne Erfolg geblieben, aber wir durften uns nicht darüber täuschen, daß dieser Versuch an andern Stellen vielleicht mit größerem Erfolg erneuert werden würde. Das Wort Gambettas „vom Krieg bis aufs Messer“, das wir anfangs für eitle Prahlerei gehalten hatten, schien zur Wirklichkeit werden zu sollen. Es war eine unmittelbare Folge dieser Gesamtlage, daß dem Gardekorps am 11. Oktober eine weiter nach rechts, näher an die Seine gerückte Stellung angewiesen wurde. Das Quartier unseres Divisionsstabes wurde an diesem Tage von Gonesse nach St. Brice verlegt, wo wir uns nun in der Aussicht auf ein längeres Verbleiben, so gut es ging, häuslich einzurichten suchten. Die Häuser waren

zwar auch hier fast ausnahmslos von ihren Bewohnern verlassen, aber sie hatten uns doch an Möbeln und Hausgerät soviel zurückgelassen, daß jeder von uns im Stande war, sein Heim behaglich einzurichten. Es war keiner von uns, der sich nicht eines wohl eingerichteten Wohnzimmers und meist auch noch eines besonderen Schlafzimmers zu erfreuen hatte. In dem von unserm General bezogenen Hause standen uns wieder die schönsten Gesellschaftsräume für unsere gemeinsamen Mahlzeiten und geselligen Vereinigungen zur Verfügung; sogar das Billardzimmer fehlte nicht. Das mir persönlich zugewiesene Quartier lag in dem Seitenflügel einer stattlichen Villa. Von den Fenstern meines Wohnzimmers aus, dessen behagliche Einrichtung nichts zu wünschen übrig ließ, schweifte der Blick über einen herrlichen, wohlgepflegten Park. In den Schränken eines daneben liegenden Bibliothekszimmers fand ich reichliche Gelegenheit zu französischer Lektüre. Kurzum, es waren hier alle Vorbedingungen gegeben, um es einige Monate sehr wohl aushalten zu können. Und doch kommt in jedem der aus jener Zeit vor mir liegenden Briefe die lebhafteste Sehnsucht nach der Heimat zum Ausdruck. Das Gefühl des Überflüssigseins war zu manchen Zeiten, in denen die Truppen vom Dienst so in Anspruch genommen waren, daß sie manchmal wochenlang für den Gottesdienst nicht zu haben waren, nicht immer ganz zu unterdrücken. Es wollte sich wohl hin und wieder, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke aufdrängen, daß man daheim noch nützlicher wirken könne.

Gegen Ende Oktober wurden die Ausfallversuche des Feindes immer ernster und heftiger, die Nachrichten über die Ansammlung neuer Armeen in unserm Rücken immer beunruhigender, und mit Sehnsucht warteten wir auf die Nachricht der Übergabe von Metz, durch welche die dort bis dahin festgehaltenen Armeekorps frei werden sollten, um die von der Loire im Süden und von der Somme im Norden heranrückenden feindlichen Armeen, die es auf den Entsatz von Paris abgesehen hatten, im Schach zu halten. War das ein Jubel, als die ersehnte Kunde am 28. Oktober endlich eintraf! Leider wurde uns nur die Freude dadurch einigermaßen getrübt, daß an demselben Tage die von der zweiten Garde-Infanterie-Division besetzte Ortschaft Le Bourget den Franzosen hatte überlassen werden müssen. Es war die erste Schlappe, die das Gardekorps erlitten hatte, und es war um so nötiger, diese Scharte auszuweken, als es sich hier nicht bloß um eine Ehrensache handelte, sondern um die Behauptung einer Stellung, die für die Sicherheit unserer sämtlichen Vorposten gar nicht entbehrt werden konnte.

Daher mußte die Zurückeroberung von Le Bourget angeordnet werden. Sie wurde am 30. Oktober nach heißem Kampfe durch die Regimenter der zweiten Garde-Infanterie-Division bewirkt, die zwar dadurch neuen Ruhm erwarben, aber auch schwere Verluste erlitten. Unsere erste Garde-Infanterie-Division hatte an diesem Tage nur eine Reserverbestellung eingenommen. Zu den Opfern dieses Tages gehörte neben vielen andern gefallenem Offizieren der Kommandeur des Augusta-Regimentes, Graf Waldersee, der erst wenige Tage vorher, von den bei St. Privat erhaltenen Wunden geheilt, zu seinem Regimente zurückgekehrt war. Nun wurde er als Leiche in die Heimat übergeführt. Es war recht tröstlich für den wenige Tage später ebenfalls zurückkehrenden General von Neumann, wenn ihn der Etappen-Kommandant von Gonesse, bei dem er seine Rückkehr meldete, mit den Worten empfing: „Ich will Ihnen wünschen, daß es Ihnen nicht wie dem Grafen Waldersee geht; vor acht Tagen hat er sich auch bei mir gemeldet und heute habe ich soeben seine Leiche nach Hause befördert.“

Bei den noch heftigeren Kämpfen, die in den Tagen vom 30. November bis 2. Dezember durch die Ausfallsversuche gegen die Stellungen der Sachsen und Württemberger bei Champigny und Billiers getobt haben, waren wir auf unserer Seite nur aus der Ferne Zuschauer. Aber mit atemloser Spannung verfolgten wir doch von einem Aussichtsturm den Verlauf des furchtbaren Ringens, das dort so viel Blut kosten sollte, und stündlich waren wir darauf gefaßt, daß der Feind, wenn es ihm dort gelänge, durchzubrechen, auch gegen unsere Stellung von neuem seinen Angriff richten würde. Aber wieder scheiterte der Versuch an dem zähen Widerstand, mit dem die deutschen Truppen, diesmal vor allen andern die Sachsen und Württemberger, ihre Stellungen behaupteten oder die schon verlorenen zurückeroberten, wenn auch der Sieg mit noch so schweren Opfern erkaufte werden mußte.

Zwischen solchen Tagen unruhvoller Bewegung lagen aber auch immer wieder längere oder kürzere Zeiten verhältnismäßiger Ruhe, die dem Feldgeistlichen für die Ausübung seines nächsten Berufes günstige Gelegenheit boten. Die Feldgottesdienste im Freien mußten mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit freilich aufhören und wir waren genötigt, die katholischen Kirchen zu benutzen. Ich persönlich bin in dieser Beziehung niemals auf Schwierigkeiten gestoßen. Standen doch die Gotteshäuser in den meisten Ortschaften ohnehin völlig unbenutzt da, denn die ortszugehörigen Gemeinden waren meistens geflohen. An vielen Orten waren es herrliche, in reinstem gotischen Stile ausgeführte geräumige Gotteshäuser, die uns zu Gebote

standen, an anderen wieder elende, armjelige Kapellen, die kaum für einige hundert Besucher Raum boten und daher oft nicht einmal für die evangelischen Mannschaften eines Bataillons ausreichten. In diesem Falle mußten dann wohl mehrere Gottesdienste hinter einander gehalten werden. In dem Bereiche unseres Gardekorps befand sich eine große Anzahl prächtiger Kirchen, in deren erhabenen, unmittelbar zur Andacht stimmenden Hallen fast Sonntag für Sonntag den ganzen Winter hindurch unsere evangelischen Lieder erklingen sind und zahlreiche Gemeinden um das lautere Wort Gottes sich regelmäßig versammeln konnten. Ich brauche nur die schönen Gotteshäuser von Gonesse und Billers-le-Vel, von Sarcelles und Ecouen, von St. Brice und Groslay zu nennen, um in vielen Herzen die Erinnerung an manche geeignete und unvergeßliche Andachtsstunden wachzurufen. Auch die strengsten katholischen Geistlichen wagten keinen Einwand gegen die Benutzung ihrer Kirchen zum protestantischen Gottesdienst zu erheben. Wenn sie dieselbe auch ungern sahen, so fügten sie sich doch in das Unvermeidliche. Nicht selten aber sind sie mir auf das freundlichste entgegen gekommen und haben selbst Sorge getragen, daß alles in guter Ordnung sei, erschienen wohl auch persönlich, um sich nach etwaigen Wünschen zu erkundigen. Der Curé von St. Brice, wo ich von Mitte Oktober bis Ende Januar fast sonntäglich Gottesdienst gehalten habe, wohnte demselben fast immer in stillem Gebete bei; sein Küster war stets zur Stelle und half bei der Verteilung und Anweisung der Plätze und machte mir einen eigenen Küster fast entbehrlich. Er unterließ es nie, die Lichter auf dem Hochaltar anzuzünden, ja, als ich zum erstenmal in der dortigen Kirche Abendmahlsfeier hielt, fand ich die Schranken des hohen Chors mit dem weißen Tuch gedeckt, dessen sich die katholischen Geistlichen bei Austeilung der Hostien zu bedienen pflegen. Ich stand mit dem Curé von St. Brice den ganzen Winter hindurch im freundlichsten Verkehr. Als ich am Weihnachts- und Sylvesterabend Abendandacht hielt, bat er mich um die Erlaubnis, die wenigen zurückgebliebenen Glieder seiner Gemeinde demselben beizuwohnen lassen zu dürfen, da er in anderen Jahren für diese ähnliche Vespergottesdienste zu halten pflege. In Sarcelles war ein alter, kranker Geistlicher, der mich jedesmal aufs freundlichste empfing, wenn ich ihm vor oder nach dem Gottesdienste einen kurzen Besuch machte, und der mir seinen Kirchendiener ebenfalls zur Verfügung stellte. Ja, es ist mir mehrfach begegnet, daß der katholische Küster in seiner Amtstracht mit der silbernen Amtskette, welche derselbe in Frankreich vielfach trägt, und mit einem mit mächtigem silbernen

Knöpfe versehenen Stabe gravitatisch vor mir herschritt und mich bis an die unterste Stufe des Altars oder der Kanzel führte. — In den seltenen Fällen, wo die katholischen Geistlichen sich widerwillig zeigten, habe ich mich jedes persönlichen Verkehrs mit ihnen enthalten, und die betreffenden Kommandanturen veranlaßt, ihnen von den anberaumten Gottesdiensten vorherige Mitteilung zu machen. Auf diese Weise wurden alle unliebsamen Erörterungen vermieden, und eigentliche Mißhelligkeiten sind mir nur in den letzten Wochen nach dem Friedensschlusse hier und da vorgekommen.

Wohlthuend war es mir und, ich darf annehmen, auch der Mehrzahl der Zuhörer, daß die Predigt bei der einförmigeren Gestalt, die unser ganzes Leben angenommen hatte und bei dem längeren Aufenthalt an demselben Orte, nun auch wieder in den ruhigen und gleichmäßigen Ton erbaulicher Betrachtung einlenken und die Kriegsdrommete mit dem friedlichen Zeugnis der evangelischen Wahrheit vertauschen durfte. Zwar konnte ja auch jetzt die Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse und auf die eigentümlichen Aufgaben und Erfahrungen des Kriegslebens nicht fehlen. Es wäre ja unnatürlich gewesen, von den Fragen und Angelegenheiten ganz schweigen zu wollen, welche alle Gemüter beschäftigten und in Anspruch nahmen. Auch that es, je länger die Zeit der Belagerung währte, als die Wochen zu Monaten wurden und noch immer kein Ende abzusehen war, dringend not, der Ungeduld und mißmutigen Verstimmung zu wehren, die sich hier und da der Gemüter zu bemächtigen drohte. Wie hätte die Predigt auf diesen Wechsel der Stimmung, auf die von Woche zu Woche mächtiger sich regende Sehnsucht nach der Heimkehr, auf diese immer neuen Geduldsproben, die allen zugemutet wurde, nicht Rücksicht nehmen sollen. Auch fehlte es ja in dieser Zeit nicht an manchen besonderen Ereignissen, deren Berührung und Erwähnung in Predigt und Gebet unvermeidlich und unerläßlich war. Wie hätte die Übergabe Straßburgs, dieser einst so schmählich uns entriessenen und so schmachvoll von uns verlassenen Tochter des deutschen Vaterlandes, mit Stillschweigen übergangen werden können. Wie hätte nach der längststehnten Kapitulation von Metz das „Nun danket alle Gott!“ fehlen dürfen. War sie doch, wie kaum ein anderer Erfolg in dem Verlaufe des Krieges, eine Hilfe in der Not, die nicht eine Woche später eintreten durfte, wenn nicht unsere eigene Lage von den ernstesten Gefahren bedroht werden sollte. Wie hätte die sorgenvolle und gespannte Erwartung, mit der wir die Kämpfe um Orléans und die gegen die Nordarmee Faidherbes gerichteten Operationen verfolgten, nicht auch in den Predigten jener Zeit sich wieder spiegeln, wie

nicht jeder dort errungene Sieg ein Gegenstand unserer dankbarsten Freude sein sollen. Auch die in den blutigen Ausfällen vor Paris unmittelbar erkämpften und oft mit so schweren Opfern erkauften Siege gaben ja immer neuen Anlaß, die Begebenheiten des Tages in den Kreis unserer Betrachtungen hineinzuziehen. Aber bei alledem war es jetzt doch viel mehr als früher bei den Feldpredigten im eigentlichen Sinne möglich, mehr in die Tiefe des Evangeliums einzudringen und die Gedanken des in dem Text dargebotenen Gotteswortes eingehender zu entwickeln. Seitdem der Gottesdienst mit dem Eintritt des Winters immer in den Kirchen gehalten wurde, durfte auch die Predigt sich wieder dem gewöhnlichen Zeitmaß von einer halben Stunde nähern, und wenn sie auch niemals den Charakter einer Kasualrede ganz verlor, so bildeten doch die Zeitverhältnisse und Tagesbegebenheiten nur den Hintergrund und die einfachen, für alle Zeit geltenden Wahrheiten des Evangeliums ihren Hauptinhalt.

Die Regelmäßigkeit, welche wenigstens zeitweise in den Gottesdiensten eintrat, brachte auch von selbst den engen Anschluß an den Verlauf des Kirchenjahres mit sich. Es lag etwas unendlich Wohlthuendes und Erhebendes in dem Bewußtsein, daß in der Heimat an diesen Tagen dieselben Lieder gesungen, dieselben Perikopen verlesen, vielleicht über dieselben Texte gepredigt wurde, wie hier vor den mehr denn hundert Meilen entfernten Mauern der feindlichen Hauptstadt. Man sah es unsern Soldaten am Gesichte an, wie wohl es ihnen that, wenn ich sie in den Kreis derselben Gedanken und der Betrachtungen versetzte, in denen die heimische Dorfgemeinde in diesem Augenblick um Gottes Wort versammelt war. Wie horchten unsere Grenadiere auf, als ich am ersten Sonntage des Oktobers, wo wir zum ersten Mal in der schönen gotischen, fast domartigen Kirche von Gonesse versammelt waren, die Kanzel mit den Worten bestieg: „Heute feiern sie daheim das Erntedankfest“, und sie nun im Anschluß an die Worte 1. Moses 9, 14: „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken“, an die dunkeln Wetterwolken erinnerte, die gerade als die Felder reif zur Ernte waren, über die heimischen Fluren heraufgezogen waren. Wie mancher war mitten aus der Erntearbeit einberufen worden und hatte die Sense mit dem Schwert vertauschen müssen, wie mancher war von dem heimatlichen Erntefelde mit der bangen sorgenvollen Frage geschieden: „wer wird, wo so viel rüstige Hände gerade jetzt in der arbeitsvollsten Zeit fehlen, den Ernteseegen bergen?“ Ja in den Grenzprovinzen lag eine zeitlang die Sorge nahe

genug, daß er von dem Feinde zertreten und vernichtet werden möchte, und die Verwüstungen, die wir in dieser Beziehung in des Feindes Land geschaut, die in den ersten Wochen unserer Anwesenheit noch ringsum brennenden Getreidemieten auf den Fluren vor Paris, mußten ja die Herzen zu doppelt innigem Danke für die gnädige Verschonung unseres Vaterlandes ermuntern. Feierlich und erhebender als sonst wohl klang am Reformationsfest das deutsche Lutherlied, der Wacht- und Schlachtgesang der evangelischen Kirche, in den katholischen Gotteshäusern, in denen wir diesmal dies Fest feiern mußten. Gewann doch das: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ durch die gesamte äußere Lage noch eine ganz besondere Bedeutung. Als wir in Sarcelles am 31. Oktober zum Gottesdienst versammelt waren und der Reformation gedachten, war meine Predigt von einem so heftigen Kanonendonner aus den Forts begleitet, daß jeden Augenblick ein Ausfall zu erwarten schien und ich zum Schlusse eilen mußte. Die Forts schienen an diesem Tage ihren Groll über die Tags zuvor erlittene Niederlage der Pariser bei Le Bourget durch ganz besonderes Gebrüll kundgeben zu wollen. Aber ruhig antworteten wir ihnen mit dem Gesang:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen.“

Daß das Totenfest auch vor Paris mit besonderem Ernste begangen wurde, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Wo die Kameraden in so großer Zahl zur Rechten und zur Linken gefallen und die Reihen so gelichtet waren, wie in diesem Kriege, wo Schwert und Krankheit in so reichen Ernten gewetteifert hatten, da mußte wohl die Trauer um die Toten eine allgemeine sein. Es waren auch wenige, die nicht den Tod irgend eines Angehörigen zu beklagen hatten, und wenn man auch, so lange man im Felde steht, die erlittenen Verluste unmittelbar weniger empfindet, wir wußten ja, wie reichlich daheim die Thränen flossen, und wie das ganze Vaterland ein großes Trauerhaus geworden war. Andererseits drängte sich ja auch jedem Einzelnen noch immer das „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“ mit so unmittelbarer Gewalt auf, alle mußten es sich mehr noch als sonst sagen, daß jeder Tag ihr letzter sein konnte, daß schon darum das Totenfest zu stiller Einkehr in das eigene Herz aufforderte.

Reichliche Arbeit gab es auch vor Paris in den Lazaretten, deren regelmäßiger Besuch um so mehr Zeit in Anspruch nahm, in je weiterer

Entfernung von den Rantonnements die Feldlazarette zum Teil lagen. In den von mir besuchten Feldlazaretten bildeten von jetzt an die Verwundeten die Minderzahl. Nur der Tag von Le Bourget lieferte wieder eine größere Zahl, die zum Teil auch in den innerhalb der ersten Garde-Infanterie-Division gelegenen Feldlazaretten Aufnahme fanden. Der Hauptsache nach waren es Krankheiten aller Art, welche in dieser Zeit die Lazarette füllten. Wo es die räumlichen Verhältnisse irgend gestatteten, habe ich nach oder vor einem Rundgange an den einzelnen Lagerstätten für die in einem Saale oder in zwei neben einander liegenden Sälen gebetteten Kranken eine gemeinsame Morgenandacht gehalten, die fast immer von den Kranken freudig aufgenommen wurde. Hin und wieder wurde mit diesen Andachten auch die Feier des heiligen Abendmahls verbunden. Mit der Anbietung desselben an die einzelnen Kranken mußte man, nach meiner Erfahrung, möglichst zurückhaltend sein, weil manche darin eine Andeutung ihres nahen Endes sahen und erschrocken fragten: „Steht es denn so schlimm mit mir?“ Richtiger war es daher, diese Frage nicht an einzelne besonders zu richten, sondern etwa nach dem Rundgange an den Krankenlagern im allgemeinen zu fragen: „Ist vielleicht einer von den Kranken, der das heilige Abendmahl begehrt?“ In den meisten Fällen antwortete dann vielleicht erst eine schüchterne Stimme: „Ich, Herr Prediger“, und dem Beispiel des einen folgten dann andere nach. Manchmal habe ich auch meinen Besuch im Lazarett vorher ansagen lassen, mit dem Bemerkten, daß auch das heilige Abendmahl ausgeteilt werden würde, und oft wurde mir dann schon bei der Ankunft von dem Chefarzt eine Liste derer überreicht, die sich gemeldet hatten, unter Angabe der Säle oder Zimmer, in denen sie sich befanden. Manchmal sind von Seiten jüngerer Geistlicher, so gut sie es meinen mochten, auch die unglaublichsten Ungeheuerlichkeiten vorgekommen. So wurde von einem derselben erzählt, daß er in ein Lazarett gekommen sei, sich in die Mitte eines mit besonders schwer Verwundeten belegten Krankensaales gestellt, und mit dünner Stimme in echt hannoverscher Aussprache gefragt habe: „Ist vielleicht hier jemand, der zu sterben wünscht?“ Natürlich erscholl von sämtlichen Krankenlagern ein lautes „Hinaus, hinaus!“

Ich war persönlich in der glücklichen Lage, immer mit einem vollständigen Altarschmuck für diese Lazarettkommunionen versehen zu sein. Die Königin Augusta hatte die Gnade gehabt, mir vor dem Ausmarsch ins Feld einen solchen mitzugeben. In einem schwarzpolierten Kasten, der zugleich als Abendmahls-tisch diente, befanden sich Kelch, Patene, Oblatenschachtel, Kreuzifix und zwei

Leuchter, alles von Neusilber in einfacher, aber würdiger Ausstattung. Auch eine kleine, mit einem schwarzen Kreuz besetzte schwarze Altardecke befand sich in dem Kasten, der von so mäßiger Größe ist, daß man ihn bequem in der Hand tragen kann. Vielen Hunderten von Kranken habe ich an diesem kleinen Feld- und Lazarettaltar das Abendmahl spenden können.

Nicht genug kann ich das freundliche Entgegenkommen rühmen, das ich bei dem Besuche der Lazarette jederzeit bei den Ärzten, insbesondere bei den Leitern der Feldlazarette gefunden habe. Den meisten derselben war es selbst eine Freude, wenn ich mich zum Besuche ihrer Kranken einfand und sie waren sichtlich bemüht, mir in der Ausübung meines Dienstes fördernd und helfend zur Seite zu stehen. Namentlich muß ich in dieser Beziehung der Chefärzte der in Billers-le-Bel, Sarcelles, Piscop, Chateau le Luat errichteten Feldlazarette, deren regelmäßige Bedienung ich mir vorbehalten hatte, rühmend gedenken. Wenn hin und wieder von Geistlichen über mangelndes Entgegenkommen der Ärzte geklagt worden ist, so sind die ersteren wahrscheinlich selbst daran schuld gewesen. Die älteren und erfahrenen Ärzte wußten den Dienst eines verständigen und treuen Geistlichen und seine Mitarbeit an den Kranken recht wohl zu schätzen und zu würdigen. Wenn sie das Ab- und Zugehen jener umherirrenden Pastoren nicht gern sahen, die unter irgend einem Vorwand sich mit irgend einem Geschäft hatten beauftragen lassen, um nur auch einmal auf dem Kriegsschauplatz gewesen zu sein, und dann in der Heimat von ihren „reichen Erfahrungen“ reden, Vorträge halten oder gar Broschüren darüber schreiben zu können, so konnte man ihnen das nicht verargen. Diese Art Leute wurden treffend „Wandelsterne“ oder auch wohl „Durchtröster“ genannt. Da hatten die einen Diakonen oder Diaconissen auf den Kriegsschauplatz zu geleiten, nach welchen sich dann andere wieder erkundigten, und die dann andere wieder beaufsichtigen wollten. Da erschienen hier welche, um sich nach dem Bedürfnis für Diakonen zu erkundigen, die sie dann unter allen Umständen aufdringen wollten; dort wieder, um nach dem Bedürfnis von Büchern zu fragen, die sie natürlich nicht bei sich hatten, sondern erst wieder durch andere schicken wollten u. s. w. Genug, der Zweck der meisten dieser flüchtigen Erscheinungen war leider nicht eine geordnete Thätigkeit in einem fest gegliederten Ganzen, sondern eine gewisse krankhafte Sucht, sich hervorzuthun und alles mögliche interessant scheinende zu sehen. Für die an der großen Straße liegenden Lazarette waren solche Leute oft eine wahre Landplage. Sie liefen einmal flüchtig durch die Krankensäle und störten bloß

die Ruhe, denn von einer segensreichen Einwirkung auf die Kranken konnte natürlich bei ihren oberflächlichen Besuchen nicht die Rede sein. Diese Leute haben gewiß keinen Nutzen geschafft, sondern sie haben den zum regelmäßigen Dienst berufenen Geistlichen denselben nur erschwert, und dem Vorurteil mancher Ärzte gegen den geistlichen Stand überhaupt Nahrung gegeben. Sehr bezeichnend war es, daß die Zahl derselben mit einem Schlage abnahm, ja daß sie fast gänzlich verschwunden waren, sobald die rauhere Jahreszeit eintrat und das Reizen ungemütlich wurde. „Aus diesem Grunde“, so sagte mir eines Tages ein erfahrener Lazarett-Oberpfarrer, „ist mir das jetzige schlechte Wetter außerordentlich willkommen.“

Auf einer dieser Lazarettfahrten hatte ich im Monat November das Unglück, daß bei Sarcelles auf einem neu angelegten Kolonnenwege mein Wagen umstürzte und ich von dem leichten Gefährt, das ich zur Fahrt benutzt hatte, herabgeschleudert wurde. Bei diesem Sturze zog ich mir eine Verletzung an der Schulter zu, infolge der ich zu einer mehrwöchentlichen Unthätigkeit verurteilt war. Nur der sorgjamen Pflege meines Freundes, des Professors Volkmann aus Halle, der sich als konsultierender Generalarzt bei der Maas-Armee befand, und unseres Divisionsarztes Dr. Cammerer hatte ich es zu danken, daß ich, ohne erst in die Heimat geschickt werden zu müssen, nach dreiwöchentlicher Kur in meinem freundlichen Quartier zu St. Brice soweit wieder hergestellt war, um mit dem Arm in der Binde predigen und die Lazarette besuchen zu können. Ein mir verwandter Einjährig-Freiwilliger, Eduard Carp, wurde von dem Divisions-Kommandeur als Krankenpfleger zu mir kommandiert und hat mir wesentlich über diese Zeit hinweggeholfen. Ich erinnere mich noch heute dankbar seiner treuen Dienste. Er übernahm auch die Korrespondenz mit meiner Frau, die er über das Befinden ihres „lahmgelegten Seitengebäudes“ beruhigte.

Die vielleicht schwerste und drangsalvollste Zeit während der ganzen Belagerung war die sonst so freudenreiche Adventszeit. Ziel doch gerade ihr Anfang mit den schon erwähnten heftigen und wichtigen Ausfällen zusammen, die bei Champigny, Bry und Billiers so schwere Opfer forderten, und durch welche auch die benachbarten Teile der Belagerungsarmee mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Vorpostenorte unserer Division, in deren Besetzung sich bisher etwa zwölf Bataillone geteilt hatten, mußten kaum von der Hälfte der bisherigen Kräfte innegehalten und behauptet werden, und doch erforderte die kritische Lage jener Zeit eine verdoppelte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Das waren schwere Tage und

noch schwerere Nächte für unsere Soldaten. Dabei schoben die Franzosen ihre Erdwerke immer weiter gegen unsere Linien vor und entwickelten von Woche zu Woche stärkere Kräfte. Hier hatten sie sich auf dem Mont Avron festgesetzt und Batterien erbaut, die ihre Geschosse in Ortschaften hineinwarfen, welche bis dahin außerhalb der Schußlinie gelegen hatten. Dort waren sie bis Bondy, Groslay-Ferne und Drancy vorgebrungen und unseren Vorposten immer näher auf den Leib gerückt. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die Herzen manchmal ungeduldig wurden, und wenn namentlich mit täglich sich steigender Sehnsucht der Anfang des immer wieder hinauszugeschobenen Bombardements erwartet wurde. Es war wahrlich nicht Zerstörungswut, aus der bei allen, vom General bis zum letzten Soldaten, die täglich neue Frage hervorging: wann unsere schweren Geschütze endlich zur Stelle sein und ihre kräftige Stimme erheben würden, sondern, soweit meine Wahrnehmungen reichten, beruhte die Sehnsucht und Ungeduld, mit der diese Frage immer und immer wieder gethan wurde, vor allem auf dem Verlangen, aus einer Lage befreit zu werden, die täglich ungemüthlicher wurde und schließlich unerträglich zu werden drohte. Unsere Truppen sind mir in jenen Dezemberwochen, wo sie unter der bittersten Entbehrung aller äußeren Bequemlichkeit, bei einer Kälte, die auch in der wärmsten Kleidung die Glieder erstarren machte, in dem angestrengtesten Dienste bei Tag und Nacht, treu und fest ausgeharrt, und in stillem Gehorsam ihre Pflicht gethan haben, weit bewundernswerter erschienen, als an den heißen Tagen der großen Schlachten. Sie verloren weder den Mut, noch — was viel mehr sagen will — den guten Humor. Fröhlich singend und munter scherzend zogen sie längere Zeit einen Tag um den andern mit einbrechender Dunkelheit auf ihren kalten Vorpostendienst, auf ihre einsame Feldwache hinaus, singend und scherzend kehrten sie verfroren zurück. Unsere Garde-Jäger hatten in Le Barage, einem vor Pierrefitte gelegenen Gehöfte, monatelang eine gefährdete Vorpostenstellung inne, in der sie unmittelbar unter dem Granatfeuer des Forts Double Couronne lagen, das sie oft stundenlang hintereinander mit einem Granatenhagel überschüttete. Aber ruhig schliefen sie nachts und rauchten sie am Tage unter dem Getrach der um sie her einschlagenden oder über ihre Köpfe dahinjauhenden Geschosse, und ein Garde-Jäger schrieb an die Mauer des im Vorpostendienst belegenen Gehöftes:

Ein weißes Wölkchen steigt auf zur Sonn',
 Ein donnernder Krach aus Double Couronne!
 Ein eiserner Gruß nach Le Barage, —

Die letzte Zeile habe ich absichtlich fortgelassen. Wenn Th. Fontane, der nach der Übergabe der Forts während der Okkupation Pierrefitte besucht hat, die Autorschaft dieser Inschrift für einen Sangerhäuser Jäger in Anspruch nimmt, so ist er falsch berichtet worden. Erst nachdem das Garde-Jägerbataillon die vierten Jäger in Pierrefitte abgelöst hatte, ist diese Inschrift entstanden.

Natürlich konnte unter den geschilderten Verhältnissen auch von Gottesdiensten in dieser Zeit wenig die Rede sein. Man mußte zufrieden sein, wenn man in diesen Wochen dem Sonntag sein Recht wahren konnte; die bis dahin auch in der Woche gehaltenen Gottesdienste mußten fast völlig eingestellt werden.

Gerade die dem Weihnachtsfest unmittelbar vorhergehenden Tage sollten noch ganz besonders bewegte und anstrengungsvolle für unsere Truppen werden und waren nicht dazu angethan, eine weihnachtliche Stimmung aufkommen zu lassen. Noch einmal mußte am 21. Dezember um das verhängnisvolle Le Bourget in heißem Kampfe gerungen werden, als General Ducrot einen letzten Versuch machte, die Stellung des Gardekorps zu durchbrechen und auf der Viller Straße mit der Nordarmee Faidherbes sich zu vereinigen, die man in Paris wahrscheinlich viel näher glaubte, als sie in Wirklichkeit war. Schon am Nachmittag und Abend des 20. Dezember waren starke feindliche Truppenmassen bemerkt worden, die aus St. Denis ausgerückt und über Courneuve nach Aubervilliers marschiert waren. Wieder deuteten alle Anzeichen auf einen gegen Le Bourget und die Stellung der zweiten Garde-Infanterie-Division beabsichtigten Angriff. Alle verfügbaren Truppen der ersten Garde-Division rückten daher in der Frühe des 21. in die gefährdete Gegend ab, um unter Führung des Brigade-Kommandeurs General von Neumann zwischen Gonesse und Aulnay in Kampfbereitschaft zu stehen. Wirklich wurde schon um sieben Uhr morgens Le Bourget, das nur von einem Bataillon Elisabeth und einer Kompagnie Gardejäger besetzt war, heftig angegriffen, und es gelang dem Feinde, von dem Geschützfeuer des nahen Fort de l'Est und starker Feldartillerie unterstützt, den Nordeingang des Dorfes durch eine Seitenschwenkung zu gewinnen und sich in den Besitz mehrerer Gehöfte sowie des Kirchhofes zu setzen, wobei 125 Grenadiere, nachdem sämtliche Führer verwundet oder gefallen waren, in die Hände des Feindes fielen, darunter viele Schwerverwundete. Doch nach wenigen Stunden schon wurde der Feind, nachdem das wohlgezielte Feuer der bei Pont=Blon aufgefahrenen Korps-Artillerie ihm großen

Schaden zugefügt hatte, durch Teile der Regimenter Alexander und Franz in einem mit großer Hartnäckigkeit geführten Häuserkampfe aus den von ihm besetzten Gehöften wieder verjagt und mußte in völliger Auflösung auf der Pariser Straße nach Courneuve entfliehen. Freilich hatte auch dieses Mal der Sieg wieder manches Opfer gefordert. Die Verluste beliefen sich auch in diesem zweiten Gefecht von Le Bourget wieder auf 14 Offiziere und 400 Mann, doch waren sie gering im Vergleich zu dem dem Feinde zugefügten Schaden.

Gleichzeitig war das vom zweiten Bataillon des ersten Garderegiments zu Fuß und einer Füsilierkompagnie des dritten Garderegiments besetzte Dorf Stains von zahlreichen Infanteriemassen ernstlich bedroht, und wurde von den Forts Double Couronne und de l'Est mit einer Heftigkeit beschossen, die alles, was wir bis dahin in dieser Beziehung erlebt hatten, übertraf. Aber die im Vergleich zu der Stärke des Feindes sehr schwache Besatzung von Stains wies jeden Angriff mit gelassener Ruhe ab. Auch nicht ein Haus des Ortes kam in französische Hände. Die das Schloß von Stains besetzt haltenden Kompagnieen ließen den Feind auf 200 Schritt herankommen, und eröffneten dann unter lautem Hurrah! ein so vernichtendes Schnellfeuer, daß derselbe schleunigst Kehrt machte und in Unordnung zurückfloß. Hier war der Angriff auch mit verhältnismäßig sehr geringen Verlusten abgewiesen worden. Immerhin brachten aber auch diese Kämpfe gerade zum Weihnachtsfest neue Arbeit an den Krankenlagern der Verwundeten und an den Gräbern der Toten. Ich entsinne mich namentlich einer sehr ergreifenden Beerdigungsfeier, die ich am heiligen Abend in dem Garten einer bei Montmorency gelegenen Villa vollzog, wo die vierte Kompagnie des Garde-Jägerbataillons einen geliebten Kameraden, den am 21. bei Pierrefitte eine Granate getroffen hatte, bestattete. Der Kompagniechef Hauptmann von Jagow hatte die Leiche nach seinem Quartier bringen lassen und mich aufgefordert, sie kirchlich zu beerdigen. Die Kompagnie war vollzählig um das Grab versammelt, und ich hatte dadurch eine willkommene Gelegenheit, den grünen Jägern an dem mit Tannenreisern reich geschmückten Sarge eine stille Christfeier zu halten und ihnen am Grabe die Botschaft von der großen Freude, die allem Wolke widerfahren ist, zu verkündigen.

Noch bis zum 24. Dezember mußten unsere braven Truppen fast unausgesetzt bei eisiger Kälte kampfbereit draußen stehen, auf den Vorposten einem anhaltenden Granatfeuer ausgesetzt, in den Verteidigungslinien

gegen den ausfallenden Feind kämpfend, und waren auch die Verluste nicht bedeutend, sie waren doch immer groß genug, um manchem das Herz noch schwerer zu machen beim Gedanken an die Lieben in der Heimat. Eine am 22. Dezember eintretende Sonnenfinsternis war ein entsprechendes Bild der Lage, in der uns das Weihnachtsfest antraf. Die Sonne schien wohl, aber sie war verdunkelt durch den darüber sich legenden Schatten. Die Weihnachtssonne leuchtete uns wohl auch im fernen Lande, doch die Schatten der Sorge und Trauer trübten diesmal ihren Glanz. Und doch erfüllte sich auch diesmal das Wort: „Am Abend soll es licht werden.“ In den Mittagsstunden des 24. Dezembers gestalteten sich die Verhältnisse friedlicher; die für den Fall eines abermaligen Ausfalls seit früh morgens bereit stehenden Truppen konnten ihre Quartiere beziehen und sich daran erinnern, daß zu Hause Weihnachtsabend sei. Auch hatten die meisten trotz der Unruhe der vorangegangenen Tage ihre Vorbereitungen getroffen, um wenigstens einen Christbaum anzuzünden, der sie an die heimische Feier erinnere. Wo nur in der Nähe des Kantonnements, in den Gärten oder Parks, welche die hier so zahlreichen Villen umgeben, eine Tanne stand, da war sie schon längst mit prüfendem Auge darauf angesehen worden, ob sie zum Christbaum taugte, und in den letzten Tagen vor dem Fest begegnete man keinem Wagen, der nicht mit kleineren oder größeren Bäumchen beladen war, als ob er vom heimischen Christmarkt käme. Und als der Abend herangebrochen war, da erhellte sich ein Fenster nach dem andern von den weihnachtlichen Kerzen, die entweder die Mutter aus der Heimat gesendet, oder der betriebjame Marktender für schweres Geld geliefert hatte. In der Kirche unseres Stabsquartiers zu St. Brice prangte ein großer, mit sechszig Lichtern geschmückter Christbaum vor dem Hochaltar und als die Musik das „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ anstimmte, da war es wohl allen wie ein Gruß aus der Heimat. Als wir aus der Kirche in unsere Quartiere zurückkehrten, konnte man glauben, durch ein deutsches Dorf oder Städtchen zu gehen. Fast kein Haus, dessen Fenster nicht durch den Lichterglanz eines mehr oder minder geschmückten Christbaumes erhellt waren. Sogar die märkischen Waldteufel ließen hier und da ihr Summen ertönen und versetzten uns auf unsern Christmarkt. Nach dem Gottesdienste veranstaltete ich erst eine kleine Bescherung für meinen Küster und meine beiden Trainisoldaten, und dann war unser ganzer Divisionsstab zu einer gemeinsamen Weihnachtsfeier um einen reich geschmückten Baum versammelt, an dem auch für jeden kleine Gaben hingen, mit denen wir uns gegenseitig überraschten. Auch die

heimische Punschbowle fehlte uns nicht. In der Christnacht selbst erdröhnten freilich statt der Weihnachtsglocken wieder die feindlichen Geschütze, als wäre es besonders darauf abgesehen gewesen, den deutschen Soldaten die Weihnachtsfreude zu vergällen, aber sie vermochten doch das „Friede auf Erden“ nicht zu übertönen, das in den Herzen von der Christfeier her noch nachklang.

Für den ersten Weihnachtsfeiertag hatte ich für das dritte Garderegiment in Bonneuil und für ein Bataillon des ersten Garderegiments in Arnouville Gottesdienst angefragt. An dem ersteren Orte mußte er ausfallen, weil die Truppen alarmiert wurden. Es wurde wieder ein Angriff auf Le Bourget vermutet; doch war es diesmal blinder Lärm gewesen. In Arnouville fand der Gottesdienst statt, wenn er auch durch wiederholte Meldungen, die dem Regiments-Kommandeur gebracht wurden, gestört wurde. Trotz des recht ungemütlichen Aufenthaltes in der eiskalten Kirche, in der noch dazu die Mehrzahl der Zuhörer stehen mußte, folgten die Leute mit gespannter Aufmerksamkeit der Festpredigt, und man sah es ihnen an, wie wohl ihnen diese Erinnerung an die heimatliche Weihnachtsfreude that. Auch am zweiten Weihnachtsfeiertage war es mir vergönnt, zweimal Gottesdienst zu halten. Niemals wieder ist es mir so sehr eine Freude und auch eine persönliche Stärkung gewesen, die Weihnachtsbotschaft zu verkündigen, als an diesem Weihnachtsfeste, obwohl mir das eigene Herz schwer genug war, da mich die am Weihnachtsabend in meine Hände gelangten Briefe auf das nahe bevorstehende Ende meines Vaters vorbereiteten. Am dritten Feiertage erhielt ich dann gerade in der Stunde, wo seine irdische Hülle von meinen Geschwistern zur Ruhe geleitet wurde, die Nachricht, daß er schon am 22. Dezember heimgegangen war. Es war mir hinterher lieb, daß diese Trauerkunde nicht früher an mich gelangt war, und ich in ungestörter Freudigkeit die Festarbeit hatte thun können. Die dankbare Freude, die ich in den Augen unserer Soldaten lesen durfte, die sichtliche Stärkung und Erhebung, die ihnen die Weihnachtspredigt gewährte, erfüllte mich gerade in jenen Tagen mit ganz besonderem Danke gegen Gott, daß es mir gestattet war, mitten im Getümmel des Krieges die Botschaft des Friedens auszurichten.

Die beste Weihnachtsfreude für unsere Truppen und für uns alle war es aber, als am dritten Weihnachtsfeiertag unsere schweren Geschütze endlich, endlich ihre Stimme erhoben. Wie Musik klangen uns die ersten Schüsse, die von unserer Belagerungsartillerie auf den Mont Avron abgegeben

wurden. Der Feind hatte diesen kegelförmig vorjpringenden Punkt, der gewissermaßen eine natürliche Festung bildete, Ende November besetzt, und von ihm aus unsere Vorpostenstellungen schwer belästigt. In den Ausfallskämpfen des Dezember, am 2. bei Bry und Champigny gegen Sachsen und Württemberger, am 21. bei Le Bourget gegen die Garden hatte der Mont Avron bedeutend mitgesprochen; die 76 weittragenden Geschütze, die auf ihm aufgepflanzt waren, mußten erst unschädlich gemacht werden, bevor von einem wirklichen Angriff auf die Forts von Nogent, Rosny und Noisy, denen dieses kegelförmig aufsteigende Plateau vorgelegen war, die Rede sein konnte. Ganz in der Stille und vom Feinde unbemerkt waren acht Batterien, von denen vier 24-Pfünder und vier 12-Pfünder waren, in Position gebracht worden, die nun am 27. Dezember um acht Uhr morgens mit rasender Gewalt und unerbittlicher Sicherheit ihre Geschosse auf das Plateau des Avron hinübersandten. Die Wirkung war eine so vollständige, daß nur eine einzige französische Batterie, von Marine-Soldaten bedient, den Tag über aushielt; alle andern waren gezwungen, nach den ersten Schüssen ihr Feuer einzustellen, weil unsere Batterien sie von drei Seiten her faßten. Die Franzosen suchten Schutz hinter ihren aufgeworfenen Brustwehren, viele auch in Kellern und Erdhöhlen. Dennoch mochten sich die Franzosen nicht entschließen, diese durch unsere Beschießung unhaltbar gewordene Stellung aufzugeben. In der folgenden Nacht wurden zwei Divisionen Infanterie auf die Höhe gezogen. Man glaubte vielleicht, daß von deutscher Seite ein Sturm auf die feindliche Stellung unternommen werden würde. Aber als statt dessen nur die Beschießung um so gründlicher fortgesetzt wurde, richteten die preussischen Geschosse unter den auf dem Plateau angesammelten Truppen die furchtbarsten Verheerungen an. Vergeblich eilte Trochu selbst herbei, lobte, sprach zu, ermutigte. Am Nachmittag des 28. Dezember mußte der Feind den Rückzug antreten, und am folgenden Tage wurde das von den Franzosen geräumte Plateau von sächsischen Truppen besetzt. Der Fall von Paris, der gerade einen Monat später erfolgte, war damit eingeleitet.

Der großartige Erfolg, von welchem schon diese erste mehr nebensächliche Beschießung begleitet war, die der späteren Hauptarbeit unserer Batterien voranging, wirkte auf die Bevölkerung der Hauptstadt ebenso niederschlagend, wie sie unter den Belagerungstruppen überall neuen, fröhlichen Mut verbreitete. Die Lage änderte sich wie mit einem Schlage; alle in der Gegend des Mont Avron zwischen den Forts und unserer Zer-

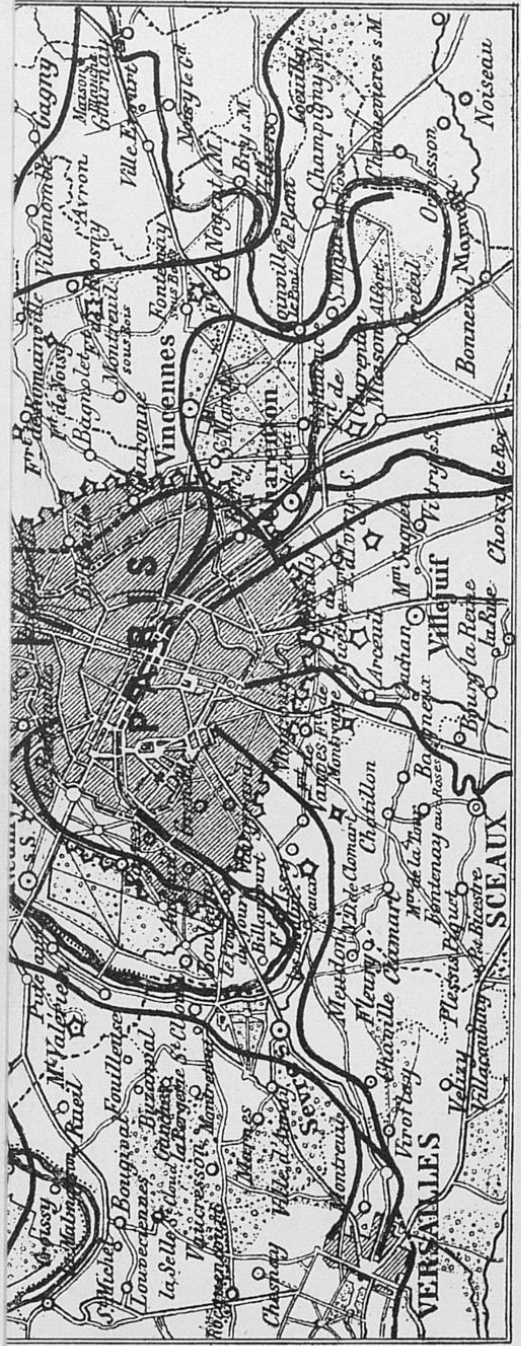
nierungslinie angelegten Schanzen und Erdwerke, sowie die bis dahin noch von den Franzosen unter dem Schutze der Forts besetzt gehaltenen Ortschaften waren verlassen und der Feind zog sich überall hinter die Wälle der Forts zurück.

Am letzten Tage des scheidenden Jahres begann dann auch die Beschießung der Ost-Forts Nogent, Rosny und Noisy. Eine preußische Kugel schlug zum Neujahrsgruß in die über dem Haupteingang des Fort Nogent angebrachte Uhr gerade in dem Augenblicke ein, als dieselbe die letzte Sekunde des alten Jahres zeigte. Rosny und Noisy stellten bereits am 1. Januar ihr Feuer ein, und am 2. antwortete auch Nogent nur noch schwach. Am 5. Januar begannen auch die im Süden errichteten Batterien ihre Arbeit, und allerwärts fühlten sich die Gemüter wie von einem Alp befreit, als auch auf dieser Seite ein Fort nach dem andern zum Schweigen gebracht war, und der eiserne Gürtel unserer schweren Geschütze sich immer enger um die Stadt schloß, als der Feind, der mit seinen gegen unsere Vorpostenstellung geschleuderten Granaten so manchen Tag und so manche Nacht so verschwenderisch gewesen war, nun auch von den unsrigen erreicht wurde. Das von manchen Seiten aufgerufene Mitleid mit den „unschuldigen und friedlichen“ Bewohnern von Paris, mit Kindern, Greisen und Frauen, die hier und da unter dem Bombardement zu leiden hatten, deren manche von den Granaten unserer Batterien getötet wurden, war doch wahrlich da sehr übel angebracht, wo Tausende von Kindern und Frauen in der Heimat täglich auf den Verlust ihrer Väter und Gatten gefaßt sein mußten, Tausende denselben schon erlitten hatten. Für die falsche Sentimentalität und Humanität, die sich in einzelnen auf das Bombardement von Paris bezüglichen Kundgebungen breit gemacht hat, hatten unsere Soldaten bei aller ihnen sonst eigenen Gutmütigkeit mit Recht kein Verständnis. Ich habe sie nie vergnügter gesehen, als in den ersten Tagen des endlich auch bei uns beginnenden Bombardements, wo sie auf den längst ersehnten Donner unserer Geschütze begierig lauschten. Überall sah man fröhliche Gruppen, und jeder aus den Batterien ausblitzende Schuß wurde mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt.

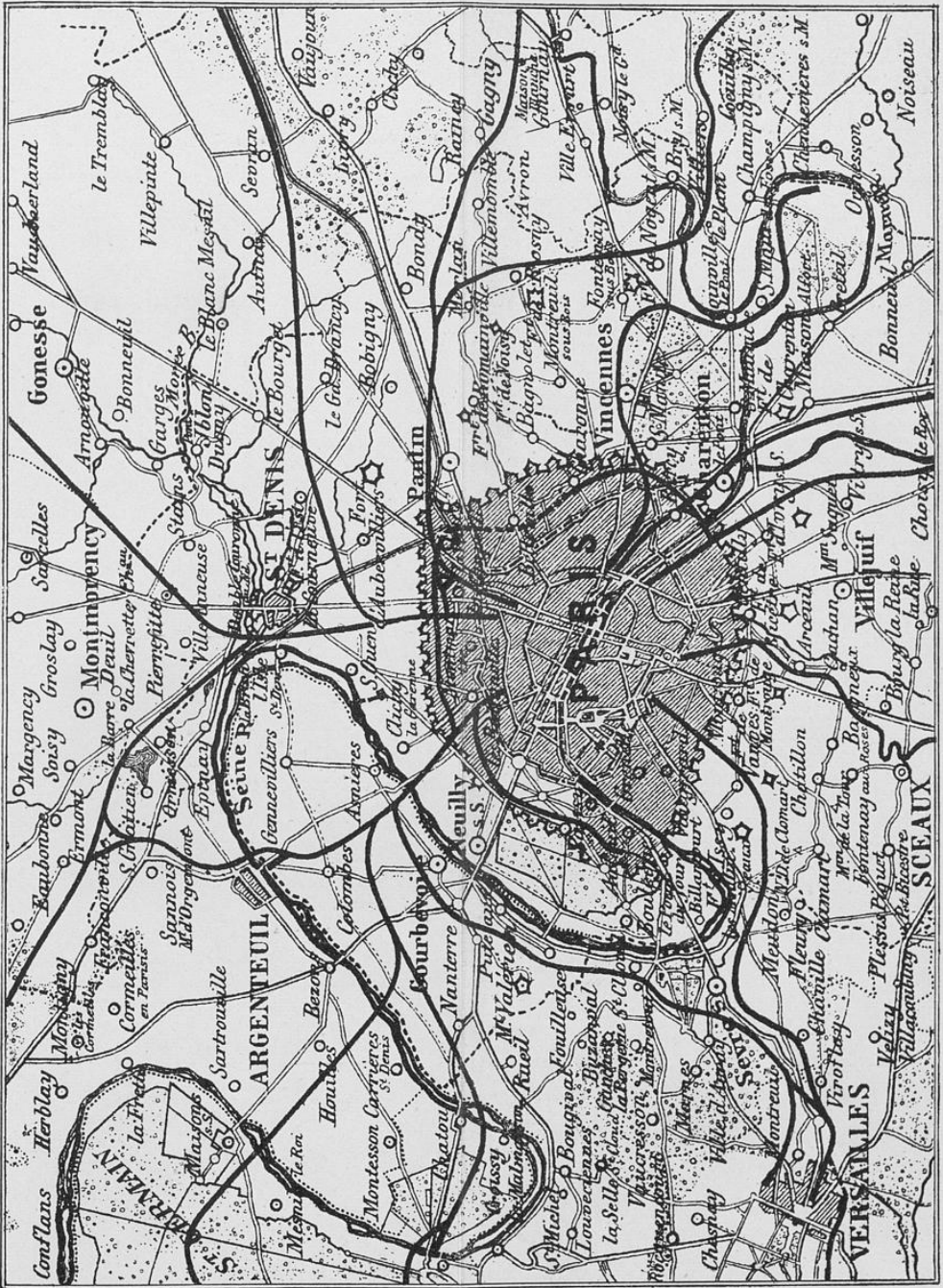
An einem besonders klaren, sonnenhellen Tage des Januar war es mir vergönnt, in Begleitung des freundlichen Premierlieutenant von Puttkamer, der mir früher schon bei gelegentlichen Besuchen der Vorposten ein belehrender und unterhaltender Führer gewesen war, das Schießen unserer Batterien aus unmittelbarer Nähe zu beobachten. Zwar war es kein ganz gefahrloser Gang,

denn die von den Forts Double Couronne und la Briche auf unsere Batterien gerichteten Granaten schlugen wiederholt in unserer Nähe ein, aber derselbe ist mir unvergeßlich durch die freudige Bewegung, die sich auf allen Gesichtern spiegelte und in allen Worten kundgab. Noch wenige Tage zuvor war ein von unserer Vorpostenstellung ganz nahe gelegenes Gehöft, das sogenannte Schloß Willetanneuse, welches der Feind in eine kleine Festung verwandelt hatte, ein besonders gefährlicher Punkt gewesen; mancher Grenadier war auf der Feldwache durch eine von dort entsandte und wohlgezielte Kugel verwundet worden. Nun waren die mit Schießscharten versehenen Gebäude vom Feinde verlassen, und auf dem Kirchhof von Willetanneuse, hinter dessen Mauern der Feind so oft unseren Vorposten aufgelauert hatte, standen unsere Garde-Füsilier munter plaudernd und gemüthlich rauchend und beobachteten das Feuer der links und rechts davon errichteten Belagerungsbatterien, welche die Wälle der vor uns liegenden Forts wirksam bearbeiteten. Alle Mühen und Beschwerden der vorangegangenen Monate schienen mit einem Male vergessen zu sein über dem behaglichen Gefühle verhältnißmäßiger Sicherheit, das mit dem Beginn des Bombardements über alle gekommen war. Man sah doch nun das Ende vor Augen, denn von Tage zu Tage mehrten sich die Anzeichen, daß die Widerstandskraft der so lange trogenden Hauptstadt bald gebrochen sei.





Karte der Umgebung von Paris.



Karte der Umgegend von Paris.



Die Kaiserproklamation zu Versailles.

Noch bevor es zu dem langersehnten Fall von Paris kam, vollzog sich mitten im Feldlager das große Ereignis der Aufrichtung des Deutschen Reiches und der feierlichen Verkündigung der wiederhergestellten deutschen Kaiserwürde. Durch die Gnade und das besondere huldvolle Vertrauen des Königs ist es mir vergönnt gewesen, bei der Feier der Kaiserproklamation an hervorragender Stelle mitwirken zu dürfen. Schon dem Empfang der Deputation, welche der norddeutsche Reichstag nach Versailles entsandte, um an den König die Bitte zu richten, durch Annahme der deutschen Kaiserwürde das glücklich zu stande gebrachte Werk der Einigung der bis dahin getrennten deutschen Stämme zu krönen, hatte ich beiwohnen dürfen. Der König hatte für den Empfang der Deputation den 18. Dezember, den letzten Sonntag vor dem Weihnachtsfeste bestimmt und zugleich angeordnet, daß dem Empfang ein Gottesdienst vorausgehen sollte. Ich erhielt den Auftrag, bei diesem Anlaß die Predigt zu halten und wurde zu dem Zwecke aus unserm Divisions-Stabsquartier zu St. Brice nach Versailles bechieden. Als ich mich am Tage zuvor beim König meldete, um nach etwaigen besonderen Befehlen zu fragen, schärfte er mir ausdrücklich ein, daß von Kaiser und Reich in der Predigt nicht die Rede sein dürfe, da die Zustimmung der süddeutschen Kammern zu den Verträgen und zur Übertragung der Kaiserwürde an die Krone Preußens zum Teil noch ausstände. Auch fügte er noch den Vorbehalt hinzu, den der demütige Herrscher fast jedes Mal gemacht hat, so oft ich eine auf die Ereignisse des Krieges Bezug nehmende Rede vor ihm zu halten berufen gewesen bin: „Unterlassen Sie ja, mich zu loben und meine Person in den Vordergrund zu stellen; denn ich bin ja doch nur das Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung gewesen.“ — Es versteht sich von selbst, daß ich der letzteren

Weijung im vollen Umfange nachgekommen bin; bezüglich der ersteren suchte ich mir mit der Wendung zu helfen, daß es sich um die Erreichung eines von deutschen Herzen seit Jahrhunderten vergeblich und heiß ersehnten Zieles handle, um die Erfüllung des Wunsches, das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstehen und alle Stämme wieder um ein mächtiges Oberhaupt geschart zu sehen.

Der Gottesdienst fand in der Schloßkirche statt, die einst den bourbonischen Königen zur Privatkapelle gedient hatte und die während der ganzen Dauer der Belagerung von Paris allsonntäglich für die in und um Versailles liegenden Truppen zum evangelischen Gottesdienst benutzt gewesen ist. Welche Erinnerungen knüpften sich an diese Stätte! Der Renaissance-Stil des edlen, von Mansard ausgeführten und noch in seiner ganzen Schönheit erhaltenen Baues versetzte in das 17. Jahrhundert; die reichen Vergoldungen und die mit bunten Fresken bemalte Decke erinnerten an die unter dem Einfluß der Jesuiten erbauten, prächtig ausgeschmückten Kirchen. Auf der dem Altar gerade gegenüber belegenen Empore befindet sich die königliche Loge der Bourbonen, in der Ludwig XIV. und Ludwig XV. ihre mit den Orgien des Hoflebens abwechselnden Andachtsübungen hielten, um es mit dem „bon Dieu“ nicht zu verderben. Doch erwiesen sich die Plätze in dieser Loge in der Akustik als so ungünstig, daß für den König und seine fürstliche Umgebung eine Reihe von Sesseln, die dem Schlosse entnommen wurden, im Schiff des Gotteshauses vor dem Altare aufgestellt werden mußten. Fast allsonntäglich saßen hier die evangelischen Fürsten Deutschlands, wie sie in so großer Zahl und auf so lange Zeit vielleicht seit den Reichstagen von Augsburg und Speyer nicht wieder zu gemeinsamen Gottesdiensten versammelt gewesen waren. Daß sie da saßen, vereint hier in der Kirche saßen, in der einst in dem Herzen Ludwigs XIV. der düstere Fanatismus genährt und geschürt worden war, der in der Aufhebung des Edikts von Nantes und in der Vertreibung der Hugenotten seinen Triumph feierte, — der mächtigste protestantische Fürst der Welt auf dem Sessel, der einst den Thron des Sonnenkönigs zierte, das alles war an sich schon eine gewaltige Predigt!

Wohl selten habe ich in einer so gehobenen und doch zugleich so tief bewegten Stimmung zur Predigt mich gerüstet, wie an diesem Tage. Einen Text brauchte ich nicht zu suchen, denn wo hätte ich einen passenderen finden können, als ihn mir die Sonntagsepistel (Phil. 4, 4—8) mit ihrem Zuruf „der Herr ist nahe“ darbot. Wie dieser Zuruf zur innigsten Freude uns

ermuntert, in allen Sorgen uns tröstet, und den Frieden von oben uns gewährt, das waren die Hauptgedanken, die ich diesem herrlichen Adventsworte entnahm. Nachdem ich auf die Freude in dem Herrn hingewiesen hatte, die mit jeder Wiederkehr der Adventszeit unsere Herzen erfüllen soll, ging ich auf die besondere Freude über, zu der uns dieselbe diesmal, an diesem Tage, an dieser Stätte ermunterte.

Nach beendetem Gottesdienste fand in dem großen Empfangssaale der Präfektur die Überreichung der Adresse des norddeutschen Reichstages statt, die durch den Präsidenten Simson verlesen wurde. Huldvoll dankte der König für die in ihr ausgesprochene Bitte, daß es ihm gefallen möge, die Kaiserwürde für die Krone Preußens anzunehmen. Aber in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit machte er auch hier wieder das entscheidende Wort von der noch ausstehenden Zustimmung der süddeutschen Volksvertretungen abhängig, indem er hinzufügte, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte bereits gesichert sei. Nachdem in den letzten Wochen des Jahres 1870 diese Zustimmung, mit Ausnahme der der bayrischen Kammer, erfolgt war, und noch vor dem Schlusse des großen, zu Ende eilenden Jahres die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich und die Wiederherstellung der Kaiserwürde am 30. Dezember durch das Gesetzblatt des Norddeutschen Bundes verkündigt worden war, brauchte auch mit der feierlichen Weihe, die dem neugegründeten Reiche mitten im Kriegslager gegeben werden sollte, nicht mehr gezögert zu werden. Wir draußen im Felde wußten freilich nichts von einer solchen beabsichtigten Weihe. Wir stritten wohl darüber, ob nach dem beendigten Kriege in Berlin oder in einer der alten Krönungstädte des Deutschen Reiches, zu Nachen oder zu Frankfurt am Main, die Krönungsfeier des wiedererstandenen deutschen Kaisers vollzogen werden würde. Aber wie wenig würde das dem schlichten Sinne des greisen Königs Wilhelm entsprochen haben! Sollte das neu aufgerichtete Reich überhaupt durch eine besondere Feier geweiht werden, so mußte diese einen einfachen, einen militärischen Charakter tragen. Das deutsche Heer hatte sich ja die Einheit des Vaterlandes blutig erkämpft, durch unser Volk in Waffen war es wahr geworden, was einst Friedrich Wilhelm IV. vor einundzwanzig Jahren vorahnend ausgerufen: „Nur auf dem Schlachtfelde kann eine Kaiserkrone errungen werden!“

In aller Stille und ohne daß nach außen hin etwas verlautete, hatte sich der König den 18. Januar, den preußischen Krönungstag, an dem sich hundertundsiebzig Jahre früher Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg

die preußische Krone aufs Haupt gesetzt hatte, für die feierliche Verkündigung des wiederhergestellten deutschen Kaisertums ausersehen. Ohne zu ahnen, um was es sich handle, erhielt ich am 15. Januar in später Nachmittagsstunde des kurzen Wintertages in meinem über sechs Meilen von Versailles entfernten Stabsquartier den Befehl, mich am folgenden Morgen um neun Uhr beim Könige in der Präfektur zu Versailles zu melden. Mit ermüdeten Pferden trat ich sofort die Reise an, die infolge eingetretenen Glatterees auf teilweise unbekanntem Wegen in das Dunkel der Nacht hinein nicht ohne Schwierigkeiten und bei der Nähe der feindlichen Vorposten, an denen mich der Weg vorüberführte, auch nicht ohne Gefahr war. Doch gelang es mir, mit Hilfe von frischen Pferden, die mitten in der Nacht in St. Germain requiriert wurden, zur bestimmten Stunde Versailles zu erreichen.

Der König empfing mich aufs huldvollste in seinem äußerst einfachen Arbeitszimmer hinter seinem Schreibtisch stehend. Nach der ersten Begrüßung sagte er: „Ich habe Sie rufen lassen, da am 18. Januar, unserem Krönungstage, die Proklamation der Kaiserwürde vorgenommen werden soll, und ich diesen Akt durch eine kurze kirchliche Feier eingeleitet sehen möchte. Da ich diesen Titel einmal annehmen soll, so habe ich diesen Gedenktag unserer preußischen Geschichte dafür gewählt. Ich hoffe, daß Sie Ihre Aufgabe auch diesmal so gut lösen werden, wie Sie es neulich bei dem Empfang der Deputation gethan haben.“ Demnächst erteilte mir der König einige Fingerzeige in Bezug auf den Gang der Feier, empfahl mir Kürze und unterließ es nicht, auch diesmal wieder, wie schon vor der Predigt vom 18. Dezember, hinzuzufügen: „Lassen Sie meine Person möglichst aus dem Spiele. Nicht Ich habe es ja gemacht, sondern Gott hat es so gefügt.“

Es wird mir unvergeßlich sein, in wie demütiger und doch wahrhaft königlicher Weise der mit so vielen Siegen gekrönte Monarch sich über die ganze Angelegenheit aussprach. Er sagte u. a.: „Es wird mir recht schwer, mich in den neuen Titel zu finden, und ich hätte gewünscht, ihn für meine Person vermeiden zu können. Ich habe immer gedacht, daß erst mein Sohn ihn dereinst führen solle; aber die Verhältnisse haben sich nun einmal so gestaltet, daß ich die Annahme nicht umgehen kann.“ Dann teilte er mir einige soeben eingegangene Nachrichten mit, namentlich die von dem Siege Werders am Tage vorher und von den sich als immer glänzender herausstellenden Erfolgen bei Le Mans.

In sehr anerkennender Weise äußerte sich der König im weiteren Verlaufe des Gesprächs über die ideale Richtung und echt deutsche Gesinnung

des Königs Ludwigs II. von Bayern, vor der man bei allen Schwächen, die dieser Monarch sonst haben möge, die größte Hochachtung hegen müsse.

Mit herzlichem Händedruck entlassen, traf ich im Vorzimmer des Königs den Kronprinzen, der mich scherzhaft als „consecrator imperii“ begrüßte und mich ins Schloß bestellte, wo die örtlichen Anordnungen für die Feier getroffen werden sollten.

Als ich dann unter seiner Führung die zum Orte der Feier aus-
ersehene Salle de Glaces des Versailler Schlosses, eine lange, gewölbte,
prachtvolle Galerie betrat, sagte er: „Wie gefällt Ihnen dieses Festlokal?“
und fügte hinzu: „Sehen Sie, als ich im September zum erstenmal das
Schloß besuchte, habe ich mir vorgenommen, daß in diesem Raume das
neue Deutsche Reich und die Annahme des Kaisertitels verkündigt werden
solle“; ein Beweis, wie stark dem Erben der preußischen Krone schon damals
der Gedanke an die Neuerrichtung des Reiches mit dem Kaiser an seiner
Spitze beschäftigt hat . . . Und in der That, keine Phantasie hätte sich
für die bevorstehende Feier eine Stätte ersinnen können, die in so über-
wältigender Weise, wie diese, von dem Walten Gottes in der Weltgeschichte
Zeugnis gab, die in so laut redender Sprache das Wort bestätigte, das
König Wilhelm am Tage von Sedan gesprochen: „Welch' eine Wendung
durch Gottes Führung!“ Das Mittelbild der reich gemalten Decke zeigt
in allegorischen Figuren die Staaten: Holland, Spanien und Deutschland
gekettet zu den Füßen des stolzen Königs Ludwig liegen, der wie ein Gott
über den besiegten Feinden thront und unter dessen Bild als Motto und
Wahlspruch des absoluten unumschränkten Königtums die stolze Inschrift
prangt: „Le roy gouverne par lui-même.“ Unter diesem Decken-
gemälde hatte in früheren Zeiten bei großen Hofceremonien der Thron-
sessel Ludwigs XIV. gestanden, vor dem die Gesandten der auswärtigen
Mächte sich hatten beugen müssen. Und an dieser Stelle des ehemaligen,
längst dahingefunkenen Thrones sollte nun König Wilhelm, umgeben von
den Fürsten des Deutschen Reiches, während der gottesdienstlichen Feier
stehen, die bestimmt war, dem neuen Deutschen Reiche die kirchliche Weihe
zu geben.

Am 18. Januar morgens erdröhnten statt der Salutschüsse, mit denen
eine Feier von solcher Bedeutung im Vaterlande begrüßt worden wäre, hin
und wieder die Kanonenschüsse von den Pariser Forts, insbesondere vom
Mont Valerien mit seinen schweren Geschützen; aber auch die Batterien
unserer Belagerungsartillerie läuteten den großen Tag statt der Festglocken

ein, die dereinst von den Krönungsdomen zu Aachen oder Frankfurt erklingen, wenn die deutschen Kaiser den Thron Karls des Großen bestiegen. Die Bewohner von Versailles wußten und ahnten nichts von dem großen historischen Vorgange, der sich unter ihren Augen vollziehen sollte, denn das strengste Geheimniß war darüber bewahrt worden. Die wenigsten wußten, warum heute die Reveille lauter als sonst erschallte, warum das „Preußenlied“ mit dem „Heil Dir im Siegerkranz“ verbunden und die Klänge des Arndtschen Prophetengesanges: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von den anwesenden Musikcorps geblasen, feierlich durch die Straßen tönten. Mir persönlich wurde an dem Morgen dieses denkwürdigen Tages noch eine ganz besondere Freude dadurch zu teil, daß ich aus dem Militärkabinet des Königs das Eiserne Kreuz zugesandt erhielt, mit dem ausdrücklichen Bemerkten, daß es mir unmittelbar und nicht erst auf dem Wege der vorgesetzten militärischen Behörden zugestellt würde, damit ich es schon bei der Feier tragen könne.

Gegen zehn Uhr wurden die Fahnen und Standarten, durch welche die vor Paris liegenden Truppen der III. Armee und der Maasarmee bei der Feier vertreten sein sollten — 56 an der Zahl, darunter 18 bayrische — unter klingendem Spiel über die schöne Place d'Armes am Standbilde Ludwigs XIV. vorüber in das ehemalige Königsschloß gebracht und auf einer, am Ende der Salle de Glaces errichteten Estrade aufgestellt, von der herab die Proklamation der mit der Krone Preußens fortan verbundenen Kaiserwürde vor sich gehen sollte. Der langgestreckte Saal, in dessen Mitte an einer der Langseiten ein Feldaltar errichtet war, begann sich mit den zur Feier befohlenen Deputationen der in und um Versailles liegenden Truppen, mit Offizieren aller Waffengattungen und Grade, mit den Oberbefehlshabern der Belagerungskorps und allen zum königlichen Hauptquartier gehörigen Offizieren und Beamten zu füllen. Den mit der roten Feldbede der ersten Garde-Infanterie-Division bekleideten Altar, dessen Tisch dem Audienzzimmer Ludwigs XIV. entnommen war, umstanden neben mir die in Versailles und Umgegend liegenden Feld-, Divisions- und Lazarettpfarrer.

Punkt zwölf Uhr verließ König Wilhelm in dem einfachen offenen Wagen, der zu seinen täglichen Spazierfahrten diente, sein Quartier in der Präfektur, um sich in das durch Louis Philipp zur Ruhmeshalle Frankreichs gemachte ehemalige Königsschloß zu begeben. Vor dem am Eingang des Schlosses stehenden Reiterstandbild Ludwigs XIV. war die erste Compagnie der Königs-Grenadiere als Ehrenwache aufgestellt. Nachdem der König die

Ehrenkompagnie abgeschritten hatte, betrat er, vom Kronprinzen am Fuße der Treppe „der Prinzen“ empfangen und geleitet von sämtlichen in Versailles anwesenden Fürstlichkeiten, den Festsaal, wo in dem Augenblick seines Eintritts ein militärischer Sängerkhor den Psalm „Jauchzet dem Herrn, alle Welt“ anstimmte. Der König nahm an dem bereits erwähnten Platze dem Altar gegenüber Aufstellung, im Halbkreise um ihn die Prinzen und Fürsten. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, an ihrer Spitze der Bundeskanzler, Graf Bismarck.*) Nach dem Chorgesang stimmte die Versammlung den ersten Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut“ an. Der liturgische Teil des Gottesdienstes schloß mit der Verlesung von Psalm 21: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hülfe! Du giebst ihm seines Herzens Wunsch, und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Denn du überschüttetest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt u. s. w.“

Hierauf hielt ich die folgende Weiherede, der ich bei der weltgeschichtlichen Bedeutung jener Feierstunde wohl hier in ihrem Wortlaute eine Stelle einräumen darf:

„Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen!“

Ja, Lob und Ehre sei Dir, dem ewigen Könige, an diesem festlichen Tage, der mit leuchtender Schrift in den Büchern unserer Geschichte geschrieben steht. Lob und Dank sei Dir, dem ewigen Könige, aus dessen Hand und von dessen Gnade unsere Fürsten die Krone und die königliche Würde empfangen haben, in deren Glanz wir heute fröhlich sind. Wie laut verkündigt es uns diese Stunde, daß es ein Königtum von Gottes Gnaden ist, auf dessen 170jährige Geschichte wir heute mit freudigem Danke zurückblicken. Wie wunderbar hast Du, o Herr, an unseren Königen und durch sie an unserm Volke und Vaterlande Dich verherrlicht.

Die Königswürde, die an diesem Tage dereinst gegründet wurde, Du hast sie zu einer Königsmacht werden lassen, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Du hast zu Trägern dieser Krone Herrscher berufen, die bald in der eisernen Zucht ernster Strenge und stillen Fleißes, bald im kühnen Adlerfluge hohen Strebens, bald in zäher Ausdauer und ausharrender Geduld in den Bedrängnissen und Kämpfen schwerer Zeiten ihrem Volke vorangegangen sind; Herrscher, die den Geist der Gottesfurcht und der christlichen frommen Sitte, den Geist der sich selbstverleugnenden Liebe und Hingebung bis in den Tod, des stillen Fleißes und des unermüdlchen Strebens, des pünktlichen Gehorsams und der gewissenhaften Treue in unserm Vaterlande

*) Der alte Waffenmeister des Königs, Kriegsminister von Roon, war leider durch Krankheit ans Zimmer gefesselt und mußte darum der Feier fernbleiben.

gepflegt und großgezogen haben; die in Zeiten des Friedens in eigener mühevoller Arbeit den Wohlstand ihrer Lande auf allen Gebieten gefördert, in Zeiten des Krieges ihre wohlgeschulten Heere persönlich zu den herrlichsten Siegen angeführt haben, und die das alles gethan nicht für sich, nicht für die Macht ihres Hauses und ihres Staates allein, sondern die bei allem, was sie gethan, das Ganze des großen deutschen Vaterlandes und sein Wohl ins Auge gefaßt haben und für dieses die schwersten Opfer zu bringen bereit gewesen sind. In wunderbaren Führungen hast Du das Königreich von den kleinsten und unscheinbarsten Anfängen zu immer weiterem Umfange seiner Grenzen, zu immer höherem Ansehen nach außen, zu immer mächtigerem Einfluß in dem Räte der Völker emporsteigen lassen. In schweren Prüfungen und ernster Heimsuchung hast Du es geläutert und großgezogen, auf vielfach dunkeln und doch immer herrlichen Wegen zu der Machtstellung gelangen lassen, die heute die Bewunderung aller Welt erregt. Wie sollten wir nicht im Rückblick auf alle diese Gnadenführungen des Herrn mit dem Sängerkühnen rühmen: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!“

Ehre und Preis dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, an diesem Orte, der es uns in erschütternder Weise zuruft, daß alle irdische Macht und Herrlichkeit der Zeit und darum der Vergänglichkeit angehört. In tiefer Demut beugen wir uns an dieser Stätte vor dem ewigen Könige, der hier vernehmlicher als kaum sonst wo zu uns spricht: „So laßt euch nun weisen, ihr Könige und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden. Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern.“ Wie laut predigt es uns diese Stätte: „Den Hoffährigen widersteht Gott, aber den Demütigen giebt er Gnade.“ Die in eitler Hoffahrt diese Hallen dereinst zu einem Götzentempel der irdischen Majestät gemacht, die in hochmütiger Vermessenheit auf ihre eigene Kraft getrozt und das stolze Wort: „Der König regiert Kraft seiner eignen Macht“ zum Wahlspruch ihres Thrones gemacht haben, ohne des Wortes der Weisheit zu gedenken: „Durch mich regieren die Könige und alle Regenten auf Erden“, ohne mit dem Apostel hinzuzusetzen: „von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen“, sie sind verschwunden mit aller ihrer eitlen Pracht und in ihrer Thorheit zu nichte geworden; und die nach ihnen, emporgetragen von den Wogen der Revolutionen, in der Gunst des Volkes, in der Stimmenzahl der Massen ihre Stütze gesucht haben, auch sie sind zu Schanden geworden. Mit unauslöschlichen Zügen hat Deine Hand an diese Wände mit allen ihren Erinnerungen an vergangene Herrlichkeit das „mene mene tekel upharsin“, „Du bist gewogen und zu leicht befunden“, geschrieben, zum Zeugnis wider allen Hochmut und alle Eitelkeit derer, die Fleisch für ihren Arm halten und auf ihre eigene Kraft vertrauen. Ach Herr, laß die gewaltigen Gerichte, die Du an diesem Hause gehalten, die Du über dieses einst so stolze und mächtige Reich, das in diesen Hallen uns verkörpert entgegentritt, hast ergehen lassen, uns eine Warnung sein vor aller Selbstüberhebung und Gottvergessenheit, vor allem Rühmen und Pochen auf irdische Macht! — Nicht uns, Herr, nicht uns, Deinem Namen allein sei die Ehre, das sei unser Bekenntnis an dieser denkwürdigen Stätte! Nichts anderes ist ja der Sinn und die Bedeutung des schlichten einfachen Kreuzes, mit dem der König in demütiger Erinnerung an die Zeit der Väter auch diesmal wieder die Brust seiner tapfern Krieger

und treuen Diener schmückt; denn das Kreuz ist das Zeichen der Demut. Je größer die Siege sind, die der Herr uns geschenkt, je großartiger die Erfolge, die wir errungen, je überwältigender der Gegensatz zwischen der demalteinigen Schmach und Erniedrigung unseres Volkes und seiner herrlichen Erhöhung uns in dieser Feier entgegentritt, um so mehr haben wir Ursache mit dem frommen Gottesstreiter in Demut zu sprechen: „Herr, wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinen Knechten gethan hast.“

Ehre sei dem ewigen Könige endlich auch bei dem Werke, das uns hier vor seinem Angesichte versammelt hat, Ehre dem Unvergänglichen, der in allem Wechsel irdischer Reiche derselbe bleibt: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Ehre dem Unsichtbaren, der im Verborgenen wohnt und der auf dunklen und wunderbaren, aber doch immer herrlichen Wegen die Seinen führt. Ehre dem Allweisen, dessen Gedanken höher sind, als der Menschen Gedanken und der in seiner Weisheit gerade da, wo die Menschen es böse zu machen gedachten, seine Gnadenratschlüsse hinauszuführen weiß, in dessen Hand auch die Menschen voll Sünde, in aller List und Bosheit, in aller Ungerechtigkeit und Gewalt nur Werkzeuge sind, um seinen Gnadenwillen zu vollbringen. Wie laut und deutlich predigt uns das dieser Tag und diese Feier. Wie hat der so mutwillig und leichtfertig wider unser Volk und unser Vaterland hervorgerufene Krieg, der darauf berechnet war, das Werk seiner Einigung zu stören, wie hat er nach Gottes Führung dazu dienen müssen, in einer Stunde zu vollenden, was nach menschlichem Dafürhalten noch jahrelange Arbeit zu erfordern schien, wie hat der Herr auch hier es wieder offenbar werden lassen: die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. In dem Werke, das sich heute in dieser Stunde und an dieser Stätte vor unsern Augen vollziehen soll, sehen wir das Ziel erreicht, auf das Gottes Vorsehung in der Geschichte unseres Vaterlandes und Königshauses seit jener Krönung von Königsberg, deren wir heute gedenken, uns hingewiesen hat. In diesem Werke sehen wir die Hoffnungen erfüllt, an denen alle deutschen Herzen selbst in den dunkelsten Zeiten der Entfremdung und Entzweiung festgehalten haben, in diesem Werke sehen wir die Schmach geföhnt, die von dieser Stätte und von diesem Königsitze aus dereinst auf unser deutsches Volk gehäuft worden ist. Was unsere Väter in der Erhebung der Befreiungskämpfe vergeblich sich ersehnt haben, wofür die deutsche Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in immer neuen Weisen umsonst gesungen, was die Lieder und Sagen unseres Volkes nur als einen fernem Traum uns verkündet haben, wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden, sehen das Deutsche Reich wieder auferstanden in alter Herrlichkeit, ja in einer Macht und Größe, die es nie zuvor besessen hat, sehen dem Deutschen Reiche seinen Kaiser wiedergegeben und dürfen als solchen einen König begrüßen, dessen graies Haar mit frischen Lorbeerkränzen geschmückt ist, in denen wir die ruhmvollsten Zeiten der deutschen Vergangenheit erneut, ja übertroffen sehen.

Eine solche Feier, an solchem Tage und an solchem Orte uns bereitet, sie muß uns wohl das Geständnis des Apostels abnötigen: Herr, wie unbegreiflich sind Deine Gerichte, wie unerforschlich sind Deine Wege! Ja, Herr, allmächtiger, ewiger König, barmherziger gnädiger Vater, in tiefer Demut beugen wir uns vor Deinem Angesichte und beten an vor der Herrlichkeit Deiner wunderbaren Führungen. Wir danken Dir, Herr, für alles,

was Du an unseren Königen und durch sie an unserem Vaterlande von Alters her gethan hast. Wir danken Dir insonderheit, daß Du unsern König gewürdigt hast, die deutschen Stämme aus aller Zerstreuung und Entfremdung wieder zu sammeln und zu einigen, daß Du ihn zum Schutz- und Schirmherrn unseres gesamten Deutschen Vaterlandes berufen hast. Wir bitten Dich, Herr, laß Deine Gnade ferner groß werden an ihm und seinem ganzen Hause. Sieh, Herr, unserem Könige, dem nunmehrigen Deutschen Kaiser, eine lange, gesegnete Regierung, ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Ratschläge, gerechte Werke, einen starken Arm, tapferen Mut, verständige und getreue Räte, sieghafte Kriegsheere, gehorsame und getreue Diener und Unterthanen, auf daß wir noch lange unter seinem Regiment ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit!

Segne das Deutsche Reich und alle seine Fürsten und Völker, deren einmütiger Pflerwilligkeit wir diesen Tag und das an ihm erreichte heißersehnte Ziel zu verdanken haben; stärke und befestige mehr und mehr das Band des Friedens, das sie heute umschlingt und fördere es in Eintracht und Treue. Allmächtiger, barmherziger Gott, Herr der Heerschaaren! Ziehe ferner in Gnaden aus mit den deutschen Heeren und segne ihre Waffen zur völligen Überwindung des Feindes. Führe uns zum endlichen Siege und laß uns bald zu einem dauerhaften und ehrenvollen Frieden gelangen. Laß das wiedererstandene Deutsche Reich nach innen und außen mehr und mehr zu einem Reiche des Friedens erstarken!

Vor allem bitten wir Dich, hilf, daß dadurch Dein Reich, das Reich Deines Sohnes Jesu Christi, unter uns gefördert und daß unsere tägliche Bitte: Dein Reich komme, auch dadurch ihrer endlichen Erfüllung und Vollenbung entgegengeführt werde. Hilf, daß der Deutsche Kaiser auch fürderhin wie zu alten Zeiten Deine heilige Kirche liebe und schütze und Deines Namens Ehre auf Erden fördere. Hilf, daß wir alle lebendige Glieder Deines Reiches werden und Dir dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, wie es Dir gefällig ist. Amen!

Ein mächtig durch die weite Halle dahinbrausendes „Nun danket alle Gott“ beschloß diesen Teil der Feier. Der König begab sich darauf festen Schrittes auf die erwähnte Estrade, um den um ihn her versammelten Fürsten in kurzen Worten seinen Entschluß kund zu geben, daß er, unter Zustimmung aller deutschen Fürsten der vom Könige von Bayern an ihn gerichteten Aufforderung Folge leistend, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die Kaiserkrone für sich und seine Nachfolger an der Krone Preußen übernehme. Dem deutschen Volke aber wurde dieser Entschluß durch eine feierliche Proklamation kundgegeben, zu deren Verlesung Graf Bismarck an den Fuß der Estrade trat.

Es war der Höhepunkt der Feier, als hierauf der Großherzog Friedrich von Baden mit hochgehobenem Helm und lauter Stimme das erste Hoch auf den neuerstandenen deutschen Kaiser ausbrachte, in das die Versammlung unter den Klängen der Nationalhymne begeistert einstimmte. Zum ersten Male

neigten sich die Fahnen und Banner des deutschen Heeres huldigend vor dem erkorenen Oberhaupte des ganzen Volkes. Als erster Unterthan des Reiches aber trat der Kronprinz vor seinen Vater hin, um das Knie zum huldigenden Handkuß zu beugen — der Kaiser jedoch hob ihn empor, zog ihn an seine Brust und küßte ihn mit sichtlicher tiefer Bewegung auf beide Wangen. Alle standen unter dem ergreifenden Eindruck dieser Scene. Vieler Augen waren von Freudenthränen feucht. Eine Jahrhunderte lang ebenso heiß, als vergeblich gehegte Hoffnung war hier aufs herrlichste erfüllt, und unter welchen überwältigenden Umständen! Greisen Kriegerern rannen die Thränen über die Wangen, weil ihr altes Preußen nun im neuen Deutschland aufging; junge Helden waren von der Ahnung durchdrungen, daß sie für dieses Kaisertum ihr Leben zu geben haben würden. Wir alle standen vor Gottes Angesicht mitten in dem lebendigen Strom der von seiner Hand bewegten Weltgeschichte.

Nachdem der Kaiser die Glückwünsche der Fürsten entgegengenommen und die in der Versammlung anwesenden Generale, Offiziere und Beamten hatte an sich vorüber defilieren lassen, verließ er die Versammlung unter den festlichen Klängen des Hohenfriedberger Marsches.

Das war der Tag von Versailles, unvergesslich jedem, der ihn miterleben durfte, ein deutscher Kaisertag in der Residenzstadt Ludwigs XIV., eine deutsche Großthat in den „allen Ruhmesthaten Frankreichs“ geweihten Hallen des ehemaligen fränkischen Königsschlusses!

Wie lange hatte man den Tag herbeigesehnt, an dem das Deutsche Reich mit seinem Kaiser an der Spitze wieder hergestellt sein würde, und nun mußte an diesem Orte solches geschehen und unter so ganz anderen Umständen, als man sich den Eintritt eines so weltbewegenden Ereignisses früher gedacht hatte. Ich war überwältigt von Freude und von Dank dafür, daß es mir vergönnt war, diese Stunde nicht bloß persönlich mit zu erleben, sondern in ihr auch zur unmittelbaren Mitwirkung berufen zu sein. Von vielen Seiten wurde mir der wärmste und herzlichste Dank für die Weiherede zu Teil. Als Kaiser Wilhelm beim Herausgehen aus dem Saale meiner ansichtig wurde, trat er an mich heran und sagte mit bewegter Stimme und mit Thränen in den Augen: „Wenn ich an diesem Tage erbaut sein wollte, so mußte ich Ihre Worte hören, sie haben mich tief ergriffen.“ Mit dem anerkennenden Lobe aus diesem Munde habe ich mich getröstet, als mir hinterher zu Ohren kam, daß es von einigen Seiten tadelnd bemerkt worden wäre, daß ich den preußischen Standpunkt zu sehr

betont und die Verdienste Preußens um die wiederhergestellte Einigung Deutschlands zu sehr in den Vordergrund gestellt habe. Ich hatte mich dazu um so mehr für verpflichtet und berechtigt gehalten, als der König es in den mir erteilten Weisungen ausdrücklich hervorgehoben hatte, daß er mit besonderem Bedacht den Tag der Erhebung Preußens zum Königreich, „unsern Krönungstag“, wie er sagte, für die Kaiserproklamation ausgewählt habe. Übrigens sagten mir auch die Großherzöge von Baden und Weimar, sowie der Herzog Ernst von Koburg-Gotha mit sichtlicher Bewegung aufrichtige Dankesworte, aus denen ich entnehmen durfte, daß sie ihrerseits einen solchen Anstoß nicht genommen hatten.

Am Nachmittag wurde ich zu der Festtafel befohlen, die zur Feier des Tages in der Präfektur von Versailles stattfand. Zum ersten Male während des Feldzuges trug bei dieser Gelegenheit alles ein festliches Gepräge. An die Stelle der sonst auch an des Königs Tafel üblichen Felduniformen trat diesmal das Galakleid, und auch die Tafel selbst war festlich geschmückt. Es wurde in drei nebeneinander liegenden Sälen gespeist; in dem ersten waren neben den deutschen Fürstlichkeiten, dem Reichskanzler, dem General von Moltke und anderen Generalen des Hauptquartiers die kommandierenden Generale der um Paris liegenden Armeekorps um den Kaiser versammelt; in dem zweiten Saale, in welchem ich zwischen Graf Eulenburg und dem Kommandeur des Regiments Garde du Corps, Oberst von Krosigk, meinen Platz hatte, befanden sich meist Generale und höhere Stabsoffiziere, in dem dritten die Herren von der Adjutantur, vom Generalstabe u. s. w. Auch hier wurde das Hoch auf den Kaiser vom Großherzog von Baden ausgebracht.

Der Kaiser hatte auch hier die Gnade, mich sowohl vor wie nach der Tafel huldvoll anzureden. Als ich dabei die Gelegenheit wahrnahm, ihm für die Auszeichnung zu danken, daß er mich gewürdigt hatte, bei dieser Feier des geistlichen Dienstes zu warten, reichte er mir abwehrend die Hand und sagte: „Ich habe Ihnen zu danken.“ Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß ich diesen Tag als den schönsten und größten meines Lebens in unauslöschlicher Erinnerung bewahre.





Die Waffen ruhn.

Am Tage nach der Kaiserproklamation, den 19. Januar, machte die Pariser Besatzung den letzten verzweifelten Versuch, den ehernen Ring, von dem sie nun gerade vier Monate lang umschlossen war, zu durchbrechen. Die Franzosen selbst bezeichnen diesen letzten und heftigsten Ausfall, der auf der westlichen Seite der umlagerten Stadt erfolgte, als die „Schlacht am Mont Valérien“. Und in der That, zu einer blutigen Schlacht gestaltete sich das heiße Ringen, das am Morgen des genannten Tages mit der Wegnahme der sogen. Montretout-Schanze bei St. Cloud und mit einem Angriff auf die Höhen von Garches begann. Die Feinde hofften sich dadurch den Weg nach Versailles zu bahnen. War doch den französischen Soldaten in Paris beim Ausmarsch gesagt worden, daß sie die folgende Nacht ihr Lager in Versailles aufschlagen würden! Die Streitkräfte, die der Feind im Laufe des Tages entfaltete, waren den auf der westlichen Seite des Cernierungsringes stehenden Truppenteilen, dem fünften und elften Armeekorps und der Garde-Landwehr-Division an Zahl bei weitem überlegen, und es bedurfte der ganzen Zähigkeit unserer braven Krieger, um sich trotzdem in ihren Stellungen zu behaupten. Ich war gerade im Begriff, die Rückfahrt von Versailles in unser Stabsquartier zu St. Brice anzutreten, als die in Versailles liegenden Truppen alarmiert wurden, und die Batterien der Korps-Artillerie durch die Straßen rasselten, um in die ihnen angewiesenen Stellungen auszurücken. Obwohl der Kampf unweit der von Versailles nach St. Germain führenden Straße entbrannt war, so wollte ich doch gerade unter den obwaltenden Umständen nicht länger von meinem Posten fern bleiben und es gelang mir auch, unbehelligt nach St. Germain zu gelangen. Hier wurde eine längere Rast gemacht, während deren ich Gelegenheit hatte, in Gemeinschaft mit Major von Arnim vom Garde-Jäger-

bataillon von der Terrasse des Pavillons Henry IV. aus den Fortgang des am Fuße des Mont Valérien wogenden Kampfes zu beobachten. Wir durften am Nachmittag von St. Germain mit der Gewißheit scheiden, daß unsere Truppen überall den Angriff auf ihre Stellungen siegreich zurück-schlügen.

Mit diesem ruhmvoll abgeschlagenen Ausfalle erreichten die blutigen Kämpfe vor Paris ein Ende. Es war das letzte Auflodern des so oft in den hochtrabendsten und prahlerischsten Phrasen gerühmten Heldenmutes der Hauptstadt gewesen. Der unglückliche Versuch dieses Tages, der französischer-seits nach den eigenen Angaben der Pariser Journale mit einem Verluste von 7000 Toten und Verwundeten bezahlt werden mußte, verbunden mit den gleichzeitig anlangenden Nachrichten von den neuen Niederlagen Faidherbes im Norden, Chanzy's im Westen, Bourbaki's im Südosten mußten endlich der Überzeugung Raum schaffen, daß weder auf einen Entsatz von außen, noch auf ein Durchbrechen des ehernen Gürtels von innen zu hoffen sei. Der täglich zunehmende Mangel an den meisten Lebensmitteln, die infolgedessen unter der ärmeren Bevölkerung hier und da schon beginnende Hungersnot, und die wirksame Sprache unserer schweren Geschütze dienten dazu, die eingerissene Entmutigung mehr und mehr zu steigern. Auch auf unserer Seite eröffneten die inzwischen bei Pierrefitte und Stains aufgestellten schweren Geschütze ein wirksames Feuer auf St. Denis und auf die dort gelegenen Forts Aubervilliers, Double Couronne und de l'Est. Wir konnten es von unsern Stellungen aus beobachten, wie die schweren Granaten krachend in die Häuser von St. Denis einschlugen und ganze Teile der Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelten. Schon am 24. Januar schwirrten Gerüchte durch die Luft von der immer bedenklicher werdenden Aufregung in dem hartbedrängten Paris, von einem neuen Aufstand der Umsturzpartei, von Waffenstillstandsverhandlungen, die seitens der „Regierung der nationalen Verteidigung“, welche die Zügel nicht mehr in der Hand hätte, mit dem Hauptquartier in Versailles angeknüpft sein sollten, und zu denen Herr Favre sich bei dem Grafen Bismarck eingestellt habe. Trochu, so hieß es, habe das Kommando niedergelegt, und General Vinoy es an seiner Stelle übernommen. Not und Mangel machten sich immer unerträglich in Paris fühlbar. Im Laufe der folgenden Tage traten alle diese Gerüchte mit immer größerer Bestimmtheit auf, bis sie am 27. Januar dadurch ihre Bestätigung fanden, daß in der Mitternachtsstunde dieses Tages das Feuer der Geschütze auf beiden Seiten eingestellt wurde. Es

war ein eigentümliches Gefühl, als der Kanonendonner, der in den vorangegangenen Tagen und Nächten die Luft erschütterte hatte, plötzlich verstummte, und am 28. Januar auf allen Linien die vollkommenste Stille herrschte. Sofort begann bei den Vorposten der freundschaftlichste Verkehr zwischen den hüben und drüben stehenden Feldwachen. In großen Scharen kamen die französischen Soldaten unbewaffnet, wohl auch von Weibern und Kindern begleitet, zu unsern Vorposten heraus und baten um Brot oder Erbswürst für ihren hungernden Magen, um Tabak oder Cigarren für ihren Gaumen, und die Gutmütigkeit, mit der unsere Leute ihnen umsonst oder gegen die armseligsten Kleinigkeiten, die sie ihnen im Tauschhandel anboten, aus ihren Vorräten mitteilten, war wohl der beste Beweis dafür, daß ihnen jedes Gefühl der Rache oder des Hasses völlig fremd war.

Der Abend des 28. Januar brachte uns die näheren Nachrichten über die in Versailles abgeschlossene „Konvention“, deren Bedingungen zwar manchem Soldatenherzen unter uns noch zu glimpflich erschienen, die aber doch Alle im unbedingten Vertrauen auf die Weisheit derer, die sie abgeschlossen hatten, und in der Hoffnung auf baldigen Frieden mit Freuden begrüßten. Die auf den folgenden Tag, Sonntag den 29. Januar, angelegten Gottesdienste mußten größtenteils ausgesetzt und wieder abbestellt werden, denn die in der abgeschlossenen Konvention ausbedungene Übergabe der Pariser Forts sollte an diesem Tage ausgeführt werden. So mußten wir auf eine gelegeneren Zeit warten, um dem Danke gegen Gott, mit dem die Kunde von dem Fall der stolzen Weltstadt alle Herzen erfüllte, einen Ausdruck zu geben und Den zu preisen, der an Paris, wie einst zur Zeit der Väter die Weissagung des Propheten wider Babel herrlich und buchstäblich hinausgeführt hatte: „Werfet Panier auf auf hohem Berge, rufet getrost wider sie, werfet die Hand auf, laffet einziehen durch die Thore der Fürsten. Ich habe meinen Geheiligten geboten und meine Starken gerufen zu meinem Zorn, die da fröhlich sind in meiner Herrlichkeit. — Babel ist gefallen, sie ist gefallen und alle Bilder ihrer Götter sind zu Boden geschlagen.“ Wie gern hätte ich gerade an diesem Tage, es war der vierte Epiphaniasonntag, über das Evangelium vom Sturm auf dem Meere gepredigt, das so völlig der Stimmung des Augenblicks entsprach. Hieß es doch auch bei uns ringsum: „Da ward es ganz stille.“ Aber fürs erste nahmen die notwendigen militärischen Operationen und Maßregeln, welche die Besetzung der Forts erforderte, alle Truppen vollauf in Anspruch. Noch einmal, bei uns zum letzten Mal in diesem Kriege, wurde am Morgen

des 29. Januar die ganze Division wie früher so oft in gefechtsmäßiger Aufstellung konzentriert, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, falls sich der Ausführung der Konvention irgend welche Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten. Aber die Übergabe und Besetzung der Forts geschah in völlig ungestörter Ruhe; alles ging genau auf die Minute so vor sich, wie es in den bezüglichen Befehlen vorgesehen war. Das Gardekorps, bei dem ich den Vorgängen bei der Übergabe beiwohnen durfte, hatte St. Denis mit den mehrfach erwähnten Werken von Double Couronne, sowie den beiden Forts Aubervilliers und de l'Est zu besetzen. In der gewohnten, strammen militärischen Haltung, als wären sie auf einem Übungsmarsche, zogen die Truppen aus; um in die ihnen zugewiesenen Stellungen einzurücken. Nirgendwo gab sich ein ausgelassener Jubel kund. Sie waren auf die Vorposten oft mit fröhlicherem Gesange ausgezogen, heute herrschte sogar eine auffallende Stille, als ob die Gewalt des Gerichtes, das in dieser Stunde sich vollzog, ihnen den Mund verschlossen hätte.

Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Nationalcharakter gab sich gerade bei dieser Gelegenheit in recht auffallender Weise kund. Der Deutsche schreit nicht und lärmt nicht, wie es der Franzose bei einer ähnlichen Gelegenheit unzweifelhaft gethan haben würde, er prahlt nicht und geberdet sich nicht schauspielerhaft wie jener, er ist allenthalben männlich und ernst, am meisten aber, wenn er die Frucht seines Sieges genießt. Nicht einmal ein Hoch auf den Kaiser begleitete den feierlichen Akt der Übergabe der Forts, denn man wollte die noch anwesenden französischen Offiziere in ihren Gefühlen nicht verletzen, und selbst das Aufhissen der schwarz-weißen oder der schwarz-weiß-roten Fahne an dem hohen Flaggenstocke der Forts geschah ohne alle Feierlichkeit, nicht anders, als wenn der Wallmeister einer deutschen Festung an Kaisers Geburtstag die Flagge aufzieht.

Mit der Übergabe der Forts von Paris und mit der eingetretenen Waffenruhe war auch die Lage der Dinge in den von uns vier und einen halben Monat lang innegehabten Vororten mit einem Schlage völlig verändert. Auf den noch vor kurzem öden Straßen, die nur von den zum Vorpostendienst bestimmten Truppen betreten wurden, herrschte der regste Verkehr. Hunderte von Menschen, Männer, Frauen, Kinder, kehrten teils zu Fuß, teils zu Wagen in ihre verwüsteten oder von Truppen benutzten Wohnungen zurück. Es begann die reine Völkerwanderung. Auch uns zog es hinaus, uns die feindlichen Stellungen anzusehen, von denen unsere Truppen so lange beschossen worden waren, und uns von den Wirkungen

des Bombardements zu überzeugen. Schon am Tage nach der Übergabe unternahm ein großer Teil unseres Stabes in zwei Wagen eine Ausfahrt nach St. Denis und dessen Forts. Bis Pierrefitte war der Weg uns wohlbekannt. Wie oft waren wir bis dorthin hinausgegangen, die grünen Jäger auf ihrem gefährdeten Vorposten von Le Barage zu besuchen. Aber während man vor 14 Tagen noch ängstlich an den Häusern von Pierrefitte entlang schlich, um vor einer aus Double Couronne entsandten Granate Deckung zu suchen, und nur hier und da ein Soldat des Vorpostenbataillons sich schüchtern auf der Straße zeigte, wimmelte es heute von Fußgängern, Reitern und Fahrzeugen aller Art, so daß man stellenweise Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Vor einzelnen Häusern standen bereits heimgekehrte Paysans, die mit betäubten Mienen ihren Schaden besahen. Wie lange wird es gedauert haben, bis sie sich von den Verlusten erholt haben, die ihnen diese Zeit gebracht hatte! Ein großer Teil der Häuser war durch die eingeschlagenen Granaten in Trümmer geschossen, alle völlig ausgeräumt und im Innern verwüstet. Dort standen noch die Überreste einer von den Franzosen vor fünf Monaten aus umgestürzten Wagen, zusammengetragenen Steinen, Brettern, Möbeln aller Art errichteten Barrikade, in die auch ein Klavier hineingebaut war, auf dem unsere Vorposten zuweilen lustige Stücke gespielt hatten. Von Pierrefitte ging es nach St. Denis, an dessen Eingang uns schon die Spuren der furchtbaren Wirkungen unseres Bombardements auf jedem Schritt in die Augen fielen. Ganze Straßen, in denen kein Haus unverfehrt war. Unser erster Gang war in die Kathedrale mit den Königsgräbern, die wenig gelitten hatte. Nur einige Granaten hatten an dem äußeren Schmuck geringen Schaden angerichtet. Von dem Innern konnten wir keinen rechten Überblick gewinnen, da es in der Restauration begriffen und darum von großen Gerüsten angefüllt war. Die schönsten Denkmäler waren zur Schonung vor dem Bombardement mit Brettern, Sandsäcken und Erde bedeckt. Die Kasernen des Forts de l'Est, das wir demnächst besuchten, hatten von unsern Granaten schwer gelitten, während der Schaden an den Festungswerken selbst ein verhältnismäßig geringer war. Wie fröhlich gingen unsere Leute jetzt auf den Wällen spazieren, von denen ihnen die feindlichen Geschütze so manchen eisernen Gruß hinausgeschandt hatten. Die Stimmung unter der Bevölkerung der Stadt zeigte nichts von der erbitterten Feindseligkeit, die in Paris herrschte. Vielmehr konnte man auf allen Gesichtern die Freude darüber lesen, daß nun gegründete Aussicht auf baldigen Frieden war.

Seit der Übergabe der Forts von Paris konnten wir von unserem Stabsquartier aus auch Versailles auf einem viel näheren und bequemeren Wege als früher erreichen. Wir brauchten nicht mehr den Umweg über Argenteuil und St. Germain zu machen, sondern wir konnten nun die friedliche über die Insel Gennevilliers führende Straße benutzen. Sie führte über Gennevilliers nach Courbevoie, wo nur die Seinebrücke von Neuilly uns noch von Paris trennte. Von hier aus machten wir dem Mont Valerien, dem „Düffel Bullrian“, wie ihn unsere Truppen nannten, einen Besuch und bewunderten das schwere Geschütz, das jetzt neben dem Zeughaus in Berlin Aufstellung gefunden hat und das so oft seine großen Zuckelhüte zu unseren Vorposten hinausgeschendet hatte. Noch mehr aber als die Bastionen der gewaltigen Feste fesselte mich die entzückende Aussicht, die man von hier aus auf das bezwungen zu unsern Füßen liegende Paris hatte. Von hier ging es in anmutiger Fahrt über Suresne, die Seine entlang, nach St. Cloud. Es waren eigentümliche Gefühle, mit denen wir dieses von den Franzosen selbst in einen Trümmerhaufen verwandelte ehemalige Kaisererschloß betraten, in dessen Ruinen uns die Stelle des Zimmers gezeigt wurde, in welchem Napoleon die Kriegserklärung unterzeichnet hatte. Hier hatte Napoleon III. in Erinnerungen an seinen großen Oheim geschwelgt, hier die Kaiserin Eugenie von ihrem Gemahl Abschied genommen, als er mit ihrem Sohne in den Krieg zog. Die Drangenhaine, die in voller Pracht geblüht hatten, als Eugenie den Kaiser zum Kriege drängte, um Preußen zu demütigen, sie standen jetzt jämmerlich erfroren da; die marmornen Bildsäulen, welche die Terrassen vor dem Schlosse geschmückt hatten, waren beschmuzt oder zertrümmert; die herrlichen Bäume des Parks waren teils von Granaten zerfchmettert, teils zur Bildung von Berhauen gefällt. Der berühmte Aussichtsturm, la Lanterne, auf dem schon Napoleon I. so gern gestanden und auf das beherrschte Paris hinabgeschaut hatte, war bis auf den letzten Stein in die Luft gesprengt. Was aber weder Freund noch Feind zu zerstören vermocht hatte, das war die unvergleichlich herrliche Aussicht, die auch von hier aus auf Paris vor den bewundernden Blicken sich ausbreitete. Das Innere des Schloßes selbst war von bergshohem Schutte erfüllt. Besonders ergreifend war mir die in ihrem unteren Teile bis an die Hüften mit Stein und Schutt bedeckte Marmorstatue eines schönen Weibes, deren Haupt und Nacken aus den Trümmern hervorragte. Es war Pollets Hora (une heure de la nuit); das stumme Bild war ein berebter Zeuge des Gerichtes, das der Herr hier gehalten hatte, und

dort erinnerte eine noch stehengebliebene Porphyrsäule in erschütternder Weise an das Uhland'sche Gedicht: „Des Sängers Fluch“.

Schweigend und von ernstern Gedanken bewegt, verließ ich diese Stätte des Gerichtes, um mit den Genossen des Ausfluges über Bille d'Oray nach Versailles zu fahren. Zum letzten Male durfte ich hier in dem Quartier des Kriegsministers, Rue Colbert Nr. 9, zwei Tage rasten. Gerade einen Monat vorher hatte ich hier an der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums teilnehmen dürfen und war Zeuge gewesen, wie König Wilhelm persönlich in großer Uniform, mit der Dienstscharpe angethan, bei seinem alten Waffenmeister erschien, um ihn in tiefer Bewegung und mit Thränen der Rührung im Auge zu umarmen und dem „Feldweibel des Königs“ den Dank seines Kriegsherrn auszusprechen. Der diesmalige Aufenthalt in Versailles wurde zu einem Besuche der arg zerstohlenen südlichen Forts von Paris, Issy und Vanves, sowie zu einer eingehenden Besichtigung der Bildergallerie des Versailler Königsschlusses benutzt, in die ich bei früherer Anwesenheit nur hin und wieder einen flüchtigen Blick hatte werfen können. „A toutes les gloires de la France“ hat Louis Philipp das von ihm im Schlosse von Versailles gegründete historische Museum überschrieben. Es fehlt in dieser Sammlung nicht an herrlichen Bildwerken, aber im Großen und Ganzen ist sie doch nur ein Spiegelbild der französischen Eitelkeit. Auch die aus der Geschichte des ersten Napoleon bekannten Schlösser Meudon und Malmaison wurden von Versailles aus besucht.

Während meiner Abwesenheit war das Quartier unseres Stabes von St. Brice, wo wir vier volle Monate gelegen hatten und wo wir uns schließlich völlig wie zu Hause fühlten, nach St. Denis verlegt worden. Nicht ohne das Gefühl einer gewissen Wehmut bin ich und sind wohl die meisten von uns aus diesem Winterquartier geschieden, an das sich die mannigfachsten ernstern und heiteren Erinnerungen für uns knüpften. Noch wenige Tage vor unserem Ausmarsch von dort hatten wir in frohem, kameradschaftlichen Kreise am 2. Februar den Geburtstag unseres inzwischen zum Generalleutenant beförderten Divisions-Kommandeurs von Pape gefeiert. Das Festmahl, zu dem wir uns um den geliebten und hochverehrten Vorgesetzten vereinigten, galt zugleich der nachträglichen Feier der Übergabe von Paris, und ohne daß wir's damals wußten, war es unsere Abschiedsfeier von dem stillen St. Brice. In ernstern, wie in launigen Tischreden ließen wir noch einmal die Ereignisse der hier verlebten Monate an uns vorübergehen, und alle waren von dieser Feier so befriedigt, daß wir beschloßen, uns alljährlich

zur Geburtstagsfeier unseres Generals zusammenzufinden. Fast fünf- und zwanzig Jahre hindurch ist der damals gefasste Beschluß ausgeführt worden. In den letzten Jahren bestand freilich die Tafelrunde zum kleinsten Teil aus Mitkämpfern des Krieges 1870/71; an ihre Stelle waren andere getreten, die durch ihr dienstliches Verhältnis dem General von Pape nahestanden. Aber ihren Ursprung hat diese jährlich wiederkehrende „Papefeier“ in St. Brice gehabt. Als ein Zeugnis der frohen Stimmung bei jener ersten Papefeier mögen hier die an sich wertlosen Reime eine Stelle finden, mit denen ich damals das Geburtstagskind gefeiert habe.

Stimmt an mit hellem, hohen Klang
Ein neues Lied, zu Ehren
Des Helden, dem's so schön gelang,
Der Garden Ruhm zu mehren.

Wie war's bei St. Privat so heiß
In des Augustes Mitten,
Wie grünt so frisch das Lorbeerreis,
Das er uns dort erstritten.

Wie war bei Sedan er zur Stell'
Mit seinen Bataillonen;
Wie saßt Mac Mahon er beim Fessl
Mit Bomben und Kanonen.

Wie manchen Tag und manche Nacht
Hielt fest er trotz der Drummer;
Ob's von den Forts gleich blitzt und kracht,
Ihm macht es keinen Kummer.

Ob Stains und Birrwitz*) Meldung schickt:
„Es naht der Feind in Haufen“,
Er denkt: „nur tüchtig losgedrückt“,
Dann werden sie schon laufen.

Ob Unheil drohend sich schon zeigt
Hollebens Nasenblitzen,
Der General gelassen schweigt,
Und ruhig bleibt er sitzen.

Er weiß es ja, 's hat keine Not
Mit seinen Grenadieren;
Die halten fest bis in den Tod,
Und wenn sie auch erfrieren.

Drum hebt die Gläser allzumal,
Und freudig sei's gesungen:
Ein Hurrah hoch dem General
Und seinen tapfern Jungen!

Wir hatten übrigens keinen Anlaß, mit dem Wechsel unseres Quartiers und mit der Übersiedelung nach St. Denis unzufrieden zu sein. In dem stattlichen Gebäude der Sous-Präfectur, in welcher unser General sein Quartier nahm, fanden wir wieder ausreichende und stattliche Gesellschaftsräume für unsere Mahlzeiten und sonstigen geselligen Vereinigungen, so stattliche, daß wir es sogar mehrmals wagen konnten, den Höchstkommmandierenden der Maasarmee, Kronprinzen von Sachsen, sowie den kommandierenden General des Gardekorps, Prinzen August von Württemberg, und die Herren seines Stabes zu uns einzuladen. Während der Belagerung war dieses Haus das Kriegsquartier des französischen Kommandanten, Admiral la Roncière, gewesen. Gerade durch den Treppenschuß des Hauses war eine unserer Granaten gegangen, aber im ganzen waren doch die Beschädigungen sehr gering, und nachdem eine gründliche Reinigung des Hauses

*) Pierrefitte, von den Garde-Jägern in „Birrwitz“ verdeutscht.

von Staub und herabgefallenem Mauerwerk vorgenommen, waren sie kaum bemerkbar. Ich persönlich erhielt mein Quartier in den stattlichen Räumen der sog. Légion d'honneur, der ehemaligen berühmten Abtei von St. Denis, in welcher sich jetzt ein großes Mädchenpensionat für 450 Töchter der Ehrenlegionäre befindet. Natürlich waren die Legionärstöchter schon vor der Belagerung von Paris sämtlich zu ihren Angehörigen geflüchtet und an Raum war daher hier kein Mangel. Die großen Kreuzgänge der Abtei boten mir auch bei ungünstiger Witterung Gelegenheit, mich zu ergehen. Als ich hier am 9. Februar einzog, ahnte ich nicht, daß ich noch fast vier volle Monate hier hausen sollte. Damals glaubten wir alle mit Gewißheit, die Zeit bis zu unserer Rückkehr nur noch nach Wochen berechnen zu können. Zurückgeblieben waren in dem geräumigen Bau, dessen vier Flügel ein geschlossenes Karree bildeten, nur die Vorsteherin und deren Gesellschaftsdamen. Die erstere, eine sehr vornehme Admiralswitwe, der ich am Tage nach meiner Ankunft nach vorheriger Anmeldung meine Aufwartung machte, empfing mich, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt, mit herablassender Guld und kam allen meinen Wünschen in betreff des Quartiers mit gnädigem Wohlwollen entgegen.

Die unmittelbare Nachbarschaft der Kathedrale bot die erwünschte Gelegenheit, dem durch geschichtliche Erinnerungen so denkwürdigen Baudenkmal ein eingehendes Studium zu widmen, namentlich seitdem der machtvoll gebietende Kommandant von St. Denis, General von Medem, auf den wir später noch zurückkommen, und sein kunstsinziger Platzmajor, Premier-Lieutenant Freiherr von Mirbach, der jetzige Oberhofmeister der Kaiserin, für die Ausräumung des während der Belagerung als Pulvermagazin benutzten Gotteshauses und für die Fortschaffung aller Sandsäcke und sonstigen Schutzvorrichtungen Sorge getragen hatte. Bekanntlich ist die Abteikirche von St. Denis ein Jahrtausend lang die Begräbnisstätte der französischen Könige gewesen. Fünfzig Könige, die der Reihe nach aus den Häusern Capet, Valois, Bourbon Frankreich regiert haben, mit Ausnahme Philipps I., Ludwig VII. und Ludwig XI., die nachweislich anderweit bestattet sind, haben hier geruht, bis sie durch eine der furchtbarsten Schandthaten der Revolution in ihrer Ruhe gestört wurden. Rohe Banden drangen durch die untern Fenster vom hohen Chore in die unter demselben belegene Krypta ein, zertrümmerten die Königsgräber heraus, zertrümmerten sie, stülpten sie um, daß die noch vorhandenen Aschenreste herausfielen und schmolzen die bleiernen Umhüllungen der Särge zu Kugeln um. Der Anfang dieser Gräberschändung wurde am 12. Oktober 1793 in dem

Grabkeller der Bourbonen gemacht, an demselben Tage, wo gerade hundert Jahre vorher der Erbauer dieses Grabgewölbes, Ludwig XIV., die deutschen Kaisergräber in Speyer hatte öffnen und plündern lassen, ein Zusammenreffen, bei dem sich unwillkürlich das Bekenntnis aufdrängt: „Das ist Gottes Finger!“ Beiläufig sei hier daran erinnert, daß derselbe Ludwig XIV. seine Residenz von St. Germain nach Versailles verlegte, weil ihn der Anblick der Kathedrale von St. Denis, die er aus den Fenstern seines Schlosses in St. Germain erblicken konnte, mit Angst erfüllte. — Über einen Monat hat die Verwüstung der Königsgräber gewährt. Die hinausgeworfenen Leichen wurden in zwei großen Gruben am Seitenportale der Kirche zusammengeworfen, von denen die eine für den Grabkeller der Capets und Valois, die andere für den der Bourbonen ausgehoben war. Zwanzig Jahre später sind diese Gruben dann wieder geöffnet und mit ihrem Inhalt, da kein Körper mehr zu erkennen war, mehrere Metallfärge gefüllt worden, die dann mit großer Feierlichkeit in der Krypta beigesetzt und in den Fundamenten vermauert worden sind. Zwei große schwarze Marmortafeln, deren eine alle Namen vom Könige Dagobert an bis zum letzten Valois, die andere die der Könige aus dem Hause Bourbon enthält, sind über dieser neuen gemeinsamen Grabstätte angebracht. Welch' ein Gottesgericht, von dem diese Tafeln Zeugnis geben!

Napoleon I. hat sich dann der verwüsteten Kirche, die abwechselnd als Tempel der Vernunft, als Artillerie-Depot, als Theater für herumziehende Banden, und schließlich als Salzmagazin gedient hatte, liebevoll angenommen; auch bestimmte er für sich und seine Familie, einst dort beigesetzt zu werden. Sein Wunsch ist ebenjowenig in Erfüllung gegangen, wie der Napoleons III., welcher unter dem Hauptaltare eine großartige Gruft bauen und durch zwei vor dem Altare belegene Steinplatten die Stelle bezeichnen ließ, wo einst er und die Kaiserin ruhen wollten.

König Ludwig XVIII. hat dann die Kirche vollständig wiederherstellen und was von Denkmälern gerettet worden war, wieder hineinbringen, sowie an Stelle der zerstörten Denkmäler neue herstellen lassen. So wandelt man jetzt in den Seitenschiffen gewissermaßen in Denkmälergassen. Durch ihre auffallende Größe fesseln den Blick insbesondere die Grabdenkmäler Ludwigs XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne, Franz' I. und seiner Gemahlin Claudia, Heinrichs II. und seiner Gemahlin Katharina von Medici, große Marmorhäuser, in deren offener Rundbogenhalle die Königspaare auf ihren Sarkophagen liegen. Der Unterbau zeigt in

kostbaren Basreliefs die Glanzthaten jeder einzelnen Regierung, so beispielsweise das Fundament des Denkmals Franz' I. die Schlachten von Marignano und Cerifolles. Wie viele längst vergessene geschichtliche Daten gab es da aufzufrischen. Ich bedauerte oft, meinen guten Schwiegervater nicht bei mir zu haben, der sich auf seine auf alle Einzelheiten der französischen Geschichte erstreckenden Kenntnisse immer besonders viel zu gute that. — Ein schönes Bildnis der Königin Marie Antoinette in knieender Stellung, das vorher in der Krypta gestanden hatte, über der Stelle, an welcher Ludwig XVIII. die freilich sehr wenig beglaubigten Überreste des unglücklichen Königs Ludwig XVI. und seiner Gemahlin hat beisetzen lassen, war — ich weiß nicht, auf wessen Veranlassung — nach oben gebracht worden, und es war mir ein Beweis des tiefgewurzelten monarchischen Sinnes unseres Volkes, daß die deutschen Besucher der Kathedrale, Offiziere wie Soldaten, immer mit besonderer Andacht vor diesem Bildnisse stehen blieben, als hätten sie der unglücklichen Königin noch nachträglich ihre Huldigungen darbringen wollen.

Bei der umsichtigen Fürsorge, welche die Kommandantur und insbesondere der Platzmajor von St. Denis der Kathedrale und ihren Denkmälern widmete, war es um so unverantwortlicher, wenn damals ein Chanoine der Kirche, Abbé Testory, in der Zeitung *La vérité* einen Aufsatz veröffentlichte, in welchem er die deutschen Truppen beschuldigte, daß sie wie Horden von Barbaren die Königsgräber entweiheten und die Denkmäler verstümmelten, von denen er eine große Zahl namentlich aufführte. Auf die Kommandantur vorgeladen, wurde er seiner Übertreibungen und Unwahrheiten dermaßen überführt, daß er sich zum öffentlichen Widerruf bereit erklärte und unaufgefordert sein Ehrenwort gab, nichts derartiges mehr schreiben zu wollen. Der Widerruf erschien nicht, weil wie Mr. Testory behauptete, die Journale die Aufnahme verweigerten. Dagegen erschien kurz darauf in einem andern Journale, von dem Mr. Testory annehmen mochte, daß es der Kommandantur nicht zu Gesicht kommen würde, ein langer Bericht unter der Überschrift „*La dévastation de la cathédrale de St. Denis*“, welcher die Prussiens nicht nur beschuldigte, die Kirche mit mehr als zweihundert Granaten bombardiert zu haben, sondern auch der deutschen Besatzung Zerstörungen an und in der Kirche zur Last legte, welche nachweislich zum Teil schon aus den englischen Kriegen, zum Teil aus der Revolution herührten. Ja der würdige Herr schämte sich nicht, in die Welt hinauszuschreiben, daß die deutschen Soldaten Fürstengräber aufgerissen und die

Särge auf das Straßenpflaster geworfen hätten, obwohl er sehr wohl wußte, daß dort überhaupt keine Särge mehr zu öffnen waren; die Pariser Rotten hatten das längst besorgt. Ja er hatte die Frechheit, der Kommandantur wiederholt Anzeige über neue angeblich an den Gräbern vorgekommene Verstümmelungen zu machen, die nach amtlichen Listen schon aus alter Zeit herrührten. In der Kathedrale an Ort und Stelle seiner Lügen überführt, wurde er auf Befehl des Kommandanten verhaftet und trotz des feierlichen Protestes, den er mit dem üblichen Phrasenschwall einlegte, in Gegenwart verschiedener Besucher der Kirche durch zwei bereitstehende Garde-Jüliere festgenommen und auf das Fort La Brèche abgeführt. Er hatte dem Platzmajor, als ihm dieser die Verhaftung ankündigte, gedroht, daß die ganze Bevölkerung von St. Denis dadurch in Aufruhr gebracht werden könnte. Aber als er nun durch die Straßen geleitet wurde, rührte sich keine Hand, und man sah bei den Einwohnern nur höhnische Gesichter. Zu Paris rief die Kunde von der Verhaftung des Herrn Abbé allerdings große Aufregung hervor. Der Erzbischof von Paris schickte eine Deputation von vier betagten Canonics nach St. Denis, die um seine Freilassung baten, und im Auftrage von Jules Fabre erschien ein Generalstabsoffizier, um über General von Medem Beschwerde zu führen und die sofortige Freilassung des M^r. Testory in einer der Lage der Verhältnisse wenig entsprechenden Form zu fordern. Es wurde dem Abgesandten bedeutet, daß er St. Denis sofort zu verlassen habe, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Erst nachdem die Lügen des M^r. Testory durch eine aus Pariser Prälaten, dem Maire von St. Denis, dem Baumeister der Kirche, einem Delegierten der Stadt und dem Platzmajor von Mirbach zusammengesetzte Kommission amtlich erwiesen und in einem aufgenommenen Protokoll als solche anerkannt waren, und M^r. Testory, wenn auch in echt jesuitischer Weise, Widerruf geleistet hatte, wurde er nach achttägiger Haft entlassen. Ein strenges Verfahren war hier um so mehr angezeigt, als leider auch das Oberkommando sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, den verleumderischen Berichten einigen Glauben zu schenken, weil man einen so hochgestellten Geistlichen solcher Schurkerei nicht für fähig hielt. — Raum aber war St. Denis von den deutschen Truppen geräumt, als M^r. Testory von neuem zu noch schmälicheren Verleumdungen den Mut fand. Er scheute sich nicht, zu behaupten, General von Medem habe selbst nach einem unmäßigen Frühstück in angetrunkenem Zustande aus protestantischem Fanatismus Zerstörungen an den Königsgräbern verübt und ihn, weil er gegen diese

Roheit protestiert habe, von dem ebenfalls betrunkenen Platzmajor verhaften lassen. Eine Beschwerde, welche über diese Unverschämtheit auf diplomatischem Wege von Seiten der deutschen Regierung geführt wurde, hat nur den Erfolg gehabt, daß Mr. Testory auf Vorschlag des französischen Gouvernements zum Bischof von St. Denis ernannt worden ist. In allen französischen Kriegsbüchern und in Beschreibungen der Kathedrale von St. Denis werden die Lügen des Mr. Testory noch heute aufgetischt und die von den Preußen verübte Verwüstung des Gotteshauses mit der durch die französische Revolution verübten auf eine Linie gestellt. — Es giebt keine Schändlichkeit, die man den „Prussiens“ anzudichten in Frankreich nicht für erlaubt hält, und die nicht ohne jede Prüfung Nachbeter findet. Danach sind auch die neuerlichen Veröffentlichungen des General Munier über den angeblich von einem höheren preußischen Offizier verübten Diebstahl zu beurteilen, die wahrlich des Aufhebens nicht wert sind, das man von ihnen gemacht hat.

Auch für die Ausübung des geistlichen Dienstes erwies sich das neue Quartier als das denkbar günstigste. Auf dem weiten Hofe der Abtei und in den Hallen und Gängen des weitläufigen, aus schonender Rücksicht von Einquartierung fast ganz befreit gebliebenen Baues herrschte die größte Ruhe. Vor Störungen bei der Arbeit war man in dieser klosterartigen Abgeschlossenheit fast völlig sicher, und das war um so erwünschter, als die geistliche Versorgung und seelsorgerische Bedienung der Truppen von nun ab in weit größerem Umfange erfolgen konnte als bisher, was aber auch wieder eine gründlichere und sorgfältigere Vorbereitung erforderlich machte. Man konnte jetzt eines zu gelegentlicher stiller Sammlung geeigneten Studierzimmers kaum entbehren. Die eingetretene Waffenruhe machte es dem Feldgeistlichen möglich, für die nun zur Ruhe gekommenen Truppen öfter und regelmäßiger als bisher Gottesdienst abzuhalten, für welche die in den Kantonnements der Truppen vorhandenen, meist schönen und stattlichen katholischen Kirchen auch jetzt noch ohne alle Schwierigkeiten zur Verfügung gestellt wurden. Für die auf den Forts liegenden Truppenteile wurden wohl auch die weiten Hofräume derselben zur Abhaltung der Gottesdienste im Freien benutzt und so wurde neben das preußische oder deutsche Banner, das auf ihren Wällen wehte, auch die Fahne des Kreuzes aufgepflanzt. In den ersten Gottesdiensten nach der Übergabe der Forts fand vor allem das Gefühl des Dankes für die eingetretene Waffenruhe und für die damit sich eröffnende Aussicht auf den nahen Frieden einen lauten und freudigen

Ausdruck. Anderseits durfte die Predigt in diesen Wochen es doch auch nicht verschweigen, daß der Wiederbeginn des Kampfes noch immer nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, und man mußte sich also hüten, voreilige Friedenshoffnungen zu erwecken. Das „Wachet und betet“ mußte auch in dieser Zeit noch immer den Grundton der Predigt bilden, um die Herzen zu ermuntern, wenn es Gottes Wille wäre, getrost noch einmal das in der Scheide ruhende Schwert zu ziehen und neuen Kämpfen entgegenzugehen. Aber je mehr die Aussicht auf den endgiltigen Friedensschluß von Tage zu Tage festeren Bestand gewann, um so mehr durfte die Predigt auch jetzt wieder den Ton ruhiger und erbaulicher Betrachtung anschlagen.

Für mich persönlich war fortan die schöne Parochialkirche von St. Denis, die zwar an einigen Stellen die Spuren des Bombardements zeigte, aber doch im ganzen wohl erhalten war, die Hauptkirche, in der ich von Anfang Februar bis Ende Mai fast sonntäglich gepredigt habe. Die schönere und großartigere Kathedrale eignete sich schon wegen der noch unvollendeten Reparaturarbeiten, die der Krieg plötzlich unterbrochen hatte, und wegen der völlig mangelnden Gestühle weniger zum evangelischen Gottesdienst, auch vermieden wir es gern, die Franzosen unnötiger Weise in ihren Gefühlen zu verletzen. Ein zweiter Gottesdienst wurde dann noch des Sonntags und ein dritter und vierter in der Woche in den anderweitigen Kantonnements oder in den weiter zurückliegenden Lazaretten abgehalten. Von den ersteren seien hier nur die auf der Insel Gennevilliers gelegenen Ortschaften Courbevoie, Colombes, Asnières u. a. genannt, in deren Kirchen ich wiederholt evangelischen Gottesdienst gehalten habe. Als ich zum ersten Male das in Courbevoie liegende erste Garderegiment in der schönen kuppelförmigen Kirche zum Gottesdienst versammelt hatte, bemerkte ich mitten unter den Soldaten einen Civilisten, der mit sichtlichcr Aufmerksamkeit und, wie es mir schien, mit innerer Bewegung der Predigt folgte. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes kam er an mich heran und sprach mir mit deutschem Händedruck und mit herzlichen deutschen Worten seinen Dank für die Predigt aus, indem er mich zugleich bat, ihn in seinem Hause zu besuchen. Sein Name war Zipperlen; ein Württemberger von Geburt, war er schon seit 26 Jahren in Courbevoie wohnhaft als Vorsteher eines evangelischen Asyls für Sieche und Kinder der sog. Lambert'schen Stiftung und als Prediger der kleinen evangelischen Gemeinde, die auf dem Grundstück eine eigene Kapelle besitzt.

Das Zusammentreffen mit einem deutschredenden Amtsbruder hier vor den Thoren von Paris gereichte mir zur großen Freude. Zwar war er

durch sein Amt, durch seine Familie (einer seiner Söhne weilte als gefangener Offizier in Königsberg) und durch alle seine Beziehungen Franzose geworden und von tiefstem Schmerze über das Unglück Frankreichs erfüllt, das ihn auch persönlich schwer betroffen hatte. Nur mit Thränen in den Augen sprach er von der Zukunft Frankreichs. Doch hatte er treu auf seinem Posten ausgehalten, wo so viele andere nur an sich selbst und ihre Rettung dachten. Er hatte seit dem Beginne des Krieges die Geschäfte des abwesenden Maire übernommen und suchte in dieser Stellung durch freundliches Entgegenkommen und durch verständige Vermittelung der Stadt Courbevoie die Lasten der Occupation, soweit es in seinen Kräften stand, erträglich zu machen. Aber er war der erste evangelische Geistliche in Frankreich, bei dem ich ein unbefangenes und unparteiisches Urtheil über die eigentlichen Ursachen des Krieges und des über Frankreich hereingebrochenen Gerichtes gefunden habe. Trotzdem er in keiner Weise seine patriotischen Gefühle, die auf Seiten Frankreichs standen, verleugnete, und weit entfernt war von aller kriechenden Unterwürfigkeit gegen die augenblickliche Gewalt, gewann er sich doch in kurzer Zeit alle in Courbevoie liegenden Offiziere zu Freunden, namentlich die, mit denen er in seiner Eigenschaft als Maire im dienstlichen Verkehr stand. Der Kommandeur des ersten Garde-Regiments, Oberst von Böhn, der damalige Kommandant von Courbevoie, Major von Brittwitz, vor allen aber der in seinem Hause einquartierte Stabsarzt Dr. Rueffe bewahren ihm noch heute das herzlichste Andenken. Für mich aber war es jedesmal eine Erquickung, wenn ich nach dem Gottesdienste ein Stündchen bei ihm vorsprechen durfte. Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch einen andern evangelischen Geistlichen erwähnen, der es verstand, das französische Nationalgefühl, das ihn von uns trennte, mit evangelischer Bruderliebe, in der er sich mit uns eins wußte, zu vereinigen. Es war dies der im Dienste einer Evangelisations-Gesellschaft in St. Denis stationierte Mr. Saglier, der mit mir und andern Amtsbrüdern allezeit in der herzlichsten Freundlichkeit und mit voller Unbefangenheit verkehrt hat und die fanatischen, bittersten Nationalhaß atmenden Kundgebungen gewisser protestantischer Geistlichen in Paris, die früher auf manchem deutschen Kirchentage und bei mancher kirchlichen Versammlung mit fast übertriebener Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit in Deutschland aufgenommen worden sind, tief beklagte. An solchen, wenn auch vereinzelt Fällen gewann man die wohlthuende Überzeugung, daß es eine wahrhaft evangelische Katholizität giebt, die auch bei der bis zu blutigen Kriegen

gesteigerten Trennung der Nationen der gemeinsamen Gaben und Aufgaben des evangelischen Glaubens sich bewußt bleibt.

Leider haben wir ja mit vielen protestantischen Geistlichen in Frankreich ganz andere Erfahrungen gemacht. In wie kindischer Weise selbst solche evangelische Geistliche, die einen großen Teil ihrer geistigen und theologischen Bildung deutschen Universitäten zu verdanken hatten, ihrem Nationalhaß zuweilen Luft machten, davon hier nur ein Beispiel statt vieler. Ein junger Theologe, der als Einjährig-Freiwilliger bei einem unserer Garderegimenter stand und mir zuweilen die Freude seines Besuches machte, war auf der Universität Tübingen mit einem jetzt in Paris angestellten Geistlichen, Pasteur Berger, innig befreundet gewesen. Er hatte mit ihm derselben studentischen Verbindung angehört und auch später mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden. Als wir in St. Denis lagen und der Verkehr von Paris zu uns freigegeben war, schrieb er ihm, in der unbefangenen Weise an die früheren Beziehungen anknüpfend, daß er und mehrere andere ihm bekannte junge Theologen, die gleichfalls als Freiwillige bei der Garde standen, den dringenden Wunsch hätten, ihn einmal wiederzusehen und fragte ihn, ob es ihm nicht möglich sei, an irgend einem zu verabredenden Orte eine Zusammenkunft zu vereinbaren. Statt der gehofften Aussicht auf einen Besuch des Freundes in St. Denis erhielt er den nachfolgenden, man kann wohl sagen, fast impertinenten Brief, in französischer Sprache geschrieben, während der Schreiber desselben, der jahrelang auf deutschen Universitäten studiert hatte, der deutschen Sprache vollkommen mächtig war.

Mes amis,

Paris, le 21 février 1871.

Vous m'invitez à m'asseoir en camarade à votre table, après que, pendant des semaines, j'ai entendu vos obus siffler autour de moi, après que cinq mois durant j'ai vu notre malheureux peuple de Paris manger pour toute nourriture des choses, que vous n'auriez pas données à vos chiens et des milliers de mes frères mourir de misère et de froid; vous croyez que je vais me joindre à vous pour boire à la santé de votre misérable pays. Oppresseurs de l'Alsace, meurtriers de Strasbourg, auteurs d'une guerre injuste et douloureusement sanglante, vous me pensez capable d'oublier de ce que vous avez fait.

Détrompez-vous. J'ai aimé l'Allemagne ardemment, je ne la hais pas aujourd'hui, parce que Jésus-Christ n'a pas maudit ses bourreaux, mais je vous dis: priez Dieu qu'il vous pardonne, car vous êtes de grands coupables.

Je n'irai pas à Saint-Denis humilier la justice devant la force, et si notre malheur veut que vous entriez à Paris, je vous prie de ne pas frapper à ma porte, elle vous serait moins hospitalière.

Je renverrai à Berlin le ruban tricolore qui m'a uni à vous; ce n'est pas moi, c'est vous qui l'avez brisé. Mais les souvenirs qu'il emporte avec lui sont depuis longtemps ensevelis dans les ruines de Strasbourg et dans la tombe de mes amis morts pour la justice. J'ai appris avec douleur la mort de nos amis tombés en combattant; ils étaient dignes de servir une meilleure chose. Que Dieu ait leurs âmes. Le jour où mon cher ami Bonnet succombait au Bourget, j'étais à quelques pas de lui sous vos obus relevant nos blessés.

Et maintenant encore une fois que Dieu vous pardonne!

Votre ancien ami

Samuel Berger, pasteur.

Ich habe geglaubt, dieser Kundgebung eines unverföhnlichen Hasses, der in seinem Unverstande soweit geht, Einjährig-Freiwillige für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen, nichts weiter hinzufügen zu dürfen.

Eine während der Belagerung uns versagt gebliebene Unterhaltung war nach der Wiederherstellung und Freigebung eines ungehinderten Verkehrs mit Paris das Lesen französischer Zeitungen, durch die wir nun täglich über die Vorgänge in der Hauptstadt und über die in ihr herrschende Stimmung unterrichtet wurden. Freilich war dies zum Teil ein sehr zweifelhafter Genuß. Nur mit Schaudern und Entsetzen konnte man die wutschraubenden Ergüsse lesen, in denen sich immer nur der Ärger und Verdruß über die erlittenen Niederlagen und das wildeste Geschrei nach Rache kundgab, aber niemals auch nur eine Spur von ernster Einkehr und von einer Demütigung unter die strafende Hand Gottes. Über die in den Telegrammen und Ansprachen des Königs immer wiederkehrende Erwähnung der Hilfe Gottes ergingen sich die Pariser Zeitungen in täglich neuen Äußerungen des rohesten Spottes und der Verhöhnung. In ihren Augen waren diese Kundgebungen eines wahrhaft frommen demütigen Sinnes, in welchen der Kaiser sein Volk ermahnte, dem Herrn die Ehre zu geben, nichts als bewußte und berechnete Heuchelei. Geradezu empörend waren die scheußlichen Karikaturen, welche die bunt illustrierten Blätter vom Kaiser brachten, in deren Unterschriften er mit besonderer Vorliebe als Guillaume l'ivrogne, trunken von Blut und Wein, bezeichnet wurde. Fast noch größer und widerlicher freilich war der Hohn und Spott, mit dem der gefallene Kaiser Napoleon in diesen Blättern überschüttet wurde. Daß sich dieses elende Volk mit solchen rohen und gemeinen Wiken über den Herrscher, vor dem sie in Unterwürfigkeit gekrochen sein würden, wenn er ihre Eitelkeit in errungenen Siegen befriedigt hätte, sich selbst am meisten entehrte, da-

für hatte es kein Verständnis. War Louis Napoleon wirklich der Glende, den sie jetzt verdammt, dann richteten sie sich selbst am meisten, daß sie sich so lange der Herrschaft eines Glenden gebeugt hatten. Kein Schimpfwort war stark genug für den unglücklichen Kaiser; mit seiner Verurteilung glaubten dieselben Journale, die vorher zum Kriege geheßt, die mit dem Rufe à Berlin! à Berlin! die Leidenschaften entfesselt hatten, sich jetzt jeder Verantwortlichkeit für den Krieg und seine Folgen entziehen zu können. Daß Frankreich durch ihn seinen Ruhm verloren hatte und sich nun in seiner Eitelkeit verletzt sah, das war die Sünde wider die Majestät des französischen Volkes, die man ihm nicht vergeben konnte.

Sowohl die Fahrten zu den Gottesdiensten, als die Tage, an denen sich zur Ausübung des geistlichen Berufes keine Gelegenheit bot, wurden bei dem herrlichen Wetter, das uns fast den ganzen Februar hindurch vor Paris beschieden gewesen ist, dazu benutzt, um uns in der nun überall offen vor uns liegenden, landschaftlich so herrlich ausgestatteten Umgebung von Paris umzusehen. So verweilte man in Courbevoie gern an der Brücke von Neuilly, um das Treiben auf ihr anzusehen; auf der einen Seite der Brücke nach Courbevoie zu standen die preußischen, auf der anderen nach Neuilly zu die französischen Vorposten. Hunderte von Menschen und Wagen mußten oft stundenlang auf beiden Seiten stehen und auf die Prüfung ihrer Pässerscheine warten, ohne die sie weder nach Paris hinein, noch von dort zu uns herausgelassen wurden. Der erstere Verkehr wurde allerdings bald völlig frei gegeben. Unsere Vorposten ließen schon nach wenigen Tagen jeden, der nach Paris hinein wollte, unbehelligt und überwachten nur den Verkehr von dort zu uns. Als wir eines Tages so an der Brücke standen, um das hin- und herwogende Treiben uns anzuschauen — fast unser ganzer Divisionsstab war auf einer Ausfahrt nach dem Mont Valerien, St. Cloud u. s. w. begriffen — entstand mit einemmale eine Bewegung; alle Blicke richteten sich nach einem auf die Brücke zukommenden Wagen, der mit Hurrahrufen begrüßt wurde. Es war der teure Kaiser, der auch aus Versailles herausgefahren kam, um den Verkehr an den Vorposten sich anzusehen. Kaum war er unserer ansichtig geworden, als er uns alle herbeiwinkte und an jeden freundliche Worte richtete. Die umstehenden Franzosen waren sichtlich ergriffen von der ehrwürdigen und doch so schlichten Erscheinung des Kaisers, der so huldvoll mit uns sprach und so zwanglos und ohne jede schützende Begleitung seine Spazierfahrt machte, als ob er in Berlin durch den Tiergarten führe.

Auf den von uns in diesen Wochen unternommenen Fahrten ging es das eine Mal am Bois de Boulogne entlang, das nur durch die Seine von uns getrennt war; ein anderes Mal wurden die Grabstätten des Vaters und der beiden Brüder Napoleons III. zu St. Eu aufgesucht; wieder ein anderes Mal war das am Fuße des Mont Valérien gelegene Rueil mit den wunderbar schönen Grabmälern der dort bestatteten Kaiserin Josephine und der Königin Hortense das Ziel eines Ausfluges. Der Sakristan, der uns in der Kirche von Rueil herumsführte, hatte die Kaiserin noch erkannt und seine Augen leuchteten, so oft er ihren Namen nannte.

Als die am 23. Februar abgelaufene Waffenruhe um mehrere Tage verlängert wurde, benutzte ich diesen Aufschub zu einem Ausfluge nach Rouen und Dieppe, den ich in Gemeinschaft mit dem „Kanonikus“, wie ihn unser latinisierender Justizrat zu nennen pflegte, Lieutenant Reineke, und dessen gleichfalls artilleristischen Freunde, Lieutenant Schmidt, unternahm. Von dem hinter einer gesprengten Seinebrücke gelegenen Bahnhof Maison Lafitte aus gelangten wir in vierstündiger Fahrt nach Rouen, wo wir beim hellsten Sonnenschein in den Bahnhof einfuhren und in dem am Seinequai schön gelegenen „Hotel Albion“ gutes Quartier fanden. Am andern Morgen wurde in Rouen die herrliche Kathedrale besucht, die mit ihren himmelanstrebenden gothischen Säulenhallen mit dem Kölner Dom wetteifern kann, und dann ging es in zweistündiger Eisenbahnfahrt nach Dieppe, wo ich zum erstenmale in meinem Leben das gewaltige, weite Meer vor mir sehen durfte. Im „Hotel Royal“, wo wir abstiegen, fanden wir den mir von Koblenz her bekannten General von Schimmelmann mit seinem Divisionsstabe und viele andere Bekannte. Der ganze Rest des Tages wurde mit Spaziergängen am Strande und an dem Hasen zugebracht, an welchem letzteren freilich unter den obwaltenden Umständen von dem sonst hier so lebhaften Schiffsverkehr nichts zu sehen war. Sehr nahe trat an mich die Versuchung heran, von Dieppe aus der englischen Küste einen Besuch abzustatten. Ein reicher Engländer hatte dem in Dieppe liegenden General von Kottwitz seine Privatjacht zur Überfahrt nach England zur Verfügung gestellt und dieser machte mir den Vorschlag, ihn auf der Fahrt zu begleiten. Nachts um zwölf Uhr sollte die Fahrt losgehen und am folgenden Morgen wären wir an Englands Küste gelandet. Aber so verlockend das Anerbieten auch war, wagte ich doch nicht, mich gerade jetzt noch weiter von unserer Division zu entfernen. Der Telegraph hatte inzwischen die Nachricht gebracht, daß tags zuvor am 26. Februar in Versailles die Friedenspräliminarien zum

Abſchluß gekommen und unterzeichnet worden ſein, und daß bis zur Ratifikation der Präliminarien durch die franzöſiſche Nationalverſammlung in Bordeaux Paris oder vielmehr der in den Friedensbedingungen vorgeſehene Abſchnitt von Paris von unſeren Truppen beſetzt werden ſolle. Gleichzeitig erfuhr ich, daß nächſt dem elften und einem bayeriſchen Armeekorps die Garden zur Beſetzung von Paris auserſehen ſein. Da galt es, mit der Rückkehr zu eilen. Das weltgeſchichtliche Ereigniß eines Einzuges in Paris wollte ich doch nicht um einer Spritzfahrt willen verſäumen. Überdies rief mich auch die Pflicht auf meinen Platz zurück. Kam es wirklich dazu, daß die Garden in Paris einzogen, wie es für den 3. März vorgeſehen war, dann durfte ich auch nicht fehlen. Konnte ich mir's doch nicht anders denken, als daß in dieſem Falle ein großer Feldgottesdienſt mit einem Te Deum auf dem Place de la Concorde gehalten werden würde, wie es ſchon einmal nach dem Einzug der Verbündeten im Jahre 1814 geſchehen war. Daß es ſo ganz anders kommen ſollte, daß die Geſellſchaft in Bordeaux, um den Einzug der Garden und den längeren Aufenthalt der deutſchen Truppen auf dem geheiligten Boden von Paris zu verhindern, den Frieden Hals über Kopf annehmen würde, konnte ich nicht wiſſen. So wurde denn am folgenden Tage, den 28. Februar, ſchleunigſt die Rückreiſe angetreten. Rouen wollten wir aber doch nicht verlaſſen, ohne wenigſtens die Hauptſehenswürdigkeiten in Augenschein genommen zu haben. Das in dem mitgebrachten Bädeler vorgezeichnete Penſum wurde nach Kräften erledigt. Beſonders lohnend war ein Gang auf einen nahe bei Rouen gelegenen, von der Wallfahrtskirche Notre Dame de bon Secours gekrönten Berg, von dem man eine entzückend ſchöne Ausſicht auf Rouen mit ſeinen ſtattlichen Kirchen genoß. Als wir am folgenden Vormittag wieder auf dem Bahnhof Asnières eintrafen, erfuhren wir zu unſerer Beruhigung, daß unſere Gardetruppen noch ruhig in ihren bisherigen Quartieren ſtanden und erſt am folgenden Tage behufs des für den 3. März in Ausſicht genommenen Einzuges näher zuſammenrücken ſollten. Wie ſchon bemerkt, wurde auch daraus nichts. Im erſten Augenblicke wollte ſich unſerer ein Gefühl der Verſtimmung darüber bemächtigen, daß uns der Einzug in Paris, mit dem wir uns in Gedanken ſeit Monaten beſchäftigt hatten, entgegen ſollte. Aber nachdem wir am 2. März nachmittags den in Paris eingezogenen deutſchen Truppen einen Beſuch abgeſtattet hatten, und uns von der Lage, in der ſie ſich dort befanden, durch den Augenschein überzeugt hatten, wich dieſe Verſtimmung der allgemeinen Befriedigung darüber, daß uns der Einzug erſpart blieb. Verſchloſſene Häuſer und Läden, ver-

hängte Fenster, ausgehängte Trauerflore, kein Mensch auf den Straßen, außer einigen pfeifenden Gamins, alle Butiken, selbst die Restaurants wie ausgestorben, das war alles, was wir außer den auf den Champs Elysées und auf dem Place de la Concorde bivakierenden Truppen zu sehen bekamen. Nicht unsere, sondern französische Posten hatten die Ausgänge der von unseren Truppen okkupierten Straßen und Plätze besetzt und schnauzten förmlich jeden an, der nur in die Nähe solchen Ausgangspunkts kam. Der Eingang in die Rue Rivoli, in den Tuileriengarten und an den schönen Seinequai an der Südseite der Tuileries war verschlossen und verbarriakadiert. Nur zu gewissen Stunden war als außerordentliche Vergünstigung der Durchgang durch den Tuileriengarten, die Tuileries und das Betreten des Louvre gestattet. Als einige deutsche Offiziere einen Augenblick sich an einem Balkonfenster des Louvre sehen ließen, erhob sich auf der von uns nicht besetzten Seite des Palastes ein förmliches Wutgeheul wie ein Bellen von einigen Tausend eingesperrten Hunden und der Kommandant des von französischen Truppen besetzten Louvre bat uns, auf einen Besuch der Säle zu verzichten, da man befürchten müsse, daß der Pöbel die Scheiben einwerfen werde, wenn er uns an den Fenstern der abgesperrten Straße erblicke. Im Louvre selbst war übrigens auch nichts zu sehen; alle Sammlungen und namentlich die schönsten Bilder waren fortgeschafft.

Es war schwer, das Gefühl der Enttäuschung über die Behandlung, welche sich unsere siegreichen Truppen gefallen lassen mußten, ganz zu unterdrücken. Es machte vielmehr den Eindruck, als wenn wir in einem Stadtteil von Paris eingeschlossen gewesen wären, als daß wir in der nach langem Kampfe überwundenen Hauptstadt als Sieger weilten. Gewiß muß zugestanden werden, daß unser Einzug in Paris in Wirklichkeit kein Triumphzug war, wie die Franzosen ihn zweifellos unter ähnlichen Verhältnissen mit möglichstem Pomp veranstaltet haben würden. „Ein Triumph“, so schrieb damals ein Augenzeuge jener Vorgänge, „verhöhnt den Besiegten, hier höhnte der Besiegte den Sieger; im Triumph trägt man die Trophäen des Sieges zur Schau, hier waren nur unsere ehrlichen Waffen und Fahnen zu erblicken; durch einen Triumph fügt man der Niederlage die Kränkung hinzu, hier wurde alles auf das Sorgfältigste vermieden, was das Gefühl des Besiegten verletzen konnte; endlich gehört zum Triumphzuge doch vor allen Dingen der Triumphator; — der deutsche Kaiser und der Oberfeldherr der III. Armee, dessen Heereshaufen einzogen, nahmen keinen Teil an dem Einzug.“

Aber trotzdem war es doch nichts als eitle und elende französische Prahlerei, wenn die Pariser diesen Verzicht des Siegers auf den Pomp eines glorreichen Triumphzuges als Schwäche und Furcht vor ihrer „großartigen Haltung“ ausgelegt haben. Was in aller Welt hätte die deutsche Heere hindern können, im Sinne des alten und neuen Cäsarentums zu triumphieren, wenn sie gewollt hätten? Kaiser Wilhelm und die in seinem Namen handelnden Führer des Heeres hatten aber nur den doppelten Zweck im Auge, einerseits dem französischen Volke den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß Paris in ihrer Gewalt wäre, und die heulenden Gamins und Pöbelhaufen von Paris, welche wie die Hunde hinter den Barrikaden mit den Zähnen fletschten, hätten unsere Heere wahrlich nicht gehindert, auch über den Place de la Concorde hinauszudringen; und andererseits galt es, auf den Friedensschluß einzuwirken — und auch dieser Zweck wurde vollständig erreicht. So zog das deutsche Heer in Paris ein, wie es hundertmal im Verlaufe des Krieges irgend einen Berg, irgend einen Wald besetzt hatte, um bestimmte Zwecke des Führers zu erreichen.

Weit entfernt, daß die „großartige Haltung“ der Pariser für die deutsche Heeresleitung bestimmend gewesen ist, die Besetzung der Stadt auf einen kleinen Teil derselben zu beschränken, waren es vielmehr lediglich strategische und in dem eigenen Interesse der deutschen Armee liegende Gründe, welche für diesen Verzicht den Ausschlag gegeben haben. Und wenn ich jemals im Feldzuge Gelegenheit gehabt habe, die Zucht unseres Heeres zu bewundern, so war das bei diesem Anlaß der Fall. Ruhig, wie auf dem Exerzierplatze, so fest in ihrer Haltung, so tadellos in ihrem Auftreten, als hätten sie eben erst ihr Friedensquartier verlassen, marschierten die Reihen. Wehrlose Buben, die ein Wink hätte wie Würmer unter die Füße treten können, schnitten Grimassen und riefen Schimpfwörter; man achtete ihrer nicht, man zürnte nicht über sie. Vom Pöbel gehegte Wirte weigerten sich, dem deutschen Krieger für sein Geld Speise und Trank zu verkaufen; er aß, was er mitgebracht hatte, wie er es unzählige Male auf dem Schlachtfelde gethan und zürnte nicht. Mit Lächeln schaute der deutsche Krieger auf das wüste Treiben, das ihn umgab. Man mußte diese Haufen verachten, die wie tolle Hunde sich geberdeten und, wenn ein Soldat zum Scherze die Büchse spannte, wie Hasen auseinander liefen.

Nach alledem, was wir bei diesem Besuche von Paris gesehen hatten, war es in der That nicht zu verwundern, wenn die Nachricht, daß das Gardekorps nicht mehr in Paris einziehen würde, vielmehr Jubel als Ent-

täuschung hervorrief. Um so erhebender war die große gewaltige Heerschau, welche der sieggekürnte Kaiser und Feldherr vor seiner Abreise von der Armee an verschiedenen Tagen nach einander auf dem Longchamps in der Nähe des Bois de boulogne abhielt. Unsere Garden kamen am 3. März an die Reihe, und wer diesem Schauspiel hat beiwohnen dürfen, dem wird es zeitlebens unvergessen bleiben. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, an dieser Stätte, wo Frankreichs Könige, wo Frankreichs gestürzter kaiserlicher Herrscher vor Europas Fürsten seine glänzendsten Paraden abgehalten, wo er noch im Jahre 1867 seine besten Regimenter unserm Könige vorgeführt, wo links die Trümmer des Schlosses von St. Cloud den Untergang der kaiserlichen Herrlichkeit bezeugten, und rechts auf Bergeshöh' Deutschlands schwarz-weiß-rote Fahne, die Mauern des gewaltigen Monte Valerien überragend, den Sieg der deutschen Heere verkündete, da Preußens siegreiche Garden auf grünem Wiesenplan mit freudig schlagenden Herzen ihren königlichen Kriegsherrn erwartend, da die alten lorbeerumkränzte Fahnen in hellem Sonnenglanze strahlend, da alle Herzen in jauchzender Freude, daß all den Siegen nun auch ein so ehrenvoller Friede gefolgt war! — Das Hurrarufen wollte kein Ende nehmen, mit dem die Garden den greisen königlichen Herrn begrüßten, den sie hier zuerst als Deutschlands Kaiser sahen, als er mit glänzendem Gefolge die langen Fronten hinabritt. Und als nun die Bataillone so frisch und fest, Augen rechts, an ihm vorbeimarschirten, ihn den greisen Helden in Jünglingskraft unter seinen bewährten Führern sahen, ihm in die in dankbarer Freude leuchtenden Königsaugen blicken durften — wem hätte da das Herz nicht im nationalen Hochgefühl höher geschlagen, denn je zuvor! — Überdies ließ auch die Freude über den nun gesicherten Frieden gar bald den augenblicklichen Verdruß vergessen, den mancher darüber empfand, daß der Krieg diesmal nicht, wie zu der Väter Zeit, mit einem feierlichen Einzuge in Paris und längerem Aufenthalt daselbst enden sollte. Wieviel man sich auch vorher von all den Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten versprochen hatte, schließlich überwog doch die Sehnsucht nach der Heimat alle andern Wünsche und hundertmal hörte man von Offizieren wie von Soldaten in etwas derber Weise es aussprechen: „Was ist an dem großen Drecknest gelegen, — und wenn wir gar nichts davon zu sehen bekommen, mir soll's recht sein, wenn's nur heimwärts geht.“





Während der Okkupation.

Unmittelbar nachdem der Präliminarfriede durch die Nationalversammlung zu Bordeaux bestätigt worden war, mußten unsere Truppen das linke Seineufer, sowie die auf der westlichen und südlichen Seite von Paris belegenen Forts räumen, und nur das rechte Seineufer mit den auf ihm gelegenen Forts der Nord- und Ostseite blieb vorläufig noch in deutscher Gewalt. Von diesem Augenblicke an blieben uns die schönen und freundlichen Vororte auf der Insel Gennevilliers, Colombes, Asnières, Courbevoie u. a., in denen ich unsern Truppen während des Waffenstillstandes so manche Predigt gehalten hatte, verschlossen. Auch die Ausfahrten in die am Fuße des Mont Valérien und darüber hinaus bis nach Versailles hin so reizend gelegenen Ortschaften St. Cloud, Sèvres, Ville d'Oray, Meudon, Rueil, St. Germain u. a. hatten nun ein Ende. Einer der letzten Tage, in denen uns der Weg nach dieser Seite hin noch offenstand, benutzte ich, um meinen Schwager Koon vor dessen Rückkehr in die Heimat noch einmal zu begrüßen. Diesmal fand ich ihn nicht mehr in der bescheidenen Wohnung Rue Colbert 9, mit welcher sich der anspruchslose Mann fünf Monate lang beholfen hatte, sondern in einer weit stattlicheren, in jeder Beziehung wohl erhaltenen Villa in der Avenue St. Cloud. Ich traf ihn schon mitten in den Vorbereitungen zum Aufbruch begriffen; er war von seinen asthmatischen Anfällen, die ihn im Laufe des Winters wochenlang ans Zimmer gefesselt hatten, völlig wieder hergestellt; in dem herrlichen Frühlingswetter und unter dem Eindruck der errungenen Erfolge war auch er neu aufgelebt und in trefflichster Laune. Noch einmal wurden die jetzt schon mit dem ersten Frühlingssgrün geschmückten Gärten von Versailles und Petit Trianon und andere denkwürdige Stätten aufgesucht, auch der Bildergalerie in den Ruhmeshallen des Schlosses noch ein letzter Besuch

gemacht. Bei dieser Gelegenheit hatte ich noch einmal die Freude, dem geliebten Kaiser zu begegnen und von ihm mit huldvollen Worten angeredet und mit einem gnädigen Händedruck zum Abschied begrüßt zu werden. Wie vor dem Ausbruch ins Feld, so durfte ich auch vor der Heimkehr meines Schwagers an einem Abschiedsmahle teilnehmen, zu dem er noch einmal die Herren seines Stabes um sich versammelt hatte. Zu den Tischgenossen gehörte auch Generalarzt Dr. Böger, damit, wie Roon sagte, „die Fakultäten sich noch einmal zanken könnten“, wie wir es bei manchem früheren Zusammentreffen an der Tafel des Kriegsministers recht oft in der freundschaftlichsten Weise gethan hatten. Unter dem Schutze der letzten Truppen, welche die nunmehrige Demarkationslinie überschritten, kehrte ich nach St. Denis zurück.

Die Truppenteile unserer ersten Garde-Infanterie-Division erhielten von nun ab in viel weiterer Ausdehnung als früher ihre Rationnementsquartiere in denselben Ortschaften, in denen während der Belagerung die des vierten Armeekorps und der gesamten Garde zusammengedrängt gewesen waren. Wieder wie vor einem halben Jahre wurden die Ortschaften Argenteuil, Sannois, St. Gratien, Enghien, Montmorency, Groslay und noch andere weiter zurückliegende in dienstlicher, wie in außerdienstlicher Weise das Ziel so mancher Ausflüge, zu dem das herrliche Frühlingswetter, das uns fast den ganzen März hindurch beschieden war, verlockte.

Aber wie ganz anders sah es jetzt schon in ihnen aus, als damals. Viele der Bewohner, namentlich die kleinbürgerlichen Standes, waren in die verlassenen Häuser zurückgekehrt, und auch die wohlhabenderen, die jede Berührung mit den verhassten Prussians wie die Sünde mieden, hatten doch ihre Hausverwalter, Gärtner u. dergl. gesendet; die Gärten wurden wieder bestellt und in Ordnung gebracht, die Parks begannen wieder mit Spaziergängern sich zu beleben, manche Läden und Restaurants wurden wieder aufgemacht, und vor allen Dingen konnte man sich jetzt wieder auf jeder Straße frei bewegen, ohne wie damals ängstlich zu fragen, ob sie auch nicht von dem Gewehrfeuer der feindlichen Vorposten bestrichen würde.

Unser Divisionsstab wurde von dem allgemeinen Quartierwechsel der Truppen nicht betroffen. Wir verblieben nach wie vor in St. Denis, dessen Besatzung das Garde-Füsilierregiment, das vierte Garderegiment zu Fuß, die Batterie des Hauptmanns von Brittwitz, eine Schwadron des ersten Garde-Manenregiments und einige andere kleine Truppenabteilungen bildeten. Nicht einmal mein Quartier in der Legion d'honneur brauchte ich zu

wechselfn. Obwohl die Vorsteherinnen des Töchterinstitutes, meist vornehme Damen von altfranzösischem Adel, es durch wiederholte Gesuche beim Kronprinzen von Sachsen durchzusetzen gewußt hatten, daß die stattlichen und geräumigen Gebäude der ehemaligen Abtei fortan von Einquartierung befreit wurden, so waren sie doch so gnädig, mir und meinen beiden geistlichen Kollegen, dem katholischen Divisionspfarrer Lückert und dem zweiten evangelischen, Gerlach, das Verbleiben in unseren Quartieren zu gestatten. In unserem geistlichen Stande mochten die vornehmen Damen die Bürgerschaft sehen, daß sie unsrerseits die Unbilden nicht zu befürchten brauchten, denen sie sich von Seiten einer in der Anstalt etwa einquartierten rohen Soldateska ausgesetzt wähnten. Ich glaube, sie hätten in dieser Beziehung völlig unbesorgt sein können. Genug, ich brauchte nicht auszugehen. Anfangs waren wir freilich geneigt, es zu bedauern, daß wir in der halbverwüsteten, im höchsten Maße unsauberen und in Folge der eintretenden Übervölkerung auch ungesunden Stadt festgebannt blieben, und wir beneideten wohl gelegentlich die Kameraden, die in reizenden, manchmal inmitten der herrlichsten Parkanlagen gelegenen Villen in den Außenorten hausen durften. Aber nachdem der umsichtige Kommandant, General von Medem, mit Hilfe seines thatkräftigen Platzmajors, Premierlieutenant von Mirbach, der sich schon damals als ein organisatorisches Genie ersten Ranges bewährte, in das chaotische Wirrwarr, das anfangs in St. Denis herrschte, Ordnung gebracht und für die Handhabung einer trefflich geleiteten Straßenpolizei gesorgt hatte, jöhnten wir uns mit unserem städtischen Aufenthalte vollkommen aus. Nicht wenig trug dazu das an täglicher Abwechslung reiche und mannigfaltig bewegte Leben bei, das in St. Denis herrschte. „Die Schaulust“ fand hier, wie unser würdevoll ernster Justizrat zu sagen pflegte, täglich und stündlich die vollste Befriedigung. An den Vorposten nach Paris zu gab es immer etwas zu sehen und zu hören. Als nun gar in der zweiten Hälfte des März Paris der Schauplatz der blutigen Kämpfe wurde, welche die Herrschaft der Commune hervorrief, da konnten wir aus unmittelbarster Nähe den Verlauf dieser Kämpfe beobachten und durch einen von der Kommandantur eingerichteten Nachrichtendienst erhielten wir über alle Vorgänge in Paris nun die erste und sicherste Kunde. In dieser Zeit war gerade St. Denis ein besonders bevorzugter Aufenthalt und für die Gelegenheit, die er uns bot, den Ereignissen so unmittelbar nahe zu sein, konnte man gern einzelne Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Überdies wußte die oberste Heeresleitung sehr wohl, was sie that, wenn sie die Bewachung und

Beobachtung der Hauptstadt mit ihrer gährenden Unruhe einem so erprobten Heerführer anvertraute, wie unser Pape es war. Grund genug für uns, daß auch wir mit dem Aufenthalt in einem „Stinkneste“, wie es St. Denis in vieler Beziehung war, uns befreundeten.

Immerhin war es uns aber nicht zu verargen, wenn wir unter diesen Umständen, sofern das Wetter und die dienstlichen Verhältnisse es irgendwie gestatteten, jeden freien Nachmittag zu irgend einem Ausflug benutzten. An Fahrgelegenheiten fehlte es uns im Stabe ja glücklicherweise nicht. Dem Divisions-Kommandeur mußte im Interesse des Dienstes zur Vereisung der weit auseinanderliegenden Kantonnements jeder Zeit ein von der Stadt gestellter Wagen zur Verfügung stehen, und da er selbst von demselben nur sehr selten Gebrauch machte, so hatten die übrigen Herren des Stabes den Vorteil davon. Der Intendant, der Divisionsauditeur und die beiden Geistlichen der Division hatten über eigenes Fuhrwerk zu gebieten, und es fiel nicht schwer, statt unjerer verschlossenen, zum Teil schwerfälligen Kriegswagen leichtere und offene Gefährte zu finden, vor die wir unsere Pferde spannten. Überdies hatte die Kommandantur in ihrer umsichtigen Fürsorge für alle Bedürfnisse, sobald die Verhältnisse sich der Art anließen, daß auf eine längere Dauer unseres Aufenthaltes gerechnet werden mußte, die Einrichtung getroffen, daß man sich bei ihr jederzeit gutes Fuhrwerk bestellen konnte. Man erhielt eine Bescheinigung, auf welcher der für jede Fahrt zu zahlende, mit dem Fuhrwerksbesitzer auf zwei Franks für die Meile vereinbarte Preis vermerkt war. Als im April bei dem allgemeinen geschäftlichen Stillstande in Paris wegen der Kommune der äußerst lebhafte Verkehr in St. Denis sehr viele Pariser Droschken und Wagen nach letzterem Orte zog, wurde von der Kommandantur sogar ein Droschkentarif eingeführt, welchen jeder Wagen mit sich führen mußte. So wurden denn oft in mehreren Wagen Ausflüge in die Gegend unternommen. Da hatte dieser oder jener von uns auf einem einsamen Ritte oder Gange einen neuen, herrlichen Aussichtspunkt entdeckt, der dann am nächsten Tage das Ziel gemeinsamer Ausfahrten wurde. Mit welchem Entzücken standen wir auf der Höhe von Montmorency, wie gern besuchten wir immer wieder die Aussichtspunkte auf dem Mont d'Orgemont bei Sannois, und wie oft wir auch während des mehr als halbjährigen Aufenthaltes den See von Enghien umkreist hatten, immer wieder entlockten seine spiegelklare Fläche und seine von geschmackvollen Willen und Gartenanlagen gesäumten Ufer neue Ausrufe der Bewunderung, zumal seitdem die im frischen Grün prangenden Gehölze von munteren

Sängern aller Art reich bevölkert waren. Und doppelt anziehend waren diese Ausflüge, wenn man mit ihnen Besuche bei Bekannten verbinden und in regem geselligen Verkehre die oft schmerzliche Entbehrung der Heimat vergessen konnte. Wohnen doch die meisten bei den seit dem Waffenstillstande eingetretenen Dislokationen in schönen, anmutig gelegenen Villen, meist die Offiziere eines Stabes oder einer Kompagnie in einem Hause zusammen. Eine ungezwungene Gastlichkeit wurde allseitig geübt und man konnte sicher sein, überall als ein willkommener Gast aufgenommen zu werden. Ich denke mit dankbarer Freude an so manchen in harmloser Fröhlichkeit verlebten Nachmittag zurück, den ich in den freundlichen Quartieren so mancher zu unserer Division gehörigen Offiziere erleben durfte; hier in dem früher vom Kronprinzen von Sachsen bewohnten, jetzt den Offizieren einer Kompagnie des Garde-Jägerbataillons eingeräumten Schlosse von Margency, dort in dem auf einer Anhöhe reizend gelegenen Schloßchen Latour, wo Major von Arnim mit liebenswürdigster Gastlichkeit Haus hielt, da am See von Enghien, in der Villa des Mr. Vilmessant, Herausgeber des Figaro, wo der Stab des ersten Garderegiments zu Fuß zwei Monate hindurch eine fürstlich eingerichtete Wohnung inne hatte. Ich denke an so manche Villa in dem reizenden Thale von Montmorency, wo ich nach dem dort gehaltenen Gottesdienste Einkehr halten durfte, wie z. B. in dem von Graf Kaniz bewohnten, später von unserm General-Kommando benutzten Schlosse, mit seinem herrlichen Park.

An dem letztgenannten Orte erregten natürlich die dort noch fortlebenden Erinnerungen an Jean Jacques Rousseau, der hier etwa drei bis vier Jahre gelebt hat, unser besonderes Interesse. War doch die erste Revolution in ihrer Huldigung für ihren geistigen Urheber und Vorkämpfer soweit gegangen, daß sie selbst den Namen des Ortes Montmorency, dem Hauptwerke J. J. Rousseaus zu Ehren, in „Emile“ verwandelte. Das hat nun freilich nicht Dauer gehabt, ebensowenig wie die Monatsnamen Terminal und Fruktidor, aber die „Ermitage des Jean Jacques Rousseau“ ist doch die größte Sehenswürdigkeit des Ortes geblieben, und wer dort hin kam, um von der prächtigen Höhe aus über die Villenstraße von Neu-Montmorency hinweg auf das in lachendem Glanze daliegende Paris zu blicken, der versäumte nicht, auch nach dem Rousseau-Häuschen zu fragen und mit schuldiger Andachtsmiene auf die verschoffenen Rococomöbel zu blicken. Freilich blieb es sehr fraglich, ob man an der richtigen Stelle gestanden hatte, denn Rousseau hat seinen Aufenthalt in Montmorency

mehrmals gewechselt. Die bekannte „Eremitage“, in der er seine „Neue Heloise“ geschrieben hat, lag nicht in Montmorency selbst, sondern in der Nähe auf dem Landstige La Chevette, das seiner Freundin Frau von Epinay gehörte. Infolge eines Zerrwürfnisses mit ihr verließ er La Chevette, um in Montmorency eine Wohnung zu beziehen, und bewohnte abwechselnd ein Häuschen im Montlouis-Garten oder ein Schlößchen im Park des Herzogs von Luxemburg, wie er in seinen Confessions selbst berichtet hat. Das erstere wurde uns als seine Wohnung bezeichnet. Es liegt in einer stillen Schlucht von hohen Mauern umschlossen und von anmutvollen, halbgarten-, halb parkartigen Anlagen umgeben, ein Dichter-Aufenthalt, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Das „Häuschen“, das man uns zeigte, schien einer „leichten Überplünderung“ nicht entgangen zu sein, doch waren die Erinnerungsflühe und das Gedächtnisjopha unberührt stehen geblieben. Man hatte das letztere mit seinen dünnen Beinen wohl für heutige Ansprüche nicht bequem genug gefunden. Der jetzige Besitzer hat übrigens aus diesem Häuschen eine Sammelstätte für allerhand zusammengetragene Raritäten gemacht, die meist der Gothik angehören: Apostel, Propheten, Heiligenbilder, Crucifixe, Kofetten, Fenster, meist aus abgebrochenen Kirchen und Kapellen stammend, größtenteils Dinge, die am wenigsten zu dem Andenken Jean Jacques Rousseaus passen.

In Enghien wurden, als der Frühling ins Land gezogen war, regelmäßige Nachmittagskonzerte eingerichtet, die abwechselnd von den Musikkorps der in der Nähe gelegenen Truppenteile gegeben wurden. Sie wurden von den Offizieren aus allen umliegenden Kantonnements gern und fleißig besucht, und man konnte immer sicher sein, dort Bekannte zu treffen. Selbst die Offiziere anderer Armeekorps, die St. Denis besuchten, versäumten es nie, auch nach dem reizend gelegenen Enghien einen Abstecher zu machen, und so herrschte dort stets ein reges Leben. Man wurde oft an Wallensteins Lager erinnert, wenn man die Uniformen der verschiedensten Truppenteile und Waffengattungen sich hier in buntem Gemisch durch einander bewegen sah.

Vor allem gab mir aber auch die Ausübung meines Berufes stete Veranlassung zu Ausfahrten in die jetzt auf einen weiten Umkreis sich erstreckenden und weit zerstreuten Kantonnements. Es war buchstäblich eine Diaspora-Gemeinde, die ich während der Zeit der Okkupation zu bedienen hatte. Mein Pfarvsprengel dehnte sich von St. Denis aus strahlenförmig auf viele Meilen aus. Von einer Zusammenziehung mehrerer Bataillone

oder gar verschiedener Truppenteile zu gemeinsamen Gottesdiensten konnte nur ausnahmsweise und aus besonderem Anlaß die Rede sein. So in den ersten Tagen nach dem endgiltigen Abschluß des Präliminarfriedens, in denen bei unserer ersten Garde-Infanterie-Division von meinem Kollegen Gerlach und mir an verschiedenen Stellen Dankgottesdienste für den Frieden abgehalten wurden. Für die Garnison von St. Denis fand derselbe auf dem großen Hofraum und Spielplatz hinter der alten Abtei, der jetzigen Legion d'honneur statt. Das erste Garderegiment versammelte sich an demselben Tage im wundervollen, damals schon im ersten Frühlingschmucke prangenden Park von Soissy. Der Altar hatte eine Gruppe schöner Tannen zum Hintergrund, und die ganze Umgebung, die schönen Gestalten unserer Grenadiere mit ihren jetzt wieder blank gepuzten Uniformen und Waffen, die herrlichste Frühlingssonne, welche die Feier begünstigte, alles das trug dazu bei, sie zu einer besonders erhebenden zu machen. Ich predigte über Psalm 9, 1—12 von dem Danke, zu dem der Friede uns ermuntert, und von dem mahnenden Gerichte, das in dem Frieden sich offenbart.

Noch erhebender waren die an denselben Stätten einige Tage später stattfindenden Gottesdienste, in denen wir den Geburtstag des Kaisers und Königs festlich begingen. Welch eine Geburtstagsfeier war das! Unmittelbar vor den Thoren von Paris, begleitet von dem Donner der Freuden-schüsse, welche unsere Geschosse jetzt von denselben Wällen ertönen ließen, von denen Monate lang die Franzosen ihre tödtlichen Geschosse uns zugefendet hatten; und das Heil dir im Siegerkranz! einem Könige zugejauchzt, der in einem Kriegsjahre sich einen Vorbeerkrantz gewunden hatte, welcher auf jedem Blatte den Namen eines neuen Siegestages trug, und dem der Siegerkranz zur goldenen Kaiserkrone geworden war. Wann hätten je auf einen irdischen Herrscher die Worte des 21. Psalms mit vollerer Wahrheit angewendet werden können: „Du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzt eine goldene Krone auf sein Haupt. — Er hat große Ehre an deiner Hilfe, du legest Lob und Schmuck auf ihn“, als auf unseren Kaiser bei jener Feier seines Geburtstages.

In St. Denis gestaltete sich die Feier durch die seitens der dortigen Kommandantur getroffenen Anordnungen ganz besonders festlich. Schon am Abend vorher wurde dieselbe in der erhebendsten Weise eingeleitet. Auf dem Plage vor der in bengalischem Lichte strahlenden Kathedrale spielten die Musikkorps der beiden in St. Denis liegenden Regimenten, des Garde-Füsilier- und vierten Garderegiments z. F., patriotische Stücke

und Choräle. Freund und Feind fühlten: hier wird Gott in Lob und Dank die Ehre gegeben; hier stärkt man durch vaterländische Gesänge die Liebe für Kaiser und Vaterland. Der Eindruck war gewaltig; es war, als müßten die alten Könige von Frankreich auf diese neue Erscheinung herniederblicken. Durch ganz St. Denis drang wie Meereswogen der brausende Schall der Lieder: „Heil Dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße“ und „Die Wacht am Rhein“. Sobald die letzten Töne verklungen waren, setzte sich ein großer Fackelzug in Bewegung, voran ein Trupp Mänen, geführt von dem Ordonnanzoffizier der Division, Lieutenant von Esbeck; ihnen folgten, von mehr als zweihundert Fackelträgern eingeschlossen, ein Zug Infanterie, die Sänger und dann unzählige Soldaten und auch viele Bürger, die das ungewohnte Schauspiel herbeigelockt hatte. Mit unsern schönen Armee- und Kriegsmärschen, abwechselnd mit dem in den engen Straßen donnerähnlichen Rollen der sechszig wirbelnden Trommler, bewegte sich der lange Zug durch die Hauptstraße der Stadt zu der Wohnung des Divisions-Kommandeurs, General von Pape, und des Kommandanten, General von Medem, denen ein echtes Soldatenständchen aus tausend Kehlen mit Begleitung der Kapellen gebracht wurde. Dann ging es hinaus zu den Vorposten. Bei der vordersten Feldwache auf der großen Straße nach Paris, im Angesichte der gefangenen aufrehrerischen Hauptstadt, wurde Halt gemacht. Die von dem Feuerseine der Fackeln gerötete Luft erzitterte weithin von den jetzt mit doppelter Begeisterung unter Posaunen- und Trommelschall angestimmten Vaterlandsliedern. Von dieser Freude und Einigkeit seiner Feinde wurde damals auch mancher Franzose tief ergriffen. Mit lautem Jubel kehrte der Zug zur Kathedrale zurück, und während die hochauflodernden Flammen der zusammengeworfenen Fackeln den stolzen ehrwürdigen Bau erleuchteten, beschloß der Choral: „Nun danket alle Gott“ und die schöne erhebende Melodie des Abendsegens die Feierlichkeit. Jubel- und Freudenklänge waren verhallt und um neunehalb Uhr herrschte lautlose Stille in der Stadt, nur der eintönige Hufschlag einzelner durch die Straßen eilender Mänenpatrouillen erinnerte jeden daran, daß die strenge Polizeistunde nicht vergessen war. Das war der Vorabend des ersten „Kaisers-Geburtstag“ in Feindes Land.

Ein herrlicher Geburtstag brach an. Die aufgehende Sonne wurde auf dem Marktplatz von sämtlichen Musikcorps und Tambours mit dem großen Wecken begrüßt und dann diese einfache beliebte Melodie durch die ganze Stadt gespielt. Schon mit dem ersten Grauen des Tages hatte sich

in allen Häusern das regste Leben entfaltet und in der strahlenden Morgen-
sonne stand St. Denis da, wie mit einem Zauberschlage reich geschmückt
und besflaggt. Aus jedem Fenster, aus jedem Dache flatterten in allen
Größen schwarz-weiße und schwarz-weiß-rote Fahnen, viele Häuser waren
vom untersten bis zum obersten Stock mit grünen Gewinden und Kränzen
behangen, kaum eins war ohne den jungen Frühlings schmuck. Zahlreiche
Guirlanden hingen quer über die Straßen, Transparente, Sinnsprüche,
Namen der Gefechte sah man allerwärts an den Soldatenquartieren. Auch
die hohe Fassade der Kathedrale zierten schwere Guirlanden und an vielen
Stellen, besonders von den vier Ecken des hohen Turmes, wehten mächtige
preussische und deutsche Fahnen herab. Alle Soldaten auf der Straße
trugen Helm und Seitengewehr.

Um zehn Uhr wurde in dem großen parkartigen Garten hinter der
Legion d'honneur, der ehemaligen Abtei von St. Denis, Feldgottesdienst ge-
halten. Die Damen, die hier wie Fürstinnen walteten, waren zwar empört
über diese Entweihung ihres geheiligten Bodens; aber diesmal waren alle
ihre Proteste, die sie einzulegen suchten, vergeblich. Vor einem würdig aus-
gestatteten Feldaltare, auf welchem dieselbe rotseidene, mit dem Eisernen
Kreuze geschmückte Felddecke ausgebreitet war, die bei der Kaiserproklamation
gedient hatte, nahmen die Truppen der Garnison in einem nach einer Seite
geöffneten Karree Aufstellung. Von der Musik des Garde-Füsilierregiments
begleitet, wurde unser schönes Königs-Geburtstagslied angestimmt: „Vater,
kröne du mit Segen, unsern König und sein Haus.“ Wie feierlich klang
es an dieser Stätte, vor den Thoren der überwundenen feindlichen Haupt-
stadt gesungen. Meiner Festpredigt hatte ich das Wort Psalm 132
B. 17, 18 zu Grunde gelegt: „Ich habe meinem Gesalbten eine Leuchte
zugerichtet. Seine Feinde will ich mit Schanden kleiden, aber über ihm
soll blühen seine Krone.“ Die Anwendung dieses Wortes auf die
Krone seiner zur deutschen Kaiserwürde erhobenen Königsmacht, auf den
frischen Lorbeerkranz seiner Siege, und auf die unverwelkliche Krone des
Lebens ergab sich ganz von selbst. Ein feierliches Tedeum machte den
Schluß der erhebenden Feier. Für das erste Garderegiment durfte ich
eine Stunde später in dem vorhin schon erwähnten Parke von Soissy eben-
falls einen Feldgottesdienst im Freien halten.

In St. Denis versammelten sich die Generalität und sämtliche
Offizierkorps auf dem Kasernenhof, wo Punkt zwölf Uhr die Parole:
„Es lebe der Kaiser!“ ausgegeben wurde. — In demselben Augen-

blicke erdröhnten auf ein gegebenes Zeichen von den umliegenden Forts hundertundein Salutschüsse aus den schwersten erbeuteten Geschützen mit solcher Pulververschwendung, daß die Einwohner behaupteten, selbst zur Zeit der heftigsten Beschießung nicht solches Getöse gehört zu haben. Um Irrtümer zu vermeiden, hatte General von Pape vorher den Kanonendonner zu Ehren Sr. Majestät unsers Königs in Paris anzeigen lassen. Die geweihteste und gehobenste Stimmung machte sich in allen Kreisen sichtbar geltend und beherrschte auch die frühlichen Festmahle, zu denen sich an diesem Tage die Offiziere allerwärts in größeren oder kleineren Kreisen zusammen fanden, und auch die Mannschaften wurden überall festlich gespeist. Besonders glänzend gestaltete sich das Festmahl, zu dem sich der Divisionsstab und die Offiziere sämtlicher in St. Denis und dessen Forts liegender Truppenteile, über hundertfünfzig an der Zahl, in dem großen Speisesaale der Ehrenlegion, wiederum zum Entsetzen der Vorsteherinnen, vereinigten. Der Kommandant, General von Medem, hatte, unterstützt von seinem in solchen Anordnungen unübertrefflichen Platzmajor, alles aufgeboten, um ein Festlokal herzustellen, wie es würdiger und schöner in der größten Garnisonstadt im Frieden nicht zu beschaffen sein dürfte. In kräftigen Soldatenworten brachte Generallieutenant von Pape das Hoch auf den Kaiser und König aus, und die stürmische Begeisterung zeigte, wie jeder wohl heute doppelt und vielleicht mehr als je fühlte, was uns unser König und was uns unser Preußen sei. Noch vor der Beendigung des Mahles war die ganze Stadt illuminiert, und während die Generale, eskortiert von einer Abteilung Ulanen, durch die Straßen fuhrten, tönte ein nicht endendes Jubelgeschrei von den Soldaten entgegen, mit welchem dieselben immer von neuem den Weg ihrer Führer bezeichneten. Die Kathedrale flammte in großen bengalischen Feuern und vom Bütte Pinçon, dem Berge, von welchem aus vor nicht langer Zeit unsere Granaten als zerstörende Todesboten, Grauen und Entsetzen erregend, in St. Denis eingedrungen waren, strahlte jetzt mit Tageshelle ein Friedens- und Freudenfeuer herüber von einem hohen Scheiterhaufen, dessen gewaltiger Aufbau mit Theer- und Pechfässern und sonstigem Material aus den Forts drei Tage erfordert hatte.

Die Soldaten waren an diesem Tage in jeder Weise geradezu musterhaft, — die Einwohner in Bewunderung; hatten doch schon sehr viele ihrer Einquartierung an der Ausschmückung der Häuser, am Nähen der Fahnen und Winden der Kränze geholfen. Ulanen- und einige Infanterie-Patrouillen durchstreiften vom Morgen bis in die Nacht der Sicherheit halber die ganze

Stadt, aber nicht eine Ausbreitung, nicht eine Ruhestörung kam vor, und um zehn Uhr, bis zu welcher Stunde für diesen Abend der Urlaub ausgedehnt war, lag die Stadt in tiefer Ruhe und Frieden und das Feuer vom Butte Pignon leuchtete noch einsam nach Paris hinüber, wo man Ruhe und Frieden nicht wieder finden konnte.

Mit diesen festlichen Tagen waren wir schon weit in die stille Passionszeit eingedrungen, die auch im Felde ihr Recht forderte, und das Osterfest mit der ihm vorangehenden ernstern Charwoche nahte heran. Da war es von selbst geboten, vor der Predigt vom Kreuze alles Predigen von irdischer Macht und Siegesherrlichkeit schweigen zu lassen und mit dem Apostel zu sprechen: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von unserm Herrn Jesu Christo.“ Und es that wohl, nun wieder in das ruhige Geleis stiller Passionsbetrachtungen zurückzulenken und von dem Frieden zu zeugen, der uns in Christo geschenkt ist. — Was die Zahl von Gottesdiensten betrifft, so ist das Wort vom Kreuz wohl selten reichlicher verkündet worden, als in den nun folgenden Wochen vor Ostern und namentlich in der Charwoche selbst, und zahlreichere Osterkommunionen als damals bei manchen Truppenteilen haben auch nicht oft stattgefunden. Die Truppen hatten jetzt Zeit, man wußte jede Kompagnie in einem festen Kantonnement zu finden, das man auf dem Divisionsbureau jeden Augenblick erfahren konnte, und das Verlangen nach Gotteswort und Abendmahl durfte man nach der langen Entbehrung der vorhergehenden Monate überall voraussetzen. Von mir und meinem Kollegen, dem der zweiten Garde = Infanterie = Brigade zugeheilten Divisionspfarrer Gerlach, sind allein in der Zeit vom Palmsonntag bis zum zweiten Ostertag zweiundzwanzig Gottesdienste gehalten worden, davon sechszehn mit Abendmahlsfeiern, bei denen sich die Zahl der Kommunikanten auf nahe an viertausend belief. Die Teilnahme an den Kommunionen würde vielleicht noch größer gewesen sein, wenn nicht sehr viele in der Hoffnung baldiger Heimkehr hätten warten wollen, bis sie daheim mit den Ihrigen zum Tisch des Herrn gehen konnten. Nicht selten geschah es auch in dieser Zeit, daß einzelne in unsern Kantonnements sich aufhaltende evangelische Landsleute um die Erlaubnis baten, an der Kommunionfeier unserer Truppen teilzunehmen. So meldete sich bei mir in Enghien eine dort wohnende evangelische Bonne aus Leipzig und bat, zu meiner Überraschung im unverkennbarsten sächsischen Dialekt mich anredend, zum Abendmahl mitgehen zu dürfen, was ihr natürlich mit Freuden gestattet wurde.

Wenn sich aber auf der einen Seite in dieser im Feindesland durchlebten Passions- und Osterzeit der fromme, gottesfürchtige Sinn unserer Truppen noch einmal in der erfreulichsten Weise kundgab, so darf ich es doch um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß je länger die Zeit der Heimkehr sich hinausshob, desto mehr der Aufenthalt vor Paris für viele ein Capua zu werden drohte, und daß über manche unter dem gewaltigen Eindruck des Krieges hoffnungsvoll aufgeprossene Saat ein vernichtender Frostreif fiel. Die Ausübung des geistlichen Amtes ist mir in jener Zeit recht oft durch die Wahrnehmung erschwert worden, daß die wunderbaren Erfahrungen göttlicher Hilfe, die wir gemacht hatten, von sehr vielen nur allzusehnell vergessen wurden. Viele, die auf manchem Schlachtfelde dem Tode mutig und tapfer ins Angesicht geschaut hatten, erwiesen sich den jetzt an sie herantretenden Versuchungen gegenüber recht schwach und haltlos. Massenhaft strömten der Pariser Demimonde angehörige Dirnen aus Paris heraus und überschwemmten St. Denis und die weiter zurückliegenden Kantonnements. In Café chantants und Tengel-Tangeln aller Art trieben sie ihr Wesen, und nur allzu nachsichtig drückten selbst höhere Vorgesetzte diesem Treiben gegenüber ein Auge zu, ja man konnte über die Unzuchtssünden, denen dadurch Vorschub geleistet wurde, hin und wieder in der lahesten Weise urteilen hören. In St. Denis wurde mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung ein Theater eröffnet, von dessen Besuch ich mich zwar grundsätzlich ferngehalten habe, aber was gelegentlich von den dort gebotenen Genüssen berichtet wurde, ließ darauf schließen, daß die leichtfertigsten Operetten den Hauptbestandteil des täglichen Theaterzettels bildeten. Den Schluß machte in der Regel ein von Damen der Pariser Halbwelt aufgeführtes Ballet. Auf der Straße erschienen diese Circen immer in Trauer. Der Fall des Vaterlandes ging ihnen offenbar tief zu Herzen, und nur dann und wann gab ein pfeilartig geschleuderter Streifsblick Hoffnung auf baldige Wiedergenesung. — Auch dem Spielteufel wurde namentlich in dem von unseren Offizieren besuchten Café de l'Industrie stark gefröhnt. Ehe man es sich versah, waren eins oder mehrere der in dem Café befindlichen Billards in einen Spieltisch verwandelt, auf dem die im Tempeln gewonnenen oder verlorenen Goldstücke hin- und herrollten. Noch viel schlimmer als in St. Denis soll es inbetreff des lockern Treibens in mehreren andern Orten während der Okkupation hergegangen sein; wenigstens schreibt Th. Fontane in seinem Buche: „Aus den Tagen der Okkupation“, daß Rouen in sittlicher Beziehung „ein schlimmer Platz gewesen sei“. In eben jenem

Stadtviertel, so berichtet er, darin die Jungfrau verbrannt worden war, war sie aufs neue mächtig geworden und rächte sich an den Feinden ihres Landes. Mancher, der dem Schwerte Dunois-Faidherbes glücklich entgangen war, erlag hier dem Zauber der Pucelle.“

Es war selbstverständlich, daß die Predigt des Feldgeistlichen, wenn er es mit seiner Aufgabe ernst nahm, zu solchem Treiben nicht schweigen durfte. Er hätte sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht, wenn er gegen solches Unwesen nicht lautes und unzweideutiges Zeugnis abgelegt hätte. Zeigte doch die Unverfrorenheit, mit der sich daselbe oftmals ganz offen breit machte, wie wenig bei einem großen Teile unseres Heeres die gewaltigen Eindrücke der großen Zeit in die Tiefe gegangen waren. Um so weniger durfte daher jetzt die ernste Mahnung zur Buße und zur Erneuerung des Herzens und Lebens vergessen und unterlassen werden. Hatte bisher die Predigt die Herzen aufzurichten und zu stärken gehabt: jetzt mußte der Ton ernster sittlicher Mahnung, auch wohl scharfer Bußpredigt mehr hervortreten. Der Zeit der Aufregung war die Zeit der Erschlaffung gefolgt, die Ruhe brachte Wohlleben, Versuchungen und Ungehörigkeiten mit sich, die leibliche Sicherheit führte die geistliche gar oft im Gefolge. Gewiß ist, daß diese Zeit der Ruhe, zumal da dem immerwährenden Harren und der oft gegebenen Hoffnung auf Heimkehr immer wieder Enttäuschung und Mißmut folgten, für den Soldatenstand die versuchungsreichste Zeit des ganzen Feldzuges gewesen ist. Hin und wieder that es wohl auch not, der manchmal zu unsoldatischer Schwäche werdenden übertriebenen Sehnsucht nach der Heimat entgegenzutreten, in der manche versucht waren, ungeduldig zu murren und die Köpfe hängen zu lassen.

Wie im Winter die Zeit der Belagerung von Paris über alles anfängliche Erwarten sich in die Länge gezogen hatte und aus Wochen, auf die man sich anfangs gefaßt gemacht hatte, Monate geworden waren, so ging es nun auch wieder mit der Zeit der Okkupation. — Wie nahe glaubten wir die Heimkehr, als der Präliminarfriede von der französischen Nationalversammlung bestätigt war, und der Kaiser schon in den ersten Tagen des März mit dem königlichen Hauptquartier die Rückreise angetreten hatte. Als ich am 6. März von meinem Schwager Noon bei dessen Abreise nach Berlin Abschied nahm, tröstete er mich mit der Aussicht, daß wir in etwa vierzehn Tagen auch erlöst sein würden, und dem allgemein verbreiteten Gerücht, daß das Gardekorps schon vor dem 22. März Frankreich verlassen würde, schenkte man auch in den maßgebenden Kreisen noch immer Glauben.

Sah sich doch das Festkomitee, welches sich für die Feier zu Königs-Geburtstag gebildet hatte, veranlaßt, mit dem Wirt des vielgenannten Hotels Cerf in St. Denis, der das Essen zum Festmahl zu liefern hatte, noch am 20. März einen Kontrakt über eine Entschädigung abzuschließen, falls das Festmahl am 22. nicht zu stande kommen sollte. In einem von mir am 14. März an meine Frau gerichteten Briefe mahnte ich sie, ja bei Zeiten auf die Sicherung von Zuschauerkarten für den Einzug der Truppen Bedacht zu nehmen, denn daß derselbe spätestens anfangs April erfolgen werde, daran zweifelte damals niemand.

Bekanntlich verlängerte sich die Zeit der anfangs auf Wochen berechneten Okkupation des von uns besetzten, am rechten Seineufer gelegenen französischen Gebietes nicht bloß durch den langsamen, durch mancherlei Schwierigkeiten behinderten Fortgang, den die zunächst in Brüssel geführten Friedensverhandlungen nahmen, sondern vor allem durch die Ereignisse, welche am 18. März in Paris die Schreckensherrschaft der Kommune eingeleitet, und den Fortbestand jeder geordneten Regierungsgewalt in Frankreich in Frage gestellt hatten. Durch den an dem gedachten Tage in Paris ausgebrochenen, schon seit Anfang März vorbereiteten Aufstand waren dem französischen Gouvernement in der Hauptstadt die Zügel der Regierung entrisSEN worden und dasselbe hatte sich mit den Ministern, Beamten und wenigen treugebliebenen Truppen nach Versailles flüchten müssen. Machtlos und unentschlossen hatte es der Empörung gegenübergestanden und es nicht hindern können, daß die wegen ihrer Tüchtigkeit und strengen Disziplin hochgeachteten Generale Le Comte und Clement Thomas auf offener Straße von ihren Untergebenen ergriffen, in brutaler Weise gemißhandelt, herumgeschleppt und zuletzt in dem Garten eines entlegenen Hauses von den Empörern zusammengeschossen wurden. Wenn sich das Land oder doch andere größere Städte, wie die Aufständischen hofften, der Empörung anschlossen, dann entbehrte Frankreich einer gesicherten Regierung, die für die Innehaltung und Erfüllung der im Friedensschluß vereinbarten Bedingungen, insbesondere für die Zahlung der fünf Milliarden KriegsentSchädigung, Bürgschaft leisten konnte. Darum mußte die deutsche Heeresleitung darauf Bedacht nehmen, Paris auf der von unsern Truppen noch besetzten Seite in ihrer Gewalt zu behalten, um dadurch ein Pfand für die Erfüllung der Friedensbedingungen in der Hand zu haben. Unter diesen Umständen ließ unser thatkräftig entschlossener General von Pape die Vorposten verstärken und das Dorf Aubervilliers dicht vor den Thoren von Paris stark besetzen, obwohl es zur neutralen Zone gehören und daher gerade

in diesen Tagen von unsern Truppen geräumt werden sollte. Aber obwohl die Kunde von den Vorgängen in Paris zu uns gedrungen war, so hielten wir die Sache doch zunächst für einen unbedeutenden Putzsch und zweifelten nicht an der baldigen Niederwerfung der Empörung. Daß es dazu erst zweimonatlicher heißer und blutiger Kämpfe bedürfen würde, in denen alle Schrecken und Greuel des Bürgerkrieges über Paris hereinbrechen sollten, ahnte niemand von uns, und deshalb hielten wir noch lange an der Hoffnung auf baldige Heimkehr fest. Wir sollten indessen eines andern belehrt werden. Der Anhang der Aufständischen wuchs immer mehr. Selbst aktive Offiziere, unter ihnen sogar ein Brigade-General, stellten sich auf Seiten der Kommune. In kurzer Zeit waren die Nationalgardien, sowie Tausende von Bürgern und Linienjoldaten, welche ihnen zuströmten, organisiert und bewaffnet.

Durch den von der Kommandantur eingerichteten Nachrichtendienst wurden wir, wenigstens in den ersten Wochen des Aufstandes, von den Ereignissen in Paris ziemlich genau unterrichtet. Minder zuverlässig als die Nachrichten, die unsere Rundschaffter aus Paris brachten, waren diejenigen, die wir aus den Pariser Zeitungen erhielten, welche mit Ausnahme der letzten Tage des Aufstandes, in denen jeder Verkehr nach Paris hinein und von dort zu uns heraus völlig abgeschnitten war, auch jetzt noch täglich an den in St. Denis errichteten Zeitungskiosken feilgeboten wurden. Mit derselben Dreistigkeit, mit welcher im Verlaufe des Krieges die Pariser Zeitungen gelogen und ihre Leser mit falschen Nachrichten getäuscht hatten, setzten sie dieses Geschäft auch während des Bürgerkrieges fort. Geradezu Unerhörtes leisteten die Schandblätter wie der Père Duchêne, der Rappel, Rocheforts Mot d'Ordre und andere in unsere Hände gelangenden Blätter in den gotteslästerlichen Kundgebungen, in denen sie sich gegenseitig zu überbieten suchten. Keine Nummer derselben, die nicht von wutschnaubenden und bluttriefenden Ergüssen angefüllt gewesen wäre, in denen jede göttliche und menschliche Ordnung verhöhnt, alles Heilige mit Füßen getreten worden wäre. Das Lesen dieser Blätter war nur insofern lehrreich, als sie uns in den grauenvollen Abgrund des Verderbens, dem ein von Gott und seiner heiligen Ordnung abgefallenes Volk mit innerer Notwendigkeit anheimfällt, entsetzte Blicke thun ließ. Es strafte sich jetzt bitter, daß die französische Regierung die pünktliche Ausführung der Abrüstung und Waffenauslieferung, welche in den Friedenspräliminarien ausbedungen war, nicht gewissenhaft erfüllt hatte. Infolgedessen standen der Kommune die Mittel zu Gebote, ihre Anhänger vollständig zu bewaffnen. Nicht nur unzählige Gewehre, sondern auch fünf-

hundert Feld- und Festungsgechütze waren in ihren Händen. Auch das strafte sich, daß man von Seiten des französischen Gouvernements alles gethan hatte, um den Einzug der deutschen Armee in Paris zu hintertreiben. Bei einer regelrechten Besetzung der feindlichen Hauptstadt durch unsere Truppen wäre es wahrscheinlich niemals zu dem Ausbruch der Kommune und zu dem schrecklichen Bürgerkriege gekommen, in welchem sich die Söhne des noch aus tausend Wunden blutenden Landes fast zwei Monate hindurch unter unseren Augen gegenseitig zerfleischten.

Die auf der Sübseite von Paris hin und her wogenden Kämpfe waren zwar für uns zu entfernt, um sie beobachten zu können, aber im Westen konnten wir den Verlauf derselben von dem hohen Aussichtspunkte des Mont d'Argemont bei Argenteuil aus genau verfolgen. Von derselben Stelle aus, von der wir noch vor einigen Monaten dem Granat- und Gewehrfeuer zugehauht hatten, das der Mont Valérien und die französische Vorpostenlinie auf unsere Stellungen richteten, waren wir nun Zeugen der blutigen Szenen, deren Schauplatz die Seine-Übergänge bei Asnières und Neuilly, sowie das am Fuße des Mont Valérien belegene Gelände wurde. So konnten wir von dort aus am 3. April deutlich einen Ausfall beobachten, den die Truppen der Kommune gegen Versailles unternahmen. Er wurde zwar mit Hilfe des Granatfeuers von Mont Valérien zurückgeschlagen, aber erst nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es den Versailler Truppen, die Brücke von Neuilly zu nehmen, und dann dauerte es noch wochenlang, ehe man hier einen Schritt vorwärts kam. Es entspannen sich dort fast täglich Kämpfe, in welchen es jedoch nicht gelang, die Pariser aus dem Dorfe Neuilly hinauszuerfen, dessen arme Einwohner die ganze Zeit über in den Kellern zubringen mußten. Ein viel besuchter Beobachtungspunkt, von dem aus wir diesen wochenlangen Kämpfen aus unmittelbarer Nähe zuschauhten, war die gegen Paris vorspringende Spitze der Insel St. Denis, wo an dem linken Seinenfer einige Kommune-Geschütze standen. Je nachdem es der Bedienungsmannschaft beliebte, die sich meist in einem anstoßenden Café aufhielt und sich mit Absynthtrinken die Zeit vertrieb, wurde aus ihnen von Zeit zu Zeit über die äußerste Spitze der Insel nach dem von den Versaillern auf dem linken Ufer besetzten Dorfe Asnières hinübergeseuert. Die deutschen Truppen hatten die Weisung, sich bei den zwischen den Aufständischen und dem Gouvernement zu Versailles hin- und herwogenden Kämpfen neutral zu verhalten, so lange keine Verletzungen der Friedensbedingungen vorkämen, im allgemeinen aber

im Interesse des Gouvernements zu wirken, und namentlich keine Ausdehnung der Unruhen über die Mauern von Paris zu dulden. Dieser Weisung gemäß wurde dem Versailler Gouvernement gestattet, auch in den von uns besetzten Departements die National-Garde aufzubieten, und auch den aus Norden heranzogenen französischen Truppen, sowie den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden wurde der freie Durchzug durch St. Denis nach Versailles gewährt. Daher hatten wir wiederholt Gelegenheit, einen solchen Truppendurchmarsch mit anzusehen. Der Eindruck, den die zurückkehrenden Gefangenen machten, war ein höchst trauriger. Sie wußten von den Zuständen in ihrem Lande meist gar nichts, und wenn sie hörten, daß sie kämen, um ihre eigene aufständische Hauptstadt anzugreifen, so waren sie in hohem Grade entmuthigt und empört und häufig genug fragten sie, ob sie nicht besser thäten, sich der National-Garde in Paris anzuschließen.

Aufs strengste überwachte General von Pape jede Verletzung des zwischen unserer Stellung und der Umwallung von Paris liegenden neutralen Gebietes von seiten der Kommune. Als diese eines Tages aus Staatsmagazinen, welche auf diesem Gebiete lagen, eine bedeutende Menge von Mundvorräten nach Paris geschafft hatten, ließ General von Pape eine Kompagnie des Garde-Füsilieregiments zur Besetzung der Magazine bis dicht an das Thor von Paris rücken. Der Hauptmann der Kompagnie traf hier mit einem bewaffneten Offizier der Nationalgarde zusammen, der ihm erst in frecher Weise entgegentrat, aber als er die kräftigen Säbelhiebe des Hauptmanns spürte, schreiend die Flucht ergriff und sich blutriesend in den Pariser Festungsgraben rettete. Noch an demselben Tage erschien bei General von Pape eine Absendung von drei Mitgliedern der Kommune, begleitet von einem Obersten und Generalstabs-Chef, welchen Titel, beiläufig bemerkt, mindestens immer Einer der Pariser Abgesandten führte; dieselben forderten stolz Revanche für den am Morgen verübten Akt brutaler Gewalt und für die Verletzung des neutralen Gebietes. Dabei schwatzten sie wenigstens eine halbe Stunde lang durcheinander, einer immer hitziger als der andere, nur einer — Raval Rigault hieß er, offenbar der einzige Intelligente unter ihnen — schwieg gänzlich. Ohne ein Wort zu sagen, ließ General von Pape sie ruhig sich austoben und als sie endlich, um wieder zu Atem zu kommen, eine kleine Pause eintreten ließen, fragte der General sehr höflich, ob sie ihm gestatten würden, daß auch er einige Worte spräche. Da ging aber das mitraillenusenartige Geschwätze von neuem los; endlich nach fast wiederum einer Viertelstunde kam der General zu Wort und sagte

ziemlich wörtlich folgendes: „Meine Herren, Sie verlangen Revanche. Gut, Sie sollen sie haben, derart wie ich sie zu geben beabsichtige. Hören Sie. — Ich ersuche Sie in ein Parterrezimmer meines Hauses einzutreten. Dort werden Sie den Knopf eines Telegraphen finden. Ein Druck auf diesen Knopf und sechsundachtzig schwere Geschütze, von deren Vorhandensein und Aufstellung sich zu überzeugen ich Ihnen anheimgebe, eröffnen im Augenblick ihr Feuer auf Paris, vorzüglich auf La Villette, La Chapelle und Belleville. — Und dieser Druck auf den Telegraphen erfolgt sofort, sobald Sie sich noch einmal unterstehen, die Konvention zu brechen und das neutrale Terrain, welches an Ihren Festungsmauern beginnt, mit Bewaffneten zu betreten. Voilà ma reponse et la revanche que je vous donne.“ —

Starr vor Entsetzen saßen sie da. — Ihr vorheriger Übermut schlug in den erbärmlichsten Kleinmut um, und sie hatten himmelhoch, von dieser entsetzlichen Maßregel abzustehen, da sie nicht Autorität genug besäßen, um das Herausstreten einzelner Bewaffneter aus Paris zu verhindern. Die große Ordnung und Disziplin, welche sie bei uns gesehen, herrsche bei ihnen nicht, „es gehorchten wenigstens nicht alle“. Der General antwortete ihnen kurz, daß, wenn sie ihren Leute Waffen in die Hände gäben, sie auch für deren Thaten und Handlungen einstehen müßten. Übrigens sei es ihm ganz gleichgiltig, was bei ihnen vorgehe, was ihnen konveniere oder nicht, ob sie dabei zu Grunde gingen oder nicht, für ihn seien sie nur Franzosen und er habe nur einen Zweck, nämlich das zu erreichen und festzuhalten, was für Preußen und Deutschland nützlich sei, und das würde er mit Strenge durchführen und besäße dazu die Mittel. Hiermit seien sie entlassen. — Es war spaßhaft zu sehen, wie sich die Herren Députés krümmten und wanden; nur der sonderbare Generalstabs-Chef, ein Amerikaner — in Uniform mit einer roten Binde um den Leib — blieb sehr heiterer Laune und versicherte höhnisch seinen Kollegen ein über das andere Mal, sie könnten und müßten doch ganz zufrieden sein, da sie ja alles, was nur möglich, erreicht hätten. Dabei schielte der schlaue Kerl zu General von Pape herüber und gab ihm durch ironische Blicke sein Einverständnis zu erkennen. — Die Abgeordneten, welche übrigens meistens einen sehr üblen Geruch hinterließen, hatten den General wiederholt mit *citoyen* angeredet, bis man sie in dieser Beziehung zu belehren versuchte; aber *égalité* und *fraternité* schienen ihnen so sehr ins Blut übergegangen zu sein, daß sie diese Belehrung kaum verstanden.

Nicht minder übel kam eine andere Deputation der Kommune an, die sich eines Tages auf der Kommandantur in St. Denis meldete, und

in denen man bald Agenten erkannte, die in St. Denis für die Aufständischen Stimmung zu machen versuchten. Ihr sonderbarer Aufzug hatte auf die Feldwache an der Pariser Straße einen solchen Eindruck gemacht, daß dieselbe sie ohne weiteres in die Stadt einließ. In dem vierräderigen Gerippe einer Equipage mit vier Pferden, welche wie zum Karneval ausgeputzt waren, saßen die beiden Délegués. Die Kosselenker des Wagens, sowie zwei Vor- und zwei Nachreiter trugen Baretts, hellblaue Kittel mit großen roten Schärpen und hohe Wasserstiefel. Sämtliche Pferde hatten als besonderes Abzeichen an verschiedenen Stellen lange Fuchsschwänze hängen. Der vornehmste der Abgeordneten, ein pockennarbiger, pomadisirter Kommiss, stellte sich dem Kommandanten als Major im Generalstabe vor, erzählte, daß er Garibaldi und seinen Neffen erwarte und fragte, ob Paris auf unsere Unterstützung und Freundschaft rechnen könne. Da dieser Hanswurst es nur darauf abgesehen haben konnte, durch seinen, wie er glaubte, pompösen Aufzug auf die Spießbürger von St. Denis Eindruck zu machen, so mußte die ganze Gesellschaft sofort bescheiden zu Fuß, unter Aufsicht einiger Ulanen, auf der Pariser Straße wieder umkehren.

Ein ander Mal schickte General Bergeret, ein vielgenannter Leiter des Aufstandes und Kommandant eines Teiles von Paris, seinen Generalstabschef Kossel, einen früheren Ingenieur-Offizier, zu General von Pape, um anzufragen, ob er bei unserm Abrücken von St. Denis mit Sicherheit auf die Übergabe der Forts rechnen könnte. Daß auch sein Liebesmühen umsonst war, bedarf nicht erst der Bemerkung.

Obwohl aber St. Denis ruhig, wie ein sicherer rettender Hafen, in dem ringsum stürmischen Meere lag, und der lebhafte Verkehr mit Paris manche Abwechslung bot, so steigerte sich doch von Woche zu Woche unter unseren Truppen, bei Mannschaften wie Offizieren, die Sehnsucht nach der Heimkehr, und mit Ungeduld warteten wir auf den Augenblick, wo die Versailler Armee sich stark genug fühlen würde, gegen die in Paris wütende Schreckensherrschaft den entscheidenden Schlag zu führen. Endlich schien um Mitte Mai dieser Zeitpunkt gekommen. Aber vorher sollten wir noch einmal Zeugen der entsetzlichsten Greuelthaten werden. Ich hatte am 16. Mai mit einigen Bekannten einen Ausflug nach Fort Romainville unternommen, wo ein vielbesuchter Turm eine prächtige Aussicht in das Innere von Paris gewährte. Ganz deutlich konnten wir von hier aus durch ein gutes Fernrohr die Vorbereitungen beobachten, die zum Umsturz der Vendôme säule getroffen wurden. Von dem noch weiter nach Osten zu gelegenen Fort

Nogent überblickten wir das Feuere Meer, in welchem die von den Mordbrennern in dem Stadtteil von Vincennes angezündeten Gebäude in Flammen aufgingen. Endlich deutete die am 17. Mai erfolgende Zusammenziehung aller in der Nähe von St. Denis belegenen und bis dahin in den Kantonnements weit zerstreuten deutschen Truppenteile an, daß eine Entscheidung nahe bevorstand. Geschlossen sollten unsere Truppen jedem Versuch der Kommunisten, etwa aus Paris herauszubrechen, entgegentreten. Unaufhörlich erzitterte die Luft von dem rollenden Donner der Kanonen, und auch die nach Paris gesandten Kundschafter hatten die Nachricht gebracht, daß sich durch die ganze Stadt gewaltige Barrikaden zögen, von denen aus die Aufständischen sich im letzten Verzweigungskampfe wehren wollten. Am 21. Mai erfuhren wir, daß General Douai bereits bis zum Arc de triomphe vorgerückt sei, und am folgenden Morgen erschien der verwundete Kommune-General Dombrowski mit einigen seiner Offiziere bei unseren Vorposten mit der Bitte, ihn durchzulassen, um nach Belgien zu entfliehen. Natürlich wurde diesem Verlangen nicht entsprochen. Er wurde nach Paris zurückgeschickt, wo er seinen Wunden bald erlegen ist. Auch den berühmten Rochefort bekamen wir in diesen Tagen zu sehen, in denen die Anführer des Aufstandes sich zu retten suchten, wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen. Er war verkleidet nach Meaux entkommen, wurde dort von unseren Truppen angehalten und nach St. Denis gebracht, um von dort aus nach Versailles ausgeliefert zu werden.

Leider ließen es die Befehlshaber der Versailler Truppen, auch nachdem sie in Paris eingedrungen waren, an jeder thatkräftigen Verfolgung ihres Sieges fehlen, und so ermöglichten sie die Verheerungen und Brandstiftungen, welche die Empörer in den von ihnen aufgegebenen Stadtteilen vor ihrem Abzuge anrichteten. Durch vorherige Anhäufung von Pulver und Petroleum in den Kellern der von ihnen verlassenen Gebäude hatten sie diese planmäßige Vernichtung der schönsten Gebäude von Paris vorbereitet, um für ihre Niederlage noch einen schrecklichen Racheakt zu vollziehen. Fast alle Spritzen waren vernichtet und jeder, welcher zu löschen versuchen würde, mit Todesstrafe bedroht worden. Daher war den Bränden nun kein Einhalt zu thun. Die Tuilerien mit ihren kaiserlichen Prunkgemächern, fast sämtliche Ministerien und großen Staatsgebäude und das so herrliche Hôtel de Ville mit seinen Kunstschätzen, seiner großartigen Bibliothek und allen Archiven wurde ein Raub der Flammen und sank mit zahlreichen anstoßenden Privathäusern in Schutt und Trümmer. Ganze

Züge voll Spritzen und Pompierz aller umliegenden Städte, sogar aus Brüssel und London, passierten unsere Vorposten.

Dabei sind viele beabsichtigte Brände und Sprengungen noch nicht zur Ausführung gekommen. So behaupteten die Pariser unter anderem, daß auch die schöne Notre-Dame-Kirche und damit natürlich das umliegende Stadtviertel in die Luft fliegen sollte. Dies war jedoch möglicherweise eine Übertreibung, welche daraus entstanden war, daß die Gewölbe der Kirche als Pulvermagazin gedient hatten und man noch große Vorräte in denselben fand. An den Brandstiftungen beteiligten sich besonders Weiber, viele derselben wurden dabei ergriffen und niedergestochen. Alle Nationalgarden, welche man mit Waffen traf und in Verstecken fand, fielen sofort durch die Kugeln und Stiche ihrer Gegner. Je weiter die Versailler vordrangen, desto hartnäckiger wurde der sich immer mehr nach der Nordostecke der Stadt konzentrierende Widerstand. Am schrecklichsten wütete der Kampf an den zur Verteidigung eingerichteten Straßenecken, wo oft Haus für Haus genommen werden mußte. Aber erbarmungslos schlugen dort die Gouvernementsstruppen alle nieder, sogar Greise, Weiber und Kinder. Eben so viele kamen in den hohen, von unten aus abbrennenden Gebäuden um.

Am 25. Mai sahen sich die Truppen der Kommune auf den Stadtteil Bellevue, den Hauptherd des Aufstandes, auf den Kirchhof Père la Chaise und die Buttes Chaumont, ihre letzte befestigte Stellung, zurückgedrängt. Aber leider gelang es nicht mehr, die in dem genannten Stadtteil im Gefängnis La Roquette untergebrachten Gefangenen, unter ihnen den würdigen Erzbischof von Paris, zu befreien. Als die Versailler sich des Kirchhofs bemächtigt hatten, fanden sie fast sämtliche Gefangene erschossen und ohne Särge in einer noch offenen Grube liegend. Noch fast drei Tage währte der Kampf um die Buttes Chaumont, von denen aus vor unseren Augen der große Bahnhof und die Vorrats-Magazine von La Villette in Brand geschossen wurden. Das Flammenmeer, das durch diese Feuerbrunst entstand, war ein so furchtbares, daß in der folgenden Nacht St. Denis tageshell erleuchtet war. Ich wachte von dem Feuerchein auf, der so blendend war, daß ich im Hintergrunde meines Zimmers ganz gut lesen konnte. Entsetzt erhob ich mich von meinem Lager in der Meinung, daß St. Denis selbst in Flammen stände, und eilte zu den Vorposten hinaus, wo ich mich überzeugte, daß die Feuergarben der in Paris wütenden Brände aus der Ferne zu uns herüber leuchteten. Es war ein schauerlicher Anblick, bei dem man in unmittelbarer und erschütternder Weise das

Walten des heiligen und gerechten Gottes erkennen mußte, der seiner nicht spotten läßt. Wie kläglich und erbärmlich erschien angesichts dieser Greuel-scenen, die sich vor unseren Augen zutrugen, der Humanitätsdusel gewisser Leute, die ihren ganzen Einfluß aufgeboten hatten, um von dem schönen Paris das Bombardement abzuwenden. Was waren diese Verwüstungen, in denen die Pariser selbst an die Prachtbauten ihrer Stadt Hand angelegt hatten, im Vergleich zu dem kaum nennenswerten Schaden, den die Granaten unserer Batterien in einzelnen vorstädtischen Stadtvierteln angerichtet hatten! — Mit eigener frevelnder Hand zerstörte dies Volk seine Herrlichkeiten, mit denen es so stolz vor allen Völkern geprahlt hatte, selbst die Denkmäler seiner eigenen Siege, seiner früheren Größe nicht schonend, und noch wenige Wochen zuvor hatte es nicht Worte des Zornes und der Entrüstung genug darüber gehabt, daß die deutschen Vandalen es gewagt hätten, ihre Granaten nach Paris hineinzuschleudern, und ganz Europa zum Protest gegen solchen Frevel aufgerufen.

Unter den gewaltigen und aufregenden Ereignissen dieser Tage, in denen die Kommune die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, ihre Schreckensherrschaft zu behaupten, war das Pfingstfest herangekommen, mit welchem meine Thätigkeit im Felde ihr Ende erreichen sollte. Mit der Unterwerfung des Kommune-Aufstandes durch die Truppen von Versailles und der Herstellung der Ordnung in Paris war für das Gardekorps die Zeit der längst ersehnten Heimkehr endlich gekommen. Die ihm gestellte Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Aufstand auf die feindliche Hauptstadt beschränkt bleibe und sich nicht über das Land verbreite, war gelöst, und nachdem inzwischen am 10. Mai der Friede zu Frankfurt dank dem thatkräftigen Nachdruck, mit welchem Fürst Bismarck die Verhandlungen zum Abschluß gebracht hatte, unterzeichnet war, stand der Rückkehr unserer Truppen in die Heimat nichts mehr im Wege. Noch einmal durfte ich ansehnliche Teile meiner Feldgemeinde an den beiden Pfingstfeiertagen, in St. Denis und Aubervilliers am ersten, in Montmorency und Enghien am zweiten Festtage zu Gottesdiensten um mich versammelt sehen. Alle standen unter dem frischen Eindrucke des furchtbaren Gottesgerichtes, das unter unsern Augen an Paris sich vollzogen hatte und das unwillkürlich an das Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes erinnerte, von dem die pfingstliche Gottesthat begleitet war, und es war wohl selbstverständlich, daß dieser Eindruck auch in den Pfingstpredigten seinen Wiederhall fand. „In unmittelbarster Nähe, so führte ich u. a. am ersten Pfingsttage im

Anschluß an die Festgeschichte aus, haben wir das Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, das dem Kommen des Herrn vorausgeht, in diesen Tagen vernehmen können. Die rauchenden Feuerfäulen, welche Tag um Tag den nächtlichen Himmel erhellten und ihre grellen Streiflichter über den furchtbaren Abgrund des Verderbens warfen, der in dem Babel unseres Jahrhunderts sich aufgethan hat und aus dem alle bösen Geister der Finsternis entfesselt emporstiegen, sie haben uns eine Pfingstpredigt gehalten, wie sie noch keiner von uns je vernommen hat. Der Geschützdonner, der Tag und Nacht an unser Ohr drang, und das Knattern der Gewehrsalven in den Straßen von Paris, die uns von dem blutigsten Bürgerkriege Kunde gaben, den die Welt je gesehen, es waren wie dort am ersten Pfingsttage Zeichen von oben, in denen wir die Stimme des Herrn vernehmen sollten, der auch heute noch wie damals am Horeb in Erdbeben und Feuer sein Nahen verkündigt. In den schauerlichen und blutigen Greuelscenen, deren Schauplatz die stolze Weltstadt in diesen Tagen geworden ist und deren Urheber die eigenen Söhne dieser Stadt gewesen sind, in den scheußlichen Verbrechen, bei denen dort zu Hyänen gewordene Weiber mit den Männern gewetteifert haben, hat sich in erschütternder Weise das uralte und unabänderliche Gesetz der göttlichen Weltordnung vollzogen, daß, wo in einem Volke und Lande erst das wahre innere Leben erstorben ist, wo ein Geschlecht im großen und ganzen sittlich verkommen ist und die Grundlagen aller wahren Volkswohlfahrt verlassen hat, daß da auch früher oder später die Fluten des äußeren Verderbens verheerend hereinbrechen."

Die Mahnungen, welche sich aus dieser Anwendung der Pfingstgeschichte auf die Ereignisse, deren Zeugen wir soeben gewesen waren, für uns und unser deutsches Volk ergaben, lagen auf der Hand. Wie hätte die Pfingstpredigt an diesen Stätten und in solcher Zeit es unterlassen können, von dem blutigen Pfingsten, das wir soeben erlebt, auf das rechte Pfingsten, von der Pariser Kommune und dem lästernden Mißbrauch, den die Pariser Blutmenschen mit dem schönen Worte „Gemeinde“ getrieben hatten, auf die rechte vom Geiste Gottes erfüllte Pfingstgemeinde hinzuweisen! Ja eine „Gemeinde“ müssen wir werden, aber eine durch den heiligen Geist aus Gott geborene Gemeinde, eine erneuerte Menschheit, das war der Grundton und Grundgedanke jener vor den Thoren der Hauptstadt, aus deren Trümmern noch die Flammen emporloderten, gehaltenen Pfingstpredigten. Es war um so mehr angezeigt, einen solchen Mahn- und Weckruf zu erheben, als ja leider auch damals schon die Pariser „Kommune“ in Deutschland ihre Ver-

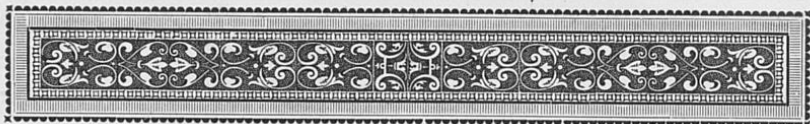
teidiger fand und sich Leute fanden, die aus ihrer Gesinnungsverwandtschaft mit den Pariser Blutmenschen kein Hehl machten. Hatte doch sogar ein Mitglied des deutschen Reichstages die Frechheit, sich zum Lobredner der Pariser Kommune, dieses Abschaumes des verderblichsten Giftes, aufzuwerfen. Seitdem freilich haben wir uns noch an ganz anderes gewöhnen müssen.

Die Pfingstpredigten waren für mich zugleich Abschiedspredigten von denjenigen Truppenteilen der Division, die nicht der Potsdamer Garnison angehörten. Um so näher lag es mir, noch einmal alle Erfahrungen des Feldzuges, insbesondere das, was vor unseren Augen geschehen war, in die apostolische Mahnung zusammenzufassen: „Schau die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du in der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen werden.“ Unter dem Eindruck dieser oder einer vielleicht in andern Worten ausgesprochenen, aber dem Sinne nach verwandten Mahnung sangen wir noch einmal in den Kirchen, die uns so oft in letzter Zeit zur Herberge in der Wüste gedient hatten:

Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen,

um uns dann in den nächsten Tagen zur Heimkehr zu rüsten.





Die Heimkehr.

Am 27. Mai kam der Befehl zur Rückkehr der Garden, deren Beförderung in die Heimat von den Bahnhöfen Aubervilliers, Pantin und anderen östlich von Paris gelegenen Stationen aus auf der Eisenbahn bewirkt wurde. Am 1. Juni begann die Abfahrt der Truppen und in kurzen Zwischenräumen folgte von da an ein laubbekränzter Zug nach dem andern, der die laut jubelnden und singenden deutschen Krieger heimwärts trug. Keinem ist der Abschied schwer geworden. Alle schieden mit dem Bewußtsein: es war ein schönes Land, aber ein tückisches Volk, in dessen Mitte wir so lange weilen mußten. Alle kehrten heim mit Lob und Dank gegen den, der durch alle Gefahren des Krieges so gnädig hindurchgeholfen hatte.

Mir persönlich blieb die tagelang währende ermüdende Eisenbahnfahrt mit dem für den Divisionsstab bestimmten Militärzug erspart. General von Pape gestattete mir, da für meine Wirksamkeit doch keine Gelegenheit mehr war, schon am 30. Mai, nachdem meine Pfingstarbeit erledigt war, mit einem schnelleren Verkehrszuge voraufzufahren, um mich dann erst wieder auf deutschem Boden unserem Zuge anzuschließen. Die nächste Veranlassung zu dieser früheren Abreise, die mir gestattet wurde, war eine Liebespflicht, die ich auf dem Schlachtfelde von Sedan zu erfüllen hatte. Sie betraf die Ausgrabung der Leiche meines Neffen, des Hauptmanns Bernhard von Koon, die wir, wie ich in einem früheren Abschnitte erwähnt habe, an einer entlegenen und verborgenen Stelle des bei dem Schloßchen La Moncelle gelegenen Parkes bestattet hatten. Wie dort bemerkt, war dies in der Hoffnung geschehen, daß der Besitzer des Schloßchens, Comte de Viry, auch dem gefallenem Feinde die Ruhestätte gönnen werde. Leider sollte sich diese

Hoffnung nicht erfüllen. Der Kriegsminister von Koon hatte sich, sobald die Verhältnisse es gestatteten, mit Graf Biry in Verbindung gesetzt und war mit ihm wegen käuflicher Überlassung einer kleinen Parzelle des Parkes, auf welcher das Grab sich befand, in Unterhandlung getreten. Die Antwort des letzteren war eine rundweg ablehnende; er forderte entweder die sofortige Entfernung der Leiche aus seinem Besitztum oder den völligen Ankauf des letzteren von Seiten des Kriegsministers und zwar für einen Preis, bei dem der Besitzer ein sehr gutes Geschäft gemacht haben würde. Unter diesen Umständen blieb dem Vater des Gefallenen nichts übrig, als die Leiche seines Sohnes in die Heimat überführen zu lassen, und er richtete an mich die Bitte, bevor ich Frankreich verließ, diese Überführung zu bewirken.

So schied ich denn am 30. Mai 1871, genau zehn Monate nach dem Tage der Abreise ins Feld, aus St. Denis, um in Begleitung unseres trefflichen Justizrats Wilzer, mit dem ich im Verlaufe des Feldzuges innige Freundschaft geschlossen hatte, über Soissons und Reims nach Sedan zu fahren. Auf dem Bahnhofe zu Reims hatte ich noch ein kleines Abenteuer zu bestehen, das bezeichnend war für die Anmaßung, mit welcher die Franzosen, während unsere Truppen noch im Lande weilten, uns behandeln zu dürfen glaubten. Die Eisenbahnen von Paris bis an die Grenze waren wieder in französische Verwaltung übergegangen, und so wurde auch das Billetschalter in Reims von einer Französin bedient. Während der Zug nach Sedan schon zur Abfahrt bereit stand, stürzte ich in größter Eile an den Billetschalter und forderte in der Weise, wie wir es in Deutschland gewohnt sind, eine Fahrkarte nach Sedan mit den Worten: „un billet au premier pour Sedan!“ indem ich zugleich den Betrag aufzählte. Keine Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „un billet au premier pour Sedan!“ Wieder keine Antwort. Draußen läutete es schon zum zweiten Male zur Abfahrt des Zuges, und ich rufe nun ungeduldig: „je veux un billet au premier pour Sedan, voilà l'argent!“ Da wird mir der Schalter vor der Nase zugeschlagen. Ratlos, was zu thun, suche ich den Etappen-Kommandanten auf, in dem ich einen mir von Koblenz her bekannten Oberstlieutenant z. D. entdeckte. Ich erzähle ihm den Vorgang und bitte um seine Vermittelung, mir zu einem Billet zu verhelfen. Ein auf dem Etappen-Büreau beschäftigter, der französischen Sprache völlig kundiger Einjähriger wird herbeigerufen, um die widerpenftige Billeteuse zu vernehmen. Auf sein Befragen, warum sie mir kein Billet verabfolgt habe, erfolgt die Antwort: „Ah ce monsieur n'est

pas poli!“ und als weiter geforscht wird, inwiefern ich es an politesse hätte fehlen lassen, erklärt die französische Angestellte: „Ce monsieur a dit, je veux un billet, mais on ne veut pas ici!“ Meine angebliche Unhöflichkeit hatte also darin bestanden, daß ich nicht eine Höflichkeitsphrase wie „s’il vous plait“ oder „ayez la bonté“ oder „je vous prie“ hinzugefügt hatte. Und das alles angeichts des in der Abfahrt begriffenen Zuges. Als ob wir in Deutschland jemals bei einer so rein geschäftlichen Angelegenheit wie der Kauf eines Eisenbahnbillets anders verfahren, als in der kürzesten geschäftlichen Form Wagenklasse und Ziel anzugeben: Zweite Klasse, Berlin, Magdeburg u. s. w. Jedenfalls waren Zeit und Ort die denkbar ungeeignetsten für eine Belehrung über höfliche französische Ausdrucksweise, und ich war fast noch mehr entrüstet über den Etappen-Kommandanten, der eine solche Unverschämtheit duldete, als über die französische Billeteuse, die sie sich herausgenommen hatte. Glücklicherweise erhielt ich mein Billet noch im Augenblick der Abfahrt des Zuges. Übrigens war ich mit meinen geringen französischen Sprachkenntnissen immer noch sehr gut aus- gekommen, und es war das erste Mal, daß ich mir eine solche unerbetene Unterweisung gefallen lassen mußte. Hin und wieder waren ja allerdings eigentümliche Mißverständnisse durch mangelhafte Kenntnis des Französischen vorgekommen. So hatte ein Amtsbruder von mir in der Unterhaltung mit einem sehr rasch sprechenden Franzosen, dem er nicht folgen konnte, gebeten: „Je vous prie, un peu plus tard!“ Der Angeredete schweigt. Mein Amtsbruder: „Continuez donc s’il vous plait!“ Er fährt in derselben schnellen Gangart fort. Jener bittet wieder: „Ah, un peu plus tard!“ bis sich herausstellt, daß er das lateinische tardus (langsam) im Sinn gehabt und plus tard mit plus lentement verwechselt habe. Demselben war es begegnet, daß er vor einer Ausfahrt, von welcher er erst spät am Abend zurückzukommen gedachte, seiner Wirtin die Weisung gab: „Je vous prie, mettez mon lit ce soir devant la porte!“ Zu seinem Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr am Abend sein Bett auf den Flur gestellt vor. Der Anklang des französischen Wortes „lit“ (Bett) an das deutsche „Licht“ hatte ihn zu der Verwechslung verleitet.

Doch ich war auf der Fahrt nach Sedan begriffen. Dort angelangt, ermittelte ich einen Assistenzarzt, der es schon gewohnt war, bei den häufig vorkommenden Ausgrabungen von Leichen hilfreiche Hand zu leisten und namentlich die gesetzlich vorgeschriebenen Desinfektionen vorzunehmen. Mit seiner Hilfe gelang es mir auch bald, die erforderlichen Arbeitskräfte für

die Ausgrabung zu gewinnen und den nötigen Zinkfarg aufzutreiben. Es hatte sich in allen diesen Beziehungen der häufigen Nachfrage wegen schon ein geregelter Geschäftsbetrieb herausgebildet. Die nötigen Vorbereitungen waren infolgedessen bald getroffen, und schon am folgenden Morgen konnten wir nach La Moncelle hinausfahren, um unser trauriges Geschäft vorzunehmen. Dasselbe war bald erledigt. Mein sehr zuverlässiger Trainsoldat Bertram geleitete die in dem fest verlöteten Zinkfarg eingeschlossene Leiche auf den Bahnhof und von da nach Potsdam, von wo sie auf das damals noch im Besitze meines Schwagers befindliche Gut Gütergoß überführt wurde, um in dem Gewölbe der dortigen Kirche beigesetzt zu werden. Ihre feierliche Einsegnung daselbst war der erste Dienst, den ich nach meiner Rückkehr in die Heimat zu verrichten hatte. Noch ein drittes Mal bin ich einige Jahre später mit dieser Leiche umgezogen. Nachdem Graf Koon Gütergoß verkauft und in Krobnitz in der Oberlausitz einen neuen Besitz erworben hatte, baute er sich dort kurz vor seinem Tode eine Familiengruft. Mit ihrer Einweihung wurde zugleich die nochmalige Beisetzung des bei Sedan gefallenen Sohnes verbunden.

Nach Erledigung des Auftrages, der mich zunächst nach Sedan geführt hatte, blieb mir noch Zeit genug übrig, um eine Umfahrt über den Teil des Schlachtfeldes von Sedan zu machen, auf welchem die Garden in dem Ringe, von dem die Armee Mac Mahons am 1. September unklammert worden war, ein so wesentliches Glied gebildet hatten. Noch einmal fuhr ich durch die Schlucht von Givonne, aus der unsere Garde-Jäger und Garde-Füsilere den Feind vertrieben hatten, noch einmal betrat ich nahe bei dem Bois de Garenne die Stätte, von der am 2. September abends unser „Nun danket alle Gott!“ zum Himmel emporgestiegen war, alle die gewaltigen Erinnerungen jener Tage wieder auffrischend. Von Sedan ging es dann über Saarbrücken und Mannheim nach Heidelberg und dann über Mainz und Wiesbaden den Rhein hinunter nach Koblenz. Mit wie andern Gefühlen als vor zehn Monaten, da wir in umgekehrter Richtung den Rhein überschritten hatten, konnten wir ihn jetzt begrüßen. In Koblenz wurde bei einem lieben alten Freunde, dem Militär-Oberpfarrer und Konfistorialrat Kortzen, Rast gemacht. Wie viel gab es da zu erzählen, wie mancher auch, die nicht wiederkehrten, wurde da gedacht. Eine besondere Freude war es mir, dem hiedern Wilzer, der zum ersten Male den Rhein besuchte, als Führer dienen zu können. Nachdem auch noch in Köln der seiner Vollendung entgegengehende Dom besucht und zahlreiche Verwandte

und Bekannte begrüßt worden waren, erreichte ich in Hamm wieder den Militärzug unseres Stabes, der mich am 8. Juni wohlbehalten nach Potsdam brachte.

Vollzählig und gesund, wie ich die Meinen bei der Abreise ins Feld verlassen hatte, eilten sie mir an der Thür des mit Guirlanden und Kränzen festlich geschmückten Hauses entgegen; nur das jüngste zwei Jahre alte Töchterchen hatte der Mutter während meiner Abwesenheit durch ein Leiden Sorge gemacht, für welches die chirurgische Hilfe und ein operativer Eingriff meines Freundes Volkmann in Anspruch genommen werden mußte. Alle andern waren durch Gottes Gnade das ganze Jahr hindurch von jeder ernstern Krankheit verschont geblieben. Es war eine fröhlichere Heimkehr als die aus dem Feldzuge von 1866, wo mich meine Frau am Sarge ihrer Tags zuvor heimgegangenen Mutter erwartete, nachdem sie wenige Tage früher einen blühenden Neffen, der als Pflegesohn in unserm Hause weilte, hatte begraben müssen. Besondern Anlaß hatte ich, Gott zu preisen, daß ich meine Frau selbst in frischer Gesundheit antraf. Das Kriegsjahr war auch für sie eine schwere arbeitsvolle Zeit gewesen. Unter ihrer Leitung hatte der Verein zur Fürsorge für die Frauen und Kinder der ins Feld gezogenen Reservisten und Landwehrmänner in unserm Hause seine stille Arbeit gethan. Weit über hunderttausend Hemden, die das Kriegsministerium dem Verein in Auftrag gegeben hatte, waren im Verlauf des Krieges unter ihrer Aufsicht zugeschnitten und an die Landwehrfrauen zum Nähen verteilt, von diesen wieder abgeliefert und dann von dieser Arbeitsstelle aus an die Intendantur versandt worden. Daneben hatte meine Frau durch Besuche in den Familien von eingezogenen Landwehrmännern und Reservisten zu manchem Samariterdienste Gelegenheit gefunden und manche zur Witwe gewordene Frau der draußen Gefallenen oder Verstorbenen zu trösten gehabt. So durfte auch sie auf das hinter uns liegende Jahr mit dem Bewußtsein zurückblicken, auch ihren reichlichen Anteil an der Arbeit des Krieges gehabt zu haben.

Der Heimkehr folgte dann ein doppelter feierlicher Einzug mit den Truppen. Am 14. Juni bereitete die bis in die entlegensten Straßen festlich geschmückte Stadt Potsdam den dort in Garnison liegenden Regimentern den glänzendsten Empfang. Der Einzug geschah durch das Brandenburger Thor, durch das ich auf meinem bei Beaumont erbeuteten Schimmel im Gefolge des Kommandeurs der ersten Garde-Infanterie-Brigade, Generals von Kessel, mit einreiten durfte. In kurzer Zeit waren Roß und Reiter

von den zahlreich gespendeten Kränzen, die mir namentlich von Konfirmandinnen in reichster Fülle zugeworfen wurden, völlig bedeckt. Dem Einzuge folgte ein von der Stadt Potsdam veranstaltetes Festmahl in den Räumen des Schützenhauses, an welchem der Kaiser, der Kronprinz, sowie alle Prinzen des königlichen Hauses mit ihrem Gefolge teilnahmen und zu welchem die sämtlichen Offizierkorps der Potsdamer Regimenter eingeladen waren. Trotz der Anwesenheit der Allerhöchsten und höchsten Ehrengäste herrschte bei der Tafel und insbesondere nach Aufhebung derselben in dem Garten des Schützenhauses die ungezwungenste Fröhlichkeit. So ist es mir unvergeßlich, wie der in Berliner und Potsdamer Kreisen s. Z. wohlbekannte und allgemein beliebte russische Bevollmächtigte General Rutosoff in angeheiteter Stimmung mit einem der Stadträte sich umarmte und mit ihm Brüderschaft trank. Da es unmöglich war, auch die Mannschaften der Garnison in einem Festlokale zu vereinigen, so hatte die Stadt an die Bürgerschaft die Aufforderung ergehen lassen, diese als Gäste des Familientisches in ihre Häuser zu laden. Auch ich hatte mir für den auf den Einzug folgenden Tag zwölf Gäste, darunter sechs Grenadiere vom ersten Garde-Regiment und sechs Garde-Jäger in mein Haus gebeten. Unser Esszimmer war mit militärischen Emblemen festlich ausgeschmückt, über der Thür prangte eine mächtige Fahne in den Farben der französischen Tricolore mit der Aufschrift: „Saint Privat la Montagne“. Es war die Flagge der Mairie dieses heiß umstrittenen Ortes, die ich am Morgen nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde gefunden und mitgenommen hatte. Wahrscheinlich war sie bei dem Sturm auf St. Privat vom Flaggenstock heruntergerissen worden. Ich habe sie nach dem Gebrauch bei unserm, den Kriegskameraden gegebenem Festmahle dem Regimentshause des ersten Garderegiments geschenkt, dessen Flur sie viele Jahre hindurch geschmückt hat. Zu den von mir geladenen Ehrengästen gehörte natürlich auch mein treuer Trainsoldat Bertram. Zu meiner Freude haben sich manche derselben noch lange dieses Festmahles in meinem Hause erinnert. Noch bei der fünf- undzwanzigjährigen Gedenkfeier des 18. August redete mich ein ehemaliger Garde-Jäger, der jetzt in angesehenener bürgerlicher Stellung sich befindet, darauf an, daß er am Tage nach dem Einzug in meinem Hause zu den Gästen gehört habe.

Am Freitag den 16. Juni fand der festliche Einzug in Berlin statt, bei dem ich hinter unserm heldenhaften General von Bape durch das Brandenburger Thor und durch die prächtig geschmückte Siegesstraße Unter den

den Linden reiten durfte, um dann jenen überwältigenden Augenblick mitzuerleben, da auf den Befehl des sieggekrönten Kaisers und Königs die aus den Schlachten und eroberten Festungen heimgebrachten Trophäen und Siegeszeichen, einundachtzig eroberte französische Adler, Fahnen und Standarten, vor dem Standbilde König Friedrich Wilhelms III. sich niederlegten. Wie schön sprach sich darin der Kindesdank des Sohnes aus, der es vor allem Volke bezeugen wollte, daß der Heldengeist, der in unserm Heere offenbar geworden war, der unsere Fahnen von Sieg zu Sieg geführt hatte, ein von den Vätern ererbtes und überkommenes Gut war.

Auch zu dem Galabiner, das am Nachmittage des Einzugstages im Königlichen Schlosse zu Berlin stattfand, wurde mir die Ehre einer Einladung zu teil. Da hatte ich noch einmal Gelegenheit, alle die Helden und Heerführer des Krieges um den Kaiser versammelt zu sehen, und von gar manchen wurde ich auch mit freundlichem Händedruck begrüßt und angesprochen.

Am folgenden Sonntage, den 18. Juni, durfte ich zum ersten Male wieder meine von liebenden Händen mit Kränzen und Blumen reich geschmückte Kanzel in der Hof- und Garnisonkirche besteigen, um nach elfmonatlicher Abwesenheit die heimische Gemeinde wieder zu begrüßen und den Daheimgebliebenen wie den siegreich Heimgekehrten zum Dank- und Friedensfeste in tiefbewegter Stimmung die Festpredigt zu halten, unter Zugrundelegung des Psalmwortes (Psalm 46, 9—12): „Kommt her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Seid stille vor dem Herrn! Das war die Mahnung, die in den Mittelpunkt der Dank- und Friedensfeier gestellt wurde, mit der dreifachen Aufforderung, in stiller Demut den Herrn zu preisen, in stiller Gottesfurcht ihm fortan zu dienen und in stiller Zuversicht auf ihn zu vertrauen. Mit dieser Mahnung suchte die Friedenspredigt die Herzen aus der Unruhe der vorangegangenen Fest- und Jubeltage wieder in den gleichmäßigen Verlauf des Alltagslebens mit seinen neuen Aufgaben, die eines jeden an seiner Stelle und in seinem Berufe warteten, zurückzulenken.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.

Vom Kurhut zur Kaiserkrone.

Von

D. Bernhard Rogge,

Königl. Hofprediger in Potsdam.

Zwei Bände.

(Jeder Band kann auch apart bezogen werden.)

- I. Band. Das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern. Mit den Brustbildern der Kurfürsten in Originalholzschnitt (auf Kupferdruckpapier).
Preis brosch. M. 6.—; in Prachtband M. 8.—
- II. Band. Das Buch von den preussischen Königen. (König Friedrich I. bis König Wilhelm II., deutscher Kaiser.) Mit den Brustbildern der Könige in Originalholzschnitt (auf Kupferdruckpapier).
1895. 2. vermehrte Auflage. Preis brosch. M. 8.—; in Prachtband M. 10.—

Das Werk ward vom königlich Preussischen Kultusministerium und vielen königlichen Regierungen amtlich empfohlen.

Dahmeim 1893, Nr. 10. Vor Jahresfrist ließ Herr Hofprediger D. B. Rogge, unser verehrter Mitarbeiter, sein „Buch von den preussischen Königen“ erscheinen, dem jetzt als willkommene Ergänzung ein „Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern“ nachfolgt. Das schöne trefflich ausgestattete Werk liegt nunmehr in zwei stattlichen Bänden unter dem Gesamttitel „Vom Kurhut zur Kaiserkrone“ (Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior)) vor uns — eine prächtige Gabe. — Hofprediger Rogge besitzt, wie unsere Leser wissen, die Gabe der zum Herzen gehenden Sprache in höchsten Maße. Er weiß im edelsten Sinne volkstümlich zu reden und zu schreiben. Darin liegt der eine große Vorzug auch dieses, seines neuesten Werkes. Einen zweiten sehe ich in der lichtdurchdrungenen Klarheit der ganzen Darstellung, die mit warmherziger Verehrung für unser Herrscherhaus erfüllt ist. Das Buch führt uns die Gestalten der Hohenzollernkurfürsten von **Kurfürst Friedrich I. bis auf Kaiser Wilhelm II.** vor, nicht als ein trockenes Geschichtswerk, als eine Aneinanderreihung von Thaten und Ereignissen, sondern als eine frisch und lebendig geschriebene Sammlung fesselnder Lebensbilder, die in ihrer Gesamtheit das Werden, das Wachsen und Gedeihen des brandenburgisch-preussischen Staates unter den Pittichen des Zollernraars treffend zeichnet. Wie jeder der Fürsten in unermitlicher Thätigkeit mit nie versiegender Energie seine Bausteine zum großen Werke hinzufügte, wie die Hohenzollern neben der stetigen Vergrößerung ihrer Hausmacht, der unerlässlichen Vorbedingung aller Erfolge, auch das Wohl und die Ehre des größeren Vaterlandes im Auge hatten, wie sie allmählich ihres Sonderstaates gewaltige Aufgabe für Alldeutschland erkennen lernten und sie zielbewußt der endlichen Lösung entgegenführten: alles das tritt mit plastischer Anschaulichkeit dem Leser des Buches entgegen. Auf gründlichen Quellenstudien fußend, giebt der Verfasser dabei der geschichtlichen Wahrheit stets ihr volles Recht, er übertüncht die Schatten nicht, wo sie vorhanden — sie lassen ja auch die hellen Lichtstrahlen, welche hohe Begabung, seltene Pflichttreue, stete Arbeitsamkeit um die Gestalten der Hohenzollern woben, nur um so strahlender ausleuchten. — Von der vortrefflichen Ausstattung des mit 21 Porträts geschmückten Werkes legt das ihm entnommene, nebenstehende Bildnis des Kurfürsten Joachim I. Zeugnis ab. (Im Dahheim ward mit der Besprechung zugleich ein Brustbild abgedruckt. Der Verleger.)

== Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ==

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.



== Bisheriger Absatz etwa 32 000 Exemplare. ==

Fürst Bismarck
der erste Reichskanzler Deutschlands.
Ein Lebensbild
zu dessen achtzigstem Geburtstage am 1. April 1895.

Gezeichnet von

D. Bernhard Rogge,

Königl. Hofprediger in Potsdam.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Preis 50 S.

Christliche Charakterbilder
aus
dem Hause Hohenzollern.

Von

D. Bernhard Rogge,

Königl. Hofprediger in Potsdam.

2. Auflage. Mit 10 Brustbildern auf Kupferdruckpapier.

Brosch. 4 M 25 S, eleg. geb. mit Silberbchn. 5 M 50 S, mit Goldbchn. 5 M 75 S.

Schlesische Zeitung Nr. 463, Breslau 5. Juli 1893. Ein schönes Buch biographischen Inhalts bietet weiten Leserkreisen der durch seine populär-patriotischen Schriften rühmlich bekannte Hofprediger Rogge dar. Es sind die Lebens- und Charakterbilder von zehn hervorragenden Mitgliedern des Hohenzollernhauses, die uns hier, historisch treu und nach den besten Quellen gezeichnet in ihrer Beziehung zu Gott und zum christlichen Glauben vorgeführt werden. Vortrefflich geschrieben, bilden sie eine köstliche Nahrung für das Gemüt und können als Stützen des Glaubens und Gottvertrauens dienen. Vorgeführt werden dem Leser: Friedrich II. Eisenzahn, Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., Johann von Küstrin, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, seine Gemahlin Luise Henriette, Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs des Großen, Königin Luise, Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta. Das Buch eignet sich auch vorzüglich zum Geschenk.

Eine Osterreise nach Jerusalem
über Aegypten und Griechenland

von

D. Bernhard Rogge,

Königlicher Hofprediger in Potsdam.

Mit 24 Abbildungen.

Lexikon-Oktav. Preis geh. 2 M 50 S, geb. mit Goldschnitt 4 M

== Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ==

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.



Unsere Kaiserin Auguste Viktoria.

Gedenkbüchlein
zur Feier ihres Geburtstages
dem deutschen Volke und seinen Kindern gewidmet
von
dem Verfasser der Schrift „Die Königin Luise von Preußen“.
Mit vier Bildern.

Volks-Ausgabe Preis 25 ⚄. Feine Ausgabe 50 ⚄.

Deutscher Reichs-Anzeiger 1c., No. 240, 11. Okt. 94. Vaterländisches. Das kleine Werk giebt in gedrängter Kürze eine vollständige Übersicht über den Lebensgang Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Es schildert in schlichter, aber zu Herzen gehender Sprache die Kindheit und das Leben im Elternhause, wo schon frühzeitig die Neigung, als Wohlthäterin der Armen und Kranken aufzutreten, entstanden ist. Weiterhin finden die Verlobung der Prinzessin, der Kummer um die schwere Erkrankung und den Tod des so hochverehrten Vaters, die mit dem damaligen Prinzen Wilhelm geschlossene Ehe und das eigene Familienleben eine anziehende Darstellung. Mit ergreifenden Worten wird des Schmerzes gedacht, den die Prinzessin durch den Verlust der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. im Jahre 1888 zu erleben hatte, und in erhebender Weise die Liebeshätigkeit der Kaiserin beschrieben. Die kleine Schrift ist geschmackvoll ausgestattet und mit den Bildnissen Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin geschmückt, sowie mit einem anderen Bilde, welches die Kaiserliche Mutter mit den sämtlichen sieben Kindern nach einer Photographie von Sella und Kunze in Potsdam darstellt, und einer Abbildung des Schlosses Primmkau. Der Preis der Volksausgabe ist bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren erheblich herabgesetzt.

Als Geschenk für junge Damen besonders geeignet:

Bilder aus unserer Könige Häusern. für die erwachsene weibliche Jugend.

Von

Anna Wendland.

Mit 7 Abbildungen.

1895. Preis geh. Mk. 1.80, in Prachtband Mk. 3.50.

Inhalt: 1. Ein Kaiserheim. 2. Tante und Nefte. 3. Das königliche Schloß. 4. Das Gutshaus zu Bornstedt und das Neue Palais. 5. Das Schloß zu Koblenz. 6. Das Schloß zu Charlottenburg. I. Im Schloßpark. II. Das Mausoleum.

== Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ==



Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.



Deutschlands Helden

in Krieg und Frieden.

Deutsche Geschichte

von

Karl Neumann-Strela.

Mit vielen Vollbildern und Textabbildungen.

Lex.-8°. Feines holzfreies Papier. 1281 S.

Drei Bände. Preis brosch. M. 16.—, gebunden in zwei Prachtbänden M. 20.—.

Kölnische Zeitung vom 24. Juni 1894. Wir können das Urteil, das wir über die bisher erschienenen zwei Bände dieses echt deutschen Wertes abgegeben haben, auch für den dritten, den Schlussband, wiederholen. Das Ganze ist in der That zu einem schönen nationalen Werke geworden, woran sich nicht nur unsere deutsche Jugend, sondern auch das ganze Haus, die ganze Familie erfreuen kann. In unserer Zeit, in der die zerstreuten Elemente so fleißig an der Arbeit sind, können solche Bücher, in denen ohne aufdringliche Marktschreierei in vornehmer Weise eine wirkliche Vaterlandsliebe aus den Bildern, sowie aus der lebendigen, frischen Darstellung von selbst entgegentritt, unserm deutschen Volke und besonders der Jugend nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Neue Preussische Kreuzzeitung 6. Mai 1894. Die Worte, die Sr. Maj. Kaiser Wilhelm II. 1890 sprach: „Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer“, bilden den leitenden Gesichtspunkt, von dem aus diese Geschichte verfaßt ist. Nach diesem Grundsatze hat der Verfasser sich bemüht, anstatt das Gedächtnis mit Zahlen und Namen zu belasten, lebensvolle Bilder aus der deutschen Geschichte, von ihrem ersten Upprunge an, in Verbindung mit den hervorragenden Männern der jedesmaligen Zeitabschnitte zu entwerfen. Drei volle Jahre hat der Verfasser seinem Werke gewidmet, das nicht nur den Helten des Schwertes, sondern auch den Helten der Friedensarbeit die gebührende Berücksichtigung zu teil werden läßt. Auch die Kulturgeschichte ist eingehend herangezogen. Das Werk schildert die deutsche Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart. Der erste Band beginnt mit einer Schilderung der Lebensweise der alten Deutschen. Die Friedens-Jahrhunderte bis zum Beginne der Völkerveränderung werden nur kurz behandelt, ebenso auch die Zeit bis zum Auftreten Karls des Großen. Die Schilderungen Heinrichs I., Ottos des Großen, Albrechts des Bären, Friedrichs I., Rudolfs von Habsburg, Ludwigs des Bayern, Friedrichs I. von Brandenburg und Maximilians I. sind besonders hervorgehoben. Mit dem Tode des letzteren 1519 schließt der erste Band. Der zweite Band beginnt mit Martin Luther. Es folgen die Kaiser Karl V., Ferdinand I., Rudolf II., Matthias, Ferdinand II. und der 30 jährige Krieg, die brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II., Johann Cicero, Joachim I. und II. etc. der Große Kurfürst, dessen Geschichte ein größerer Abschnitt gewidmet ist, Friedrich I., König von Preußen, König Friedrich Wilhelm I., mit dessen Tode 1740 der zweite Band schließt. Der dritte Band beginnt mit Friedrich dem Großen, führt uns seine Kriege und Heerführer vor und schließt mit des Fürsten Bismarck Besuch in Berlin im Anfang dieses Jahres. — Von Patriotismus durchweht, ist diese deutsche Geschichte ein mit vielen vortrefflichen Bildern geschmücktes Haus- und Familienbuch, unterhaltend, belehrend und bildend zugleich. Zu Geschenken ist es ganz besonders geeignet, da es der Jugend große Vorbilder aus fast allen Ständen vor Augen führt und deutlich zeigt, wie nur durch rastlose Arbeit, Zähes und unbeugames Festhalten am gesteckten Ziele sich Großes erreichen läßt.

Das Lehrerverein Nr. 13, 5. Mai 1894. Mit dem 3. Band liegt nun diese treffliche, mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis ausgearbeitete, mit vielen prächtigen Vollbildern und Textabbildungen versehene, mit einer großen Reihe von Dichterstellen aus den vaterländischen Dichtungen geschmückte, von den verschiedensten Blättern und Zeitschriften mit größter Wärme empfohlene Werk vollendet vor unsern Augen und wir können, was wir schon bei dem 1. und 2. Band als sehr wertvoll anerkannt, mit vollem Recht und großer Freude auch auf den 3. Band, der fast den doppelten Umfang der ersten Bände erreicht und zum Schluß mit einem trefflichen Sach- und Namensregister ausgestattet ist, ausdehnen und demselben, sowie dem ganzen Werke, unsere warmste Empfehlung mit auf den Weg geben. Die deutsche Geschichte von N. ist in Wahrheit ein Geschichtsbuch im edelsten Sinne des Wortes. Nicht nur die Helten des Schwertes, sondern auch die Helten der Friedensarbeit, sowie die Kulturgeschichte finden ihre gebührende Berücksichtigung. Von gesundem, warmem Patriotismus durchweht, ist das Werk ein nationales Haus- und Familienbuch, unterhaltend, belehrend und bildend zugleich. Zu Geschenken ist es ganz vorzüglich geeignet. Es führt der Jugend große Vorbilder aus fast allen Ständen vor Augen und sie nimmt in dem Lebensgang der Helten immer wieder wahr, daß nur durch rastlose Arbeit, Zähes und unbeugames Festhalten an dem gesteckten Ziele sich Großes erreichen läßt. Einen bedeutenden Vorzug bildet auch die prächtvolle Ausstattung des Wertes in Bezug auf Papier, Schrift und Abbildungen.

== Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ==



16
18
18
D: 1921

